Alfred Neumann

Der Held

Roman eines politischen Mordes

In dieser gleichnishaften Romandichtung geht unsre jüngste Vergangenheit vorüber. – Wieder hat Neumann sein überragendes Können bewiesen: in politischen Zusammenhängen das zutiefst verborgene Menschliche aufzudecken. Vor unsern Augen erstehen drei Tage des „Helden", Lebensaugenblicke von furchtbarer Wachheit und Hellsichtigkeit, die Erlebnisse des Entschlusses zum Mord, des Zögerns, der Tat, der Gewissensqual, sein Ringen um innere Lossprechung durch die Anerkenntnis seiner Schuld, – ein Sühnen durch tausendfachen Tod.

Weitere Bücher von
ALFRED NEUMANN

Der Teufel

Roman. 135. Tausend
Lein. M 4.80, Halbled. M 6.75

Mit dem Kleistpreis ausgezeichnet

Was für eine Technik des Schreibens! Welch ungeheurer Mut, welche Tiefe des Leids, welche Größe und Hoheit des einfach Menschlichen! Die Neumannsche Dichtung ist ein Werk von unerhörter Eindringlichkeit, Tiefe, Größe und Weite.
Die schöne Literatur, Leipzig

Rebellen

Roman. 45. Tausend
Lein. M 6.25, Halbld. M 9.—

Das ist Saft und Kraft, ist Gut und Blut, ist Wollen und Können, ist Erstreben und Vollenden, ist Umsetzung starker und eigenartiger seelischer Kräfte im Handeln. . . . Szenen voll klingender Seele und berauschender Glut.
Hamburger Fremdenblatt

Guerra

Roman. 30. Tausend
Lein. M 6.75, Halbled. M 9.—

„Guerra" gehört zu den besten und packendsten epischen Dichtungen der letzten Jahre und übertrifft in manchen Teilen sogar die berühmt gewordenen „Rebellen".
Pester Lloyd, Budapest

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Heinrich Förster

Alfred Neumann

Der Held

Roman eines politischen Mordes

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Geschrieben in Florenz und München
vom Sommer 1929 bis Sommer 1930

21. bis 30. Tausend

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
Copyright 1930 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Also sprach der Teufel einst zu mir:
„auch Gott hat seine Hölle: das ist
seine Liebe zu den Menschen."

Zarathustra-Nietzsche.

Masken

Das Haus des Revolutionsministers lag in so geringer Entfernung vom Parlament, daß der Hochverräter – wie er von Hubert Hoff und seinen Freunden genannt wurde – nur in ganz seltenen Fällen den Kraftwagen zu benutzen pflegte. Das wußte man. Man kannte auch die Stunde, in der er, begleitet von seinem verwachsenen und scheuen Sekretär, im Hauptportal des barocken Baus auftauchte, kurzbeinig und fest die Allee zum Parktor durcheilte, vor den beiden salutierenden Matrosenposten höflich und etwas lächerlich den Hut zog und immer den gleichen Zehnminutenweg wählte. Man hatte sich sehr große Mühe gegeben, jede Sekunde dieses wichtigen Stundensplitters auf ihre Eignung zu untersuchen. Man wußte jetzt Bescheid und kannte den gültigen Augenblick. Man kannte sogar – und es schauderte vor solchem Weitblick keinem – das Stück des Bürgersteigs, das unter die erwählte Spanne Zeit zu liegen kam (auf das der Blitz einschlagen wird, formulierte Hoff): fünfzehn gute Meter zwischen einem Gully und der Bordschwelle einer stillen Querstraße.

Die entscheidende Führersitzung der National-Liga, bedeutender Kampforganisation der gegenrevolutionären Bewegung, dauerte bis in die Nacht. Hubert Hoff vom Aktionskomitee, gerade zweiunddreißigjährig, verabschiedeter Kavallerieoffizier, ein schmaler zäher Mensch, der die innere Wildheit mit urbaner Haltung und die innerlichste Zartheit wiederum mit dem verwegenen Leben gut zudeckte, war begreiflicherweise der Mittelpunkt. Als er in den dicken Februarnebel der ersten Morgenstunden hinaustrat und endlich allein war, gab er sich, ernüchterten Kopfes, ohne weiteres zu, daß ihm die heftige Zuneigung dieser Männer, von denen mancher auf schiefer Ebene lag, keiner aber ein Feigling war, auf bestimmte Art, wie ein Narkotikum etwa, wohltat und die Hemmungslosigkeit seines Wesens von der Vernunftkontrolle befreite. Vor der körperlichen Verbindung, wie sie unter seinen Kameraden nicht selten war, hatte er von jeher die abweisende Scheu seiner normalen oder beinahe simplen Natur; aber die im tiefsten Grunde körperliche Wirkung ihrer soldatischen und gefährlichen Gemeinsamkeit, ihrer selbstverständlichen Vertraulichkeit und Nähe, ihres Willens, ihres Lobes und ihres Knabenhanges zur Verehrung nahm er immer wieder an, zwangsläufig wohl. Der schlechte Pfälzer belästigte viel mehr den Bauch als den Kopf. Der leichte Rausch kam nicht

vom Wein, nicht einmal von dem, was beschlossen und zu tun war, sondern von der Zärtlichkeit, die alle, vierzehn Männer zwischen fünfundzwanzig und fünfzig, Entwurzelte zumeist, aber auch Fanatiker mit gutem Einkommen – alle ohne Ausnahme an ihn, den Helden, verschwendeten. Er fing die Liebe auf, wurde immer wichtiger vor sich selber und vor den anderen großspuriger, als es seine Art war. Er gestikulierte, er rettete das Reich, er hatte es schon gerettet.

Jetzt schüttelte er den Kopf. Er schätzte den Überschwang nur bei den anderen. Bei sich war es billig. Außerdem litt die ganze Organisation an unsachlichen Gefühlen und vorgeschossenen Lorbeeren. Die Heldenverehrung bremste nicht nur das Tempo der Vorbereitungen, sondern behinderte auch jede Aktion selber. Was hatte schließlich der mächtige Aufwand an Geheimnis, Energie und männlicher Bereitschaft bisher erreicht? – Hoff hielt es sich zugute, einen klaren Kopf zu besitzen und diese Frage den Kameraden nüchtern und nachdrücklich gestellt zu haben. Seine Mimik vor der Tat war unnötig gewesen, beschämend für ihn und auch nicht ganz unbedenklich. Denn er wußte aus der Erfahrung des Krieges und des Nachkrieges, daß man die Gefühle, die man rief, nicht immer mit der wünschenswerten Wendigkeit losbekam.

Gefühle sind undisziplinierte und halten sich nicht in Reih und Glied. Jenes hübsche Mädchen aus Tirlemont, bei der er im August 1914 schlief und die er erschoß, weil sie ihn erschießen wollte, spukte bis heute in entlegenen Träumen. Das war nur ein Beispiel gewesen und ein abseitiges vielleicht. Hoff wurde ärgerlich: Wahrhaftig, das war ein völlig schiefes Gleichnis, eine Folge ganz anderer Voraussetzungen, ein bißchen Liebe, ein bißchen Mitleid. Aber daß er in diesem Augenblick daran dachte! Und schon wieder sah er über sich ihr verzerrtes und verzweifeltes Gesicht, als er ihr das winzige Revolverchen aus der Hand rang und es fünfmal gegen sie abdrückte. Und da er nichts als Gesicht und Hals sah, traf er fünfmal Gesicht und Hals, und schon nach dem ersten Schuß mußte er das Schulterchen halten, damit der Körper nicht auf ihn fiel; und in den fünf grob trommelnden Sekundenzehnteln zerbarst das gefällige Gesichtchen in fürchterliche Trümmer, in Entstellungen von irrsinniger Prägnanz der Menschenwidrigkeit, in einen Höllenfilm, einen zittrigen Atemzug lang, dessen fünf Akte von der Zerstörung des lieben Gottes im Hirn festsaßen, mit einer oft verfluchten Hartnäckigkeit. Bis zu jenem Flammenwerfer, einem der ersten, die an seinem Frontabschnitt verwandt wurden, von ihm, Hoff, Oberleutnant, freiwillig bedient, aus Freude am technischen Gerät

eigentlich – Flammenwerfer, ein Wort wie der Beiname einer mythischen Gottheit, ein zorniges Wort, ein tolles Gerät, das den englischen Sturmtrupp auffraß, zerschnitt, zersägte, stäupte und stach, bis nichts Kenntliches mehr da war und jedes Gewebe aufgelöst, Leben, Fleisch, Knochen, Haut, Kakhistoff und Wickelgamasche: ein Autodafé von so schauerlicher Konzentration, daß das in fünf Explosionen platzende Mädchengesicht an Nähe und Deutlichkeit verlor.

Jetzt blieb der Mann stehen und stampfte mit dem Fuß auf, sehr ärgerlich. Da rollten die blöden Gedanken wie ausgeschüttete Erbsen die Treppen hinunter in den Gemütskeller, unaufhaltsam und lächerlich. Unaufhaltsam? Nein. Man konnte aufhalten. Man konnte aus dem Vorfall wieder lernen. Das kam von der Gefühlsduselei nach Mitternacht und war im Grunde eine physiologische Angelegenheit, eine körperliche Schlaffheit. Doch man hat sich Gott sei Dank in der Hand, man reißt die Knochen zusammen, man kommandiert sich in die Nüchternheit oder richtiger gesagt: in die Gefühllosigkeit zurück, man gibt der Romantik, Mutter der Sentiments und fatale Marketenderin in allen Landsknechtlagern, einen Tritt. Das kann man.

Doch an den Schlaf war nicht gut zu denken. Abgesehen von der Spannung der Nerven, die nicht

wegzuleugnen und auch nicht blamabel war, hatte ihn die Beschäftigung, der er zu jener Zeit nachging, an wache Nächte gewöhnt. Er zog die Uhr. Es war kurz vor zwei, für das Geschäft ein wenig spät. (Der Ausdruck „Geschäft" für die „Imperial-Bar", der er als Eintänzer angehörte, hatte er von den Kellnern übernommen.) Doch sich zu abgestandenen Zeitungen in ein Café zu setzen, war noch trister. Er stieg in eine Autodroschke, die bockig anlief, und fuhr ins Geschäft. Schließlich hatte er den Smoking für diesen Fall angezogen. Es mag sein, überlegte er und seine Stimmung besserte sich — es mag sein, daß die Feierlichkeit der steifen Hemdbrust, der einzigen im Kreise der Sakkos und Windjacken, das ihrige zu seiner Ausnahmestellung in der Führersitzung beigetragen hat. Im gleichen Augenblick aber erinnerte er sich an einen eindrucksvollen, wenn auch bolschewistischen Holzschnitt, den er kürzlich in einer linksradikalen Zeitschrift sah: Darstellung eines befrackten Henkers. Hoff, konsequent, machte sich sofort über den Henker lustig.

Die Imperial-Bar verschoß ihr weißblaues Namenslicht ziemlich nutzlos; denn sie traf kaum mehr einen Passanten. Ein paar Autotaxi nur nutzten die Helligkeit aus, um ihrer Wartelangmut die Standlichter zu ersparen, und trugen voll Geduld ihre schlafenden Lenker. Diese Männer waren

Schlafkünstler, von Hoff oft bewundert, und unterschieden sich und ihre Temperamente nicht einmal durch die Stellung, die sie einnahmen; sie alle lagen mit dem Unterkörper auf der Steuerseite, mit dem Oberkörper auf dem Nebensitz und hatten, da sie die breiten Pelzkragen aufschlugen, insgesamt keinen Kopf. Hoff bezahlte seinen Mann und wußte, daß Wagen und Chauffeur sich den anderen anschlossen und in erstaunlich kurzer Zeit verlöschten und erstarrten wie jene. Er wußte aber auch, daß es genug Polizeispitzel unter den Fahrern gab und daß unter Umständen ihrer Taubheit wenig zu trauen war. Hoff pflegte die Menschen unter bestimmten Gesichtspunkten zu sehen.

Auf dem Trittbrett des ersten der wartenden Autos hockte ein Schatten. Das war ein zwerghafter Mensch, der den Wasserkopf tief zwischen den Schultern trug, ziemlich widerwärtig, schon äußerlich nicht ganz geheuer. Dieser Mensch wurde, jedenfalls wegen seiner Mädchenstimme, Paula gerufen. Er lebte wiederum von den Autos, sozusagen als Verbindungsmann zwischen den müden Halbgöttern in der Bartür und den bereiten Fahrzeugen. Er hatte eine besondere Technik, im Bedarfsfall den aufzurufenden Chauffeur in möglichst schneller Zeit zu wecken, während der fünf Meter Anfahrt den Schlag zu öffnen und ihn hinter den

Fahrgästen nicht eher zu schließen, bis er sein Honorar empfangen hatte. Als kaltblütig rechnendes Wesen empfahl er sich außerdem den Kokotten, die das Lokal besuchten, als Glücksbringer und erlaubte ihnen gegen kleines Entgelt, ihm über den Buckel zu fahren, den er übrigens nicht hatte. Seine Wirbelsäule war wohl etwas verbogen, der Eindruck des Verwachsenseins kam aber nur von den hohen Schultern und dem zu kurzen Hals. Für Mädchen, die ausdrücklich den Höcker verlangten, konnte er auf unwahrscheinliche Art ein Schulterblatt herausdrücken.

Dieses peinliche Geschöpf nahm in Hubert Hoffs Augen eine besondere und fatale Stellung ein; denn er war im Bezirk der Imperial-Bar der einzige, der von Hoffs politischer Tätigkeit eine Ahnung hatte. Er pflegte den Eintänzer mit einer gewissen Hingerissenheit zu grüßen und in der Sekundenspanne des Eintritts oder Austritts auf aktuelle Vorgänge der Politik mit ganz kurzen, aber klar gegenrevolutionären Formulierungen einzugehen. Hoff, der ihn für einen Provokateur hielt, antwortete kaum und hatte schließlich versucht, ihn durch eine ziemlich grobe Erklärung seiner Gleichgültigkeit in politischen Dingen loszubekommen. Aber des Kleinen Glotzaugen blieben gläubig an ihm hängen; und dann hatte er etwas Verblüffendes geflüstert:

das von der Liga ängstlich gehütete Geheimnis, daß der berühmte Freikorpsführer Hartmann in der Stadt sei. Hoff war im Gegensatz zu seinen Kameraden beherrscht und vorsichtig; er hatte getan, als höre und begriffe er nicht. Doch er erkundigte sich gelegentlich bei dem Listenführer der Organisation nach dem Zwerg und ließ ihn auf die Abwehrliste C setzen (Spitzel minderen Ranges, gemäßigte Sozialisten, ein paar Parteisekretäre und liberale Redakteure, kurz: subalterne Gegner von nur mittelbarer Gefährlichkeit), nachdem es sich herausgestellt hatte, daß er der Bewegung unbekannt war.

In dieser Nacht erwartete der Zwerg Paula nicht mehr den Eintänzer Hoff (oder Umberto, professeur de danse, wie er im Programm hieß). So übersah er sein Kommen, was Herrn Hoff nur recht war. Auch der mit Prunk gekleidete Türhüter, ein früherer Hartschier namens Huber, etwas läppischer, also unbrauchbarer Anhänger der alten Zeit, unterbrach die Ermahnungen, die er einem krank aussehenden, ihn um Fahrgeld angehenden Tanzmädchen zusammen mit dem kleinen Geldschein zuteil werden ließ, und begrüßte den Eintretenden mit der Versicherung, daß nichts mehr los sei. Er betitelte — wie übrigens auch der Zwerg Paula — Herrn Hoff mit Professeur oder Rittmeister, je nach Stimmung, und achtete streng darauf, daß die klei-

nen Mädchen, denen er sozusagen als Personalchef vorstand, ihn selber mit „Herr Leutnant" anredeten; denn er hatte den Krieg als Offizierstellvertreter in einem Bekleidungsamt abgeschlossen.

Es war in der Tat nichts mehr los. Die wenigen Gäste, die in ihren Verschlägen rings um die leere Tanzmanege saßen, beschäftigten sich mit ihren Mädchen, der Umwelt schon sehr entrückt. Die Einzelgänger ohne Sekt und Frau, Tanzschnorrer, Mokkatrinker und Portokassenkavaliere, hielten nur an Sonnabenden, Sonntagen und Monatsersten bis in die ersten Morgenstunden durch. Die Kellner nannten sie Einspänner und behandelten sie schlecht. Jetzt fehlten sie bis auf einen, mit dem es eine besondere Bewandtnis hatte. Die Musik machte immer größere Pausen, die der sich langweilende Schlagzeugspieler, eigentlich ein Phänomenologe, unregelmäßig und erschreckend mit dumpfen Schüssen der Fußpauke ausfüllte.

An einem abseitigen Tischchen saßen die beiden Lokalinhaber und rechneten mit dem Ober, einer Botschafterphysiognomie, ab. Von den beiden Chefs war der Repräsentative ein echter Graf, der sein Nachkriegsleben auch als Eintänzer begann, durch seine bewundernswerte Figur und sein etwas morbides Antinous-Gesicht schnelle Karriere machte und politisch von beschämender Gleichgültigkeit war.

Jeder Dame, die in Herrenbegleitung erschien (natürlich nicht den Professionellen des Hauses), wurde von Leutnant Huber die gräflich gekrönte und genealogisch bedeutsame Visitenkarte in die Hand gedrückt, auf der in zierlichster Kursiv zu lesen stand, wie sehr der Standesherr sich über den Besuch freue und welches Vergnügen er ihr versprechen zu können glaube. Das war die vollkommen selbständige und zumal in Revolutionszeiten wirksame Idee des einwandfrei befrackten Repräsentanten und so ziemlich die einzige Mitgift, die er außer seiner bestechenden Persönlichkeit ins Geschäft mitbrachte.

Der Geldgeber, der andere, war unansehnlich, blond, stupsnäsig, aber bärenstark, ein trefflicher Boxer und von den Lokalkrakeelern sehr gefürchtet. Dieser Herr mit Namen Salmon, der das überflüssige O rätselhafterweise selbst aus behördlichen Namenspapieren herauszuwerfen verstanden hatte, war bis zum Krieg Untermann in einer international bekannten Varieté-Athletikgruppe, dann in England interniert, wo er von dem Lagerkommandanten, einem Boxmeister, als Sparring-Partner ausersehen wurde und seiner beträchtlich angesammelten Wut in gültiger Form Luft machen konnte, dann in einem englischen Militärgefängnis, weil sein Gegner doch schließlich an einem furchtbaren (und verbotenen) Nierenschlag zugrunde ging, nach

dem Krieg und seiner Entlassung mit wenig Glück Berufsboxer, mit mehr Glück Boxkampfunternehmer, mit ausgesprochenem Pech Börsenspekulant und schließlich, schon ruhebedürftig, Geschäftsführer der Imperial-Bar-G. m. b. H. Er war ein nicht unsympathischer und nicht einmal unanständiger Mensch, wenn auch etwas geschwätzig. So hatte Hubert Hoff die salmonische Lebensgeschichte mehr als einmal anzuhören, vor allem den entscheidenden Boxkampf mit dem englischen Militärmeister. Er, Hoff, dagegen blieb schweigsam und erzählte nichts von sich, auch als Salmon seine Neugierde nicht mehr beherrschen konnte und nach Eltern und Leben des Professeur und Rittmeisters fragte. Sein Vater sei zehnfacher Millionär gewesen, pflegte Hoff zu antworten, sonst nichts, und dabei auf unverschämte Art zu grinsen. Politisch war Salmon undurchdringlich. Hoff hielt ihn für einen Rebellen.

Der Graf, der Herrn Hoff auf Grund der Empfehlung eines Regimentskameraden und eines virtuos vorgetanzten Tangos engagiert hatte, empfand gegen ihn von Anfang an eine Abneigung, die von Hubert erwidert wurde, ohne daß der eine oder andere sich über die Gründe klar werden konnte und ohne daß sie sich im Verlauf der ziemlich reibungslosen Zusammenarbeit näherkamen. Sie sprachen miteinander niemals mehr als das beruflich not-

wendige. Sie vermieden schon in der ersten Stunde peinlich jedes Wort, das in den Bereich persönlichen Interesses abgleiten konnte. Vielleicht hielten sie sich beide für Schwindler, vielleicht aber war es auch eine Art von Scham. Wenn Salmon mit einer privaten Frage gegen Hoff ausholte, entfernte sich der Repräsentative mit gewölbten Brauen.

Hoff hatte sich für diesen Abend entschuldigt. Als er dennoch kam und zu so später Stunde, quittierte Salmon solche Pflichttreue mit einem freundschaftlich-spöttischen „Cheer!" (er pflegte nur in englischer Sprache zu ironisieren) und grüßender Hand. Der Graf hob nur den Kopf, sein Einglas blinkte. Dann rechneten sie weiter. Von einem nahen Tischchen leuchteten in Belladonna die Augen der Berufstänzerin Ly, eigentlich Lilly Schmid, einem fünfundzwanzigjährigen ehemaligen Kinderfräulein, der Partnerin Hoffs — „Umberto und Ly, das mondäne Tanzpaar" — der Ly, eines gelbblonden, dünnen, frigiden Mädchens mit den erforderlichen schönen und langen Beinen. Sie war vertraglich verpflichtet, bis zwei Uhr das Lokal durch ihre Anwesenheit zu erfreuen (so lautete der höfische Text des gräflichen Autors), auch wenn sie nicht mehr tanzte — auch wenn sie, wie heute, keinen Kavalier hatte. Sie hatte sich gelangweilt; sie hob jetzt, froh über Hoffs Ankunft, den nackten Arm. Sie rief mit

ihrem dünnen Girlstimmchen: „Umberto!" (laut Vertrag galt im Dienst nur der Künstlername) und sprach auch das R englisch-gaumig aus. Das fand der Graf, zugleich Regisseur, hübsch und das wurde auch in einem grotesken Stepptanz, nur Sonnabends und Sonntags, als Schlußapotheose verwendet. Umberto hatte mit „Ly!" zu antworten, mit ebenfalls angelsächsischem L, und die Dame, die daraufhin auf ihn hinaufhüpfte und, die Arme und den Oberkörper loslösend, seine Hüften mit den Beinen umschlang, wirbelnd um sich als Achse zu schwenken.

Doch Hoff kam nicht zu ihr, wie die Chefs, die Kellner, die Musiker und übrigens auch jener besondere Einzelgast es erwarteten, sondern er blieb stehen, ihr freundlich zuwinkend, schien etwas zu überlegen und ging dann an den Tisch der Chefs. Der Schlagzeugspieler half ihm durch einen mächtigen Paukenschlag und durch ein dreimaliges Hupen. Mädchen kreischten. Die Chefs fuhren auf, der Ambassadeur, Ober Charles, der von den Angestellten Exzellenz genannt wurde, bewegte mißbilligend die weißen Brauen. Ob er störe, fragte Hoff. Never, sagte Salmon; der Graf kreuzte die Beine, sah auf seine Lackschuhe und hatte dünne Lippen. Hoff sah den Ober Charles an; aber Charles ging nicht. Dieser Mann haßte ihn und jeden Offizier – selbst den

unblutigen Grafen, der nie aus Brüssel herausgekommen war — weil sein einziger Junge, Rekrut, noch in den letzten Oktobertagen 18 gefallen war. Hoff fand diesen Haß unsinnig, wenn auch entschuldbar.

„What's to day, Rittmeister?" fragte Salmon, und warum er überhaupt noch gekommen sei. Aus Freude am Beruf, behauptete Hoff, und was sein Anliegen betreffe: er habe den Herren mitzuteilen, daß er bedauerlicherweise aus privaten Gründen genötigt sei, am Ende der laufenden Woche seine Tätigkeit in der Imperial-Bar einzustellen, also seinen auf monatlicher Kündigung beruhenden Vertrag zu brechen, und daß er es den Herren überlasse, ob sie ihn zur Zahlung der vorgesehenen Konventionalstrafe verurteilten oder ob sie sich mit der Stellung eines Ersatzmannes in der Person des bekannten Tänzers Ernest von dem eben verkrachten Luna-Kasino zufrieden gäben. Ohne ein Zeichen des Erstaunens oder der Mißbilligung entgegnete Salmon sofort, er habe die Hälfte der Konventionalstrafe zu entrichten und außerdem Ersatz zu bringen; eben diesen Ernest, der seinerseits sich den Abzug der anderen Bußgeldhälfte von der Gage dieses und des nächsten Monats gefallen lassen müsse. Dann machte er eine kleine Pause und fragte geradezu:

„Was sind denn das für private Gründe?"

„Familienangelegenheiten."

„Ach — oder ein Engagement bei der Konkurrenz, na?"

„Möglicherweise."

„Oder Auslandsengagement, was?"

„Möglicherweise."

Dem Grafen wurde es zuviel. Er hob den Kopf und sagte in seiner gedrängten Form: „Wenn gehen wollen — bitte."

Hoff beendete diese Unterhaltung mit einer kleinen Verbeugung und ging zu Ly. Salmon, der Graf und Ober Charles kamen übergangslos auf ihre Abrechnung zurück. Für sie, als Leute des Geschäfts, galten Zwischenfälle dieser und noch weit stärkerer Art nicht viel. Als neulich, auch zur Stunde der Abrechnung, einen schwerbetrunkenen Gutsbesitzer gesetzten Alters der Schlag traf, in einer der besten Sektlogen, zehn Meter entfernt, hatte die Unterbrechung ihrer Tätigkeit kaum länger gedauert, mit dem Unterschied, daß der Graf, der krasse Darstellungen des Schicksals nicht sehen konnte, sich mit dem Rücken gegen das Lokal setzte. Daß dem Mister Salmon die Kündigung des Eintänzers, den er jedenfalls wegen seiner Lebendigkeit gern hatte, ein wenig leid tat, daß der Graf das vage Gefühl einer Erleichterung und Ober Charles die manische Empfindung eines Siegers verspürte, ging logischer-

weise die Abrechnung nichts an, die überdies als Endziffer zu wünschen übrigließ.

Umberto und Ly hatten kein Verhältnis miteinander, entgegen der Meinung des ganzen Lokals. Den Mann reizte sie nicht, auch wenn sie nicht genötigt gewesen wäre, von einer bestimmten Höhe der Zeche ab (zwei Flaschen deutschen oder eine Flasche französischen Sektes) dem betreffenden Kavalier auch für den Rest der Nacht Gefolgschaft zu leisten, wünschte er es. Und für Lilly Schmid brauchte nach ihrem freimütigen Geständnis, das sie gerne jedermann wiederholte und das jeder Kellner kolportierte, das Lieben nicht zu existieren. Sie schätzte ihren Partner, weil er ein „Herr" war, im Gegensatz zu anderen Kollegen, die nicht ohne Grund von ihr als „Kerls" oder sogar als „Schweine" charakterisiert wurden. Aber sie empfand auch ein bestimmtes Mißbehagen gegen seine Kühle und seine Höflichkeit, vielleicht weil sie an beides nicht gewöhnt war, vielleicht aber auch, weil ihr guter Instinkt in ihm eine Welt witterte, die sie nicht kannte, aber die gewiß wenig mit seiner äußeren Haltung zu tun hatte. Alles in allem: sie fürchtete ihn mehr, als sie ihm traute. Und da sie auf unmittelbare Erklärungen aller Phänomene hielt, sagte sie sich und ihm, daß ihre Angst von seinen Augen käme. Seine Augen, tiefliegend und ungewöhnlich langwimperig,

wechselten allerdings irritierend von graubraun zu graugelb.

Sie war natürlich neugierig; aber vor ihm hütete sie sogar ihre Neugierde. Sie fragte ihn nicht nach dem Inhalt der kurzen Szene am Tisch der Chefs, sondern sagte ihm, daß es an stillen Tagen ohne ihn zum Sterben langweilig sei: kein einziger anständiger Tänzer außer dem kleinen ungarischen Studenten mit dem zischenden Namen, der aber so abgebrannt sei, daß er sich nicht einmal ein Kirschwasser leisten konnte und nach zehn Minuten wieder gegangen sei. Mein Gott, sonst sei natürlich der warme Seelendoktor dagewesen, selbstredend mit seinem Freund José, bei dem ja nur die prall über dem Gesäß sitzende Hose und das Affenjäckchen spanisch seien; und der Doktor tanze ja nicht, sondern spräche nur Unanständigkeiten, die sie beim besten Willen nicht verstünde. Lilly geriet mit ihrem quicken Schwatz sehr oft ins Uferlose. Trotzdem hätte Hoff Gelegenheit genug gehabt, sie an der rechten Stelle zu unterbrechen und ihr zu sagen, daß er nicht mehr sehr lange die öden Stunden und auch nicht die lebhaften dieses Lokals mit ihr teilen werde – oder wie man sonst Änderungen einschneidender Art andeutet. Er hatte jetzt erst den besonderen Einzelgast entdeckt und war, den Rauch der Zigarette in die Lungen ziehend, in Gedanken geraten. Plötzlich sagte er:

„Der Kerl ist doch immer da."

„Wer?" fragte sie.

„Mein sogenannter Doppelgänger."

„Ach, diese Fahne auf Halbmast", sagte sie geringschätzig, ohne hinüberzublicken.

Das Gleichnis war gut, wie manche ihrer eiligen Bemerkungen. Hoff lächelte ein wenig. Das Doppelgängertum jenes Herrn war fragwürdig, wie meistens die Ähnlichkeit zwischen fremden Menschen. Hubert Hoffs Gestalt und Gesicht zumal, vielleicht mit Ausnahme der Augen, waren von durchschnittlicher Prägung, in hundert anderen wiederholt. Auch jener Herr war mittelgroß und gut angezogen, hatte die fahle Haut übernächtigter Menschen, ein dunkles Schnurrbärtchen, eine klare, mehr breite als hohe Stirn, dunkles, etwas fettglänzendes Haar mit korrektem linken Scheitel. Aber die Augen waren ganz anders: gütiger, stumpfer, etwas kurzsichtig, oft zusammengekniffen. Der Mund, das Kinn, die Hände waren anders. Und über den ganzen Menschen und seine spärliche Bewegung war die Traurigkeit ausgegossen, die Lilly Schmid glossierte. War Hoff traurig? Bei Gott nicht. Jener andere, der seinethalben ein trister Bruder von ihm sein konnte, ein Herbstgeborener, ein Saturnbeschwerter, war in der Tat fast jeden Abend im Lokal, immer allein, immer von elf bis zwei, immer

eine Flasche des gleichen schweren Burgunders trinkend und mit verhangener Aufmerksamkeit die Menschen in seinem Blick betrachtend, die Paare, die Tanzenden, die sich Gehenlassenden. Nur an den Sonnabenden und Sonntagen kam er nicht. Da er mit niemandem sprach, blieben seine Personalien unbekannt. Die Kellner, die gerne mit ihrer Welt wie mit einem Tablett voller Gläser handfertig und etwas kleinlich sensationell umgingen, sich über seine Ähnlichkeit mit dem Eintänzer nicht beruhigen wollten und sie bis zum Schnitt des Smokings, des Eckkragens und der schwarzen Krawatte nachwiesen, nannten ihn, den bürgerlichen Namen des Professeur nicht witzlos verlängernd: „Die Hoffnung". Sie hielten ihn für ungemein reich, da einmal Ober Charles, kassierend, in der Brieftasche des Gastes fünf englische Pfundnoten wahrnahm, und sagten ihm ohne weitere Begründung, nur weil es in ihren und den Zeitgeist paßte, ein schlechtes Gewissen nach. Das bedeutete, daß sie keinesfalls erstaunt wären, ihn eines Tages als Giftmörder, Sexualverbrecher, Spion einer fremden Macht, Millionendefraudant, Mädchen- oder Giftgashändler entlarvt zu sehen.

Da er niemals tanzte, keinen Gefallen an der Gesellschaft der Lokaldamen bekundete und durch sein tristes Wesen gegen den Sinn des Unternehmens verstieß, stand der nüchternen Lilly Schmid

Interesse an dem Herrn, der Hoffnung hieß, in umgekehrtem Verhältnis zu dem der Kellner. Sie hatte den Einwurf Umbertos und ihre eigene Metapher im Nu vergessen und dachte an keinen Zusammenhang, als ihr Partner verwunderlicherweise der Kapelle das D-Zeichen gab. Dieses Signal – mit dem gestreckten Zeigefinger der Linken und dem gespreizt angelegten Daumen und Zeigefinger der Rechten auf simple Weise gegeben – bedeutete Damenwahl, einen etwas anrüchigen Trick turbulenter Sonntagsnächte, der zumeist für die jeweilige Paarung bestimmend war und darum für die noch einsamen Damen von beruflicher Wichtigkeit wurde. Zu dieser gähnenden Stunde war sie sinnlos. Doch noch ehe Lilly ihren Protest aussprechen konnte, brüllte schon der Schlagzeugmann, froh über jede Abwechslung und exzentrisch von Natur, die Parole durch das Megaphon, jede Silbe durch einen Paukenschlag trennend. Der Beifall, den daraufhin die Damen laut Anweisung des gräflichen Regisseurs zu äußern hatten, klang jetzt sehr dünn und wurde zum Teil von der belustigten Kapelle ausgeführt. Der Graf selber blinkte kurz mit dem Einglas, kümmerte sich aber nicht weiter um den subalternen und schließlich nicht schädlichen Spaß. Salmon sagte friedlich, ohne aufzuschauen: Madmen. Das Orchester, das seinen Witz verschwenden wollte, intonierte einen ziemlich

schwierigen Rhythmus, einen Paso duplo, der kaum für Allgemeintänze verwendet wurde und aus dem Repertoir der Vortänzer stammte.

Hoff bat seine Partnerin, Hoffnung aufzufordern. Er sagte es freundlich, aber in der knappsten Form und ohne jede Begründung. Lilly Schmid ihrerseits, vom Angelsächsischen, ja von jeder Höflichkeit weit entfernt, äußerte jetzt scharf berlinisch ihre Zweifel an seinem Verstand. Hoff lächelte etwas verschlagen und im Grunde nicht ganz bei der Sache. Dringlich aufgefordert, doch endlich den Zweck seines offensichtlich sinnlosen und launischen Begehrens zu nennen, blieb er noch ein paar Sekunden stumm und etwas verkniffen hinter dem Rauch seiner Zigarette und äußerte dann etwas von psychologisch-charakterologischem Interesse. Gegenüber dem exotischen Glanz solcher Fremdwörter war Lilly Schmid schwach, wie der durchtriebene Umberto wußte. Sie konnte durch den psychoanalytischen Jargon jenes sonst peinlichen Doktors, dessen José hartnäckig, aber doch prachtvoll auf dem einen Wort „schizophren" hohe Schule ritt, in eine beinahe metaphysische Verzückung geraten und suchte die Gesellschaft des sonst für sie nutzlosen Gelehrten nur aus diesem Grund. Jetzt stand sie auf, das kaum mehr ärgerliche, ja schon respektvolle Gesicht trug mit zwei winzigen Falten des Stirnchens die Last

der Fremdwörter. Sie ging um die Tanzmanege herum zum Tisch des traurigen Mannes und zeigte schon nach wenigen Schritten das zugleich hübsche und dumme Lächeln wie im Licht der roten Scheinwerfer, in das ihre Tanzdarbietungen vertraglich getaucht waren.

Sie ging allein, weil die anderen Damen ohne Ehrgeiz waren oder auf den Widerstand ihrer Herren stießen, die in der späten Stunde, ihrer Aussichten durchaus gewiß, Komplikationen wie der aufgespielten für die schweren Glieder scheuten. Die scharfsichtigen Musiker waren die ersten, die das Ziel der Tänzerin Ly erkannten und mit Hallo und Bravo begrüßten. Die Kellner, soweit sie nicht dem Tisch der Chefs zu nahe standen, stimmten ein und begingen dadurch einen Akt der Disziplinlosigkeit, die Herrn Salmon berechtigt hätte, sie an die Luft zu setzen. Doch sie waren sehr neugierig und dadurch ohne weiteres unvernünftig und sogar erregt, ein seltener Zustand bei ihnen. Außerdem standen sie nach Möglichkeit in Deckung. Dieser Angriff Hoffs auf Hoffnung, von Bild auf Spiegelbild, Geheimnis auf Geheimnis, schlechtem Gewissen (jedenfalls) auf schlechtes Gewissen (augenscheinlich) – kurz, dieser Bruderkampf, indirekt und pikant ausgefochten, war für den flauen Abend unerwartete Sensation mit wahrscheinlich groteskem, also amüsan-

tem Ausgang. Den Kellnern klopfte das trainierte Herz. Für die Chefs indessen war der Beifall nichts Besonderes, eine normale Folge der Damenwahl, die übliche Haltung des Publikums, welches sie nicht hoch einschätzten oder gar verachteten: sie sahen nicht auf die Szene.

Der Angegriffene selber ahnte noch nichts von seiner neuen Bedeutung. Er saß mit gekreuzten Armen und Beinen, hatte das Gesicht hinter dem Rauch seiner Zigarre und den Blick hinter seinen Gedanken, in dieser Haltung tatsächlich dem nachdenklichen Hoff sehr ähnlich. An aller Grade Lärm an diesem Ort gewöhnt, achtete er weder auf Signal noch auf Hallo und Bravo. Hoff beobachtete ihn. Der Traurige blies jetzt die Wolke von seinem Gesicht fort; aber er schaute nicht nach links, von wo Ly herankam — schönen Ganges, die Hüften zugleich lässig und lockend wiegend, wie sie es von der vorbildlichen Raquel Meller im Film gesehen hatte, spanischen Ganges also und dumm lächelnd — er sandte plötzlich seinen Blick von innen nach außen und sah, die Augen leicht zusammenkneifend, den Eintänzer Umberto an.

Hoff bekam harte Backen und zerbrach das Zündholz, das er zwischen den Fingern hielt. Hoffnung, der Trauergast, die Halbmastfahne, sah nicht den Rittmeister a. D., den Ligaführer, den politisch be-

deutungsvollen Hubert Hoff an, sondern den Eintänzer Umberto von der mondänen Tanzfirma Umberto und Ly. Die Unterscheidung war lächerlich, wehrte sich Hoff; denn jener kannte ja nichts vom Hoff und nur das Technische vom Umberto. Die Unterscheidung war nicht lächerlich; denn der Blick galt dem Deklassierten. Er wäre also ohne die heimliche Präsentierung des anderen Menschen, des wahren Hoff mit Titeln und Würden, nicht zu ertragen gewesen. Warum aber kam solche Hoffart in diese guten und bekümmerten Augen — Manifest des Abstandes?

Jetzt war die Dame Ly an Hoffnungs Tisch. Er hob scheinbar ohne Überraschung den Kopf, stand auch als wohlerzogener Mann sofort auf, hörte aufmerksam den freundlich gelispelten Wunsch der Tänzerin an und verbeugte sich in höflicher Zustimmung. Die Spannung der Kellner und Musikanten wuchs: Hoffnung, Nichttänzer, nahm an, ohne Verlegenheit gar, und wird sich jetzt blamieren. Der Saxophonist, ehemaliger Kommilitone des Schlagzeugspielers, wechselte mit dem Freund den Blick, der besagte, auf dem Höhepunkt der tänzerischen Katastrophe ihre Instrumente wimmern, heulen und schießen zu lassen. Auch Hoff beugte sich vor, nicht so sehr gespannt wie gequält. Warum denn nur gequält? Die Pein, in die er den tristen Bruder schickte,

war möglicherweise nur der winzige Auftakt einer für den anderen qualvolleren Beziehung und bereits die gerechte Strafe für den bewiesenen Hochmut. Man sollte doch nicht den Abend mit jenen fatalen Rücksichten beschließen, die man wacker davongejagt hatte.

Es kam auch ganz anders. Schon an der Art, wie Hoffnung seine Dame umfaßte – oder fachmännisch sportlich ausgedrückt: wie er startete –, erkannte Hoff den geübten Tänzer. Der Tanz selber zeigte den arg unterschätzten Herrn nicht nur als Meister, sondern auch – und das war das Besondere, das beinahe Aufreizende – als erstaunlichen Kopisten des Professeur Umberto. Reihenfolge und Entwicklung der langschrittigen oder raffiniert synkopierten Figuren hielten sich in einer Weise an die Hoffsche Kunstübung, daß die Dame Ly mit wahrhaft glücklichen Augen die beruflich artistische, eigentlich eben nur dem Umberto gehörige Partnerschaft bieten konnte. Zur vollkommenen Täuschung trug dann noch die körperliche Technik ihres Tänzers bei, dem die bekannte, elastische und straffe, mit den Schultern leise regierende, nicht breitbrüstige, sondern rechtsschultrig vorgedrehte Tanzhaltung Umbertos zu übernehmen bis zur charakteristisch hohen und zurückgenommenen Lage der linken Hand glückte. Die Schlußpirouette allerdings, zu der Ly ohne weiteres bereit war – ihr

beinahe akrobatisches Umsichselbstdrehen innerhalb der letzten Figur – machte Hoffnung nicht mit, wohl weil sie ihm zu professionell war. Er kümmerte sich nicht um den Schwungversuch ihres Körpers, hielt sie fest, wie Banjos und Saxophon zu ihrem Amen aufliefen, heftig und abrupt wie auf eine Klippe, und ließ sie dann los, ein wenig eilig sogar. Den Kopf gesenkt, das Gesicht etwas rot, folgte er ihr durch die Manege bis zu den Stufen zum Zuschauerraum, nicht etwa bis zu ihrem Tisch. Dort verabschiedete er sich von ihr durch eine kleine Verbeugung und durch ein kleines Danke.

Die Beobachter – Hoff, die Musikanten und die Kellner, also Sachverständige – waren durch die unerwartete Leistung oder durch die Ironie der ganzen Szene so überrascht, daß sie sich aufs neue und unter ganz anderen Voraussetzungen mit dem Doppelgänger beschäftigen mußten und sich recht still verhielten. Es wurde nicht geklatscht. Ly, die sich nicht mehr zurecht fand, machte ein verlegenes Gesicht. Hoff stand auf, noch ehe seine Partnerin zurückgekehrt war, und schlenderte in der anderen Richtung um die Tanzarena. Die Kapelle intonierte den schnellen und lauten Schlußtanz, um den Eindruck zu verwischen, der ihr selber unangenehm zu sein schien. Die Kellner wurden wieder durch die aufbrechenden Gäste beschäftigt. Man achtete nicht auf

den Professeur, der plötzlich schneller ging. Hoffnung hatte sich nicht mehr an seinen Tisch gesetzt, sondern stehend seine Rechnung gefordert. Jetzt zahlte er. Hoff war fünf Schritte hinter ihm und nahm die Zigarette aus dem Mund. Er räusperte sich. Hoffnung drehte sich um: aber er sah ihn nicht. Nein, er sah ihn nicht – oder er sah ihn, wie man Luft sieht oder einen Gegenstand, der den Blick nicht festhält. Der Blick überglitt ihn und kehrte zum Ober Charles zurück, der für das Trinkgeld dankte. Hoffnung ging. Seine Haltung war schlapp, mit der des Rittmeisters Hoff nicht zu vergleichen, von der eigenen Tanzhaltung merkwürdig unterschieden. Ober Charles lächelte wie ein saturiertes Mitglied des Wiener Kongresses. Tänzer Umberto hatte eine fahle Gesichtsfarbe und nervöse Hände. Er sah in eine andere Richtung. Dann schlenderte er an seinen Tisch zurück.

Lilly ließ sofort ihrer Begeisterung freien Lauf, zugleich auch ihrer Entrüstung über die Verständnislosigkeit und Undankbarkeit der Zuschauer. Über den Erfolg des Unternehmens hatte sie an den wissenschaftlichen Zweck vergessen, sogar an ihre frühere Abneigung gegen den unfrohen Gast. Wenn, entgegnete Hoff und machte eine Pause, um sich eine neue Zigarette anzuzünden – wenn dieser Mann nicht offensichtlich in guten Verhältnissen sein würde, stolzer Amateur, kurz: Kavalier, dann wäre er in

der Tat verblüffender Ersatz für ihn, Umberto, der vor einer Viertelstunde außerordentlich gekündigt habe – Familiengründe, kein Neuengagement; so vollkommener Ersatz, daß nicht einmal die bewährte Firma Umberto und Ly und die Programme geändert zu werden brauchten: so aber sei der Ersatzmann Herr Ernest vom Luna-Kasino, Gentleman-Zuhälter. Das war der Lilly Schmid zu viel für so wenige Minuten; die Form seiner Mitteilung war ihr auch zu häßlich: sie stand auf, schluckte Tränen, preßte ein winziges Taschentuch gegen den Mund und ging mit kleinen, schnellen Schritten in ihre Garderobe.

Hoff blieb sitzen, bis die Frau wieder auftauchte, im Pelz, ohne Blick für ihn, und dem Ausgang zustrebte, das Kinn erhoben, gekränkt und unschuldig. Er blieb sitzen, bis die Chefs gegangen waren – Salmon mit angelsächsisch-jovialem Handschwung zu ihm hin, der Graf mit letztem Blinken des Augenglases – bis die Musikanten gegangen waren, die Instrumente im Arm wie müde Bräute, der Phänomenologe als letzter, weil er sein umfangreiches Schlagzeug nicht mitnahm, sondern sorglich zudeckte: ein blasser Brillenmensch plötzlich, abgespellt vom geliebten Lärm, dem leisen Hungerleben wieder für zwanzig Stunden ausgeliefert, unglücklich. Es gingen Ober Charles und die anderen Kellnerwürdenträger mit schwarzer Kravatte, die subalternen mit weißer

Binde, bis auf die armen kleinen unterernährten todmüden Pikkolos, jetzt Tischabdecker.

Auch Hoffs Tischchen war plötzlich nackt, von überaus häßlicher, grindiger, runzliger Haut. Hoff stellte dies alles fest. Er war peinlich wach und gedankenwendig. Was er sah, verglich und bedachte, wurde immer unfreundlicher. Er nahm es als geistige Übung hin, nützlich für die Zukunft. Gegen sich selber ziemlich ehrlich, stellte er auch fest, warum er so lange blieb: er wollte sich um die Begegnung mit Zwerg Paula drücken. Mut unter allen Umständen war Verschwendung für einen, der seit sechs Jahren von seiner Mutsubstanz lebte, ohne Hoffnung auf Rente, aber mit immer stärkerer Spekulationsbereitschaft. Verschwendung in diesen Tagen vor dem großen Einsatz war Verbrechen.

Es erschien Leutnant Huber mit zwei Polizisten, die sich von der Wirksamkeit der Sperrstunde zu überzeugen hatten. Huber sah aus und benahm sich wie ihr Vorgesetzter. Den übriggebliebenen Smoking-Herrn sanktionierte er, noch ehe die Beamten nach ihm fragten. Er grüßte den Professeur wie einen Rittmeister, die Polizisten taten ein gleiches, eingeschüchtert. Sie gingen, nach einem strengen Rundblick des ehemaligen Hartschiers.

Stühle kletterten aufeinander. Putzfrauen tauchten aus dem Inferno, häßliche und wütige Geg-

nerinnen der Nachtruhe, lappenschwappend, knieend oder krumm über dem Besen. Hoff stand auf. Fast im gleichen Augenblick erhob sich auch sein Stuhl und landete auf dem Tisch, die Beine nach oben. Es roch nach Spülwasser. Hoff sah aufgesteckte Röcke, Rücken, Arme und Nackenhaarsträhnen, fast kein Gesicht. In der Garderobe sah er zum erstenmal Herrn Huber in Zivil, vielmehr in einem jämmerlichen Lodenmantel, unter dem die Generalshosen der Livree hervorschauten. Der Mann half ihm in den Mantel, machte ein paar Bemerkungen über die kaiserlose Zeit und empfing ein Trinkgeld. Hoff trat auf die Straße und sah sich um.

Der Nebel war noch dicker geworden. Ein Lichtbalken teilte sich wenige Meter zur Rechten in zwei Kegel, in denen Wolkenschwaden umgingen, und verjüngte sich immer mehr bis in die beiden Laternen einer Autodroschke, deren Motor im Stand lief. Hoff äugte wie auf einem Patrouillengang; aber er wußte nicht recht, warum er auf solche nachdrückliche Art um den Zwerg herum manövrierte; denn was war schließlich heute nacht von ihm zu befürchten? Doch ihm genügte die heimliche Stimme, die warnte. Er wollte erst scharf hinschauen, ehe er das Gefährt anrief. Aber schon ratterte die Maschine auf, fuhr an und kam. Der Schlag öffnete sich geheimnisvoll. Hoff wurde aus Unbehagen oder sogar aus Feigheit

leutselig und fragte den hinter ihm die Türläden schließenden Portier, ob er ihn mitnehmen solle: er wohne doch in seiner Nähe. Huber nahm an, die Hacken zusammenschlagend. Hinter der Wagentür stand Paula. Er stieg vom Trittbrett und bemerkte ehrerbietig, daß er das Taxi zu reservieren sich erlaubt habe, nachdem er durch Leutnant Huber von der Anwesenheit des Herrn Rittmeisters unterrichtet worden sei. Hoff dankte freundlich und stieg rasch ein.

Herr Huber, ein Mann von militärischer Erziehung, nahm nicht etwa einen Platz im Wageninnern für sich in Anspruch, sondern setzte sich neben den Chauffeur. Paula erwähnte mit feinem Lächeln, das sei zwar sein Platz, aber es mache nichts. Hoff begriff diese Worte nicht sofort oder hielt sie für einen Scherz. Er war überdies über die glatte Abwicklung der Szene erfreut und gab dem Kleinen ein besonders hohes Honorar. Der Schlag fiel zu; aber der riesige Kopf des Gnoms blieb noch immer im Fensterausschnitt. Hoff wartete einen Augenblick, wagte aber keine Unhöflichkeit und nannte schließlich seine Straße, zur Sicherheit allerdings mit falscher Hausnummer. Paula wiederholte es dem Führer. Der Wagen fuhr an. Es wäre jetzt der letzte Augenblick gewesen, daß der Kopf vom Fenster und das Körperchen vom Trittbrett verschwand. Aber Paula blieb, der Wagen kam in Fahrt und zum Kopf ge-

sellten sich noch rechts und links die winzigen Hände, die so behaart waren, daß sie wie verkohlt aussahen.

Dieser Menschenabriß stand im halben Schein der einen Seitenlaterne, die an dem unmodernen Wagen hoch angebracht war und vier Glaswände hatte wie bei einer Pferdedroschke. Hoff drückte sich in den Fond, um wenigstens den Vorteil der Dunkelheit auszunutzen.

„Nanu?" fragte er, nicht eben freundlich. Paula erklärte ihm, daß er ein Abkommen getroffen habe, mit einem Wagen, der nach zwei Uhr einrücke, das heißt nach erledigter Fahrt seine Garage aufsuche, mitzufahren und in diesem Wagen zu übernachten — ein kleiner Akt der Erkenntlichkeit von seiten der Chauffeure, denen er sich ja ebenfalls nützlich erweise; und da seine Statur es erlaube, sich über die beiden Rücksitze hin sogar auszustrecken, ginge es ganz gut. Dadurch bekenne er allerdings, daß er keine feste Wohnung, nicht einmal eine im polizeilichen Sinne gültige Schlafstelle sein eigen nenne. Dies wiederum fechte ihn nichts an, weil er den größeren und besseren Teil seines Lebens Clown in Wanderzirkussen gewesen sei, vertraut also mit ambulanten Schlafstätten. Dazu kämen in dieser wirren Zeit Vorteile anderer Art. Paula liebte eine etwas förmliche Redeweise, die von jedem Dialekt durchaus frei war.

Sein hohes Stimmchen hielt sich mühelos neben dem Rattern des alten und verkühlten Vierzylinders.

Hoff blieb stumm, trotzdem vielleicht ein Eingehen auf Paulas biographische Stichworte das Gespräch neutralisiert hätte. Aber Hoff hatte plötzlich einen Kampf mit seinen Nerven zu bestehen, deren Rebellion ihn an schwere Kriegsaugenblicke erinnerte. Wenn seine Nerven versagten, war seine Wut da, eine sinnlose, eine tolle Wut, ein großer Haß auf alles Leben, das eigene nicht ausgenommen.

Diese stiermäßige Flucht in den Angriff hatte während des Krieges ein- oder zweimal ziemliches Unheil angerichtet und unnütz Leute gekostet. Hoff biß die Zähne zusammen und drückte die Fäuste in die Manteltaschen, um der unbändigen Lust zu widerstehen, den großen Kopf am Fenster durch einen Schlag auf das vorgebaute Froschmaul zu beseitigen. Paula wurde größer – er stellte sich wohl auf die Zehen – und steckte den Kopf weiter in den klirrenden Wagenraum. Seine Augen glotzten durch die körperliche Anstrengung noch stärker und trafen genau das Gesicht des anderen. Die Lichtbalken, die von den vorbeigerüttelten Straßenlaternen durch die Fenster fielen, trieben aufreizend wechselnde Beleuchtungseffekte.

Hoff wollte sich schlafend stellen. Doch schon nach wenigen Stößen des Herzens öffnete er wieder die

Augen. Paula bewegte die Lippen: der Herr Rittmeister besitze fraglos das E. K. I. – Ja. – Wohl auch die goldene Tapferkeitsmedaille. – Nein. – Paula schüttelte mißbilligend den Kopf: und dazu gäbe es im Augenblick keine Orden mehr. Er schwieg und schien nachzudenken. Plötzlich fragte er:

„Wie soll man Sie denn belohnen?"

Hoff, auffahrend: „Mich? – Wofür denn? – Für das Tanzen?"

Mein Gott, schaltete Paula ein, er selber habe einmal im Zirkus tanzen müssen, in einem Ballettröckchen und mit lächerlich an falscher Stelle wattierten Waden; trotzdem er schon von Natur krumme Beine habe; dabei sei er doch von Beruf musikalischer Clown.

„Und?" drängte Hoff böse.

Der Herr Rittmeister sei eben auch nicht Tänzer, sondern Held. Sozusagen von Beruf Held.

„Und die Belohnung?" schrie Hoff.

„Die Belohnung für den Helden natürlich", erklärte Paula artig; das Problem sei die Heldenbelohnung; denn der Tänzer würde ja bezahlt. Er sackte in einer Kurve zurück und wurde ganz klein. Zwischen den Händen blieb nur noch der nackte Schädel bis zur Stirn.

Herr Huber beugte sich aus seinem Vordersitz und bat, abgesetzt zu werden. Der Wagen hielt. Huber stieg aus, dankte und verabschiedete sich in strammer

Haltung. Hoff wies sofort den Zwerg an, sich neben den Chauffeur zu setzen. Paula gehorchte und hockte so winzig auf dem durchgesessenen Polster, daß er vom Fond aus nicht zu sehen war. Hoff pfiff erlöst vor sich hin. Um den Zwerg über seine Wohnung möglichst im unklaren zu lassen, klopfte er schon im Anfang seiner Straße an die Scheibe und ließ halten. Paula war bereits an der offenen Tür und flüsterte zärtlich und töricht: „Heil und Sieg!"

Hoff wartete in einer Toreinfahrt, bis das Schlußlicht des Taxi von der sumpfigen Nacht verschluckt war. Dann ging er über die Straße, schob sich noch fünfhundert Meter die Häuser entlang und schloß schließlich seine Tür auf. Die elektrische Treppenhausbeleuchtung funktionierte nicht, wie gewöhnlich. Aber auch sein Feuerzeug schlug keine Flamme. Vier Stiegen im Dunkel sind eine lange und bedrückende Zeit. Jede Stufe knallte vor Wut. Das proletarische Haus muffelte wie immer nach seinen ungelüfteten Tragödien. Was ist das für ein Leben? fragte sich der vorsichtig klimmende Mann. Man konnte ihn nicht einen Menschen nennen, der sozial dachte. Er meinte nicht die gehäuften Traurigkeiten dieser Nacht, dieses Gebäudes, der Straße, der Bar und der paar mitspielenden Menschen. Er meinte nichts als sein eigenes Leben, das seit vier Stunden verändert war und eben fragwürdig. Er kam um die Frage

nicht herum, wenngleich er die unfreundliche Regie dieser letzten Stunde für alles verantwortlich machte.

Sein Zimmer gehörte zur Wohnung einer leise verdämmernden Beamtenswitwe und hatte einen eigenen Zugang vom Treppenhaus. Das war der einzige Vorteil. Sonst war es klein und häßlich möbliert. Jetzt, im Schein seiner einen Glühbirne von fünfzehn Kerzen, war es grob vor Liebloſigkeit. Hoff legte mit einemmal den Kopf auf den unſoliden Tiſch; denn die Tapete, der Schrank, das Bett, der Nachttiſch waren von einer infernaliſchen Wachheit getränkt, von einem unbekannten chemiſchen Stoff, den zu ſehen, hören, riechen, ſchmecken und fühlen er verurteilt war. So half auch nicht das Brett unter der Stirn; denn die Stirn fühlte die Wachheit des Brettes, und die hörige Klaviatur der Sinne ſpielte das gleiche Lied auf. Dieſe Wachheit! Dieſe Wachheit! Es gibt doch Menſchen, die vor der Hinrichtung ſchlafen können, und er, Hoff, ſchlief vor der Erſtürmung des Fort Douaumont. Aber dieſer Henker – ſchläft der Frack auf dem Bolſchewiki-Holzſchnitt?

Er wurde böſe, ſprang auf, machte dreißig Kniebeugen und trank ein Waſſerglas voll echten Holländiſchen Genevers, den ihm ein Kellner für fünf holländiſche Gulden abgelaſſen hatte. Das war damals viel Geld. Aber wenn das Herz will, möge es tanzen!

Tatort

Die Aktion war wohl an eine bestimmte Stunde, nicht aber an einen bestimmten Tag gebunden. Hoff hatte sich mit Erfolg gegen ein starres Zeitkommando gewehrt, das bei der kleinsten Willkür der schließlich nicht mathematischen Voraussetzungen alles verderben konnte. Er war es auch, der die Tat von der unbedingten Gefolgschaft der Gegenrevolution loslöste und durchsetzte, daß nach dem Gelingen erst die erfahrungsgemäß reaktiv einsetzende Springflut des Radikalismus bis zu ihrem Abebben abgewartet werden müsse, ehe das in einer nahen Agrarprovinz konzentrierte Freikorps Hartmann mit einiger Aussicht auf Erfolg eingreifen könne. Hoff, der vollkommene Handlungsfreiheit verlangte und deshalb jede Tathilfe ablehnte, hatte als Spielraum eine Woche genannt, vom Beschlußtag an gerechnet. Auf Bitten der Leitung, die auf die Nerven des reizbaren Freikorpsführer Rücksicht nehmen mußte, versprach er, die Zeitspanne nach Möglichkeit abzukürzen.

Es gibt eine Zeit winterlicher Tagesfrühe, um fünf Uhr herum, die fast immer stärker ist als der stärkste Widerstand gegen den Schlaf, und den Men-

schen überwältigt. In jener Nacht mochte Hoff um diese Stunde eingeschlafen sein. Er wachte auf, als es noch dämmerig war und das magere Gespenst seiner Wirtin eine Last hart vor seinem Bett absetzte. Er war zur Frage zu müde. Außerdem belastete ihn die schwere Nacht mit einer unbestimmten Angst vor den Folgen des Erwachens. Er kroch wieder in den Schlaf zurück. Der neue Gegenstand aber drückte ihm auf die Brust, trotzdem er, Hoff, auch im Schlaf noch gut wußte, daß das Ding auf den Boden gestellt war. Als er vom Lärmklöppel des immer lauten Hauses wieder aufgestört wurde, sah er den lichtscharfen Morgen genau auf den Fremdkörper zielen, von dessen Eindringen er jetzt eine mehr akustische als optische Vorstellung besaß. Es war ein mittelgroßer, schäbiger Handkoffer. Hoff, den Kopf auf dem Kissen, stierte ihn böse und blöde an, bis ihm die Augen wieder zufielen. Auch in diesem Schlaffetzen herrschte der Koffer; aber er war aus Glas und ließ seinen Inhalt sehen.

Es war ein Frack, genauer: der Frack aus dem bolschewistischen Holzschnitt. Es war kein zusammengelegtes Kleidungsstück, sondern ein prall ausgefüllter Frack, als säße ein Körper oder mindestens doch eine Schneiderpuppe darunter. Da der Kopf fehlte, wirkte er grauenhaft und zugleich auch widerlich tendenziös. Hoff stöhnte und wehrte sich. Er wachte auf,

ärgerte sich über die Quälerei, sprang aus dem Bett und hatte sofort den Zusammenhang mit seinem Tag wiedergewonnen. Er wußte natürlich, von wem der Koffer gesandt war und was er enthielt; denn es war in der Führersitzung besprochen worden.

Den Schlüssel, den man begreiflicherweise nicht dem Dienstmann, der das Gepäckstück brachte, anvertrauen wollte, mußte die Frühpost bringen. Hoff hatte jede Übermittlung durch Kameraden verboten. Die Witwe brachte den bewußten Brief mit dem Morgenkaffee. Zugleich erzählte sie mit ihrem versagenden Stimmchen von dem Dienstmann, dem Koffer, dem Wetter und ihrem kastrierten Kater Joseph. Die Witwe, eine ganz vertrocknete und verschüchterte Frau von fünfzig Jahren, sah aus wie siebzig und schien sich in jeder Sekunde aufs neue zu wundern, daß sie noch lebe. Aber sie sprach niemals laut und hantierte niemals heftig, um dieses dünne Leben nicht zu erschrecken oder zu zerbrechen. Sie war vollkommen unterernährt, hatte einen Pneumothorax hinter sich und blieb dabei gutmütig und dankbar — Hoff wußte nicht wofür.

Der Umschlag sah gewichtig aus, enthielt aber nichts als leeres Papier und den flachen Schlüssel. Hoff schloß die Tür ab, hängte einen Rock über die Klinke — trotzdem die Wirtin nicht neugierig war — und öffnete den Koffer. Er enthielt eine Ma-

schinenpistole, Modell Mauser, mit aufsteckbarem Anschlagkolben, auch als Karabiner verwendbar (warum nicht gleich ein Maschinengewehr, dachte Hoff giftig), eine unsinnige Menge Munition, einen Garagenschlüssel, einen Zündungsschlüssel, einen schweizerischen Paß und ein Kuvert mit zweitausend Schweizerfranken. Hoff schloß den Koffer wieder zu und schob ihn unter das Bett.

Um die bestimmte Stunde ging er fort. Er tat es nun schon seit Wochen, mit immer dem gleichen Ziel: und seiner militärisch geschulten Umsicht war ja auch der metergenaue Operationsplan zu danken. Aber bis gestern war es Vorarbeit, ab heute war es Aktion: der Unterschied zeigte sich mit Heftigkeit. Die gewohnten Dinge gaben sich dem Auge unterstrichen. Hinter jeder von den tausend Straßenszenen saß ein hallendes Ausrufungszeichen. Das Hirn wurde von tückischen Anreizen gezwungen, mit großem Aufgebot auch die kleinste Aufnahme zu bearbeiten. Alles war schwer und erschöpfend von Anfang an. Die neue Häßlichkeit der Welt gab kein Pardon. Feldgrau herrschte vor, ein furchtbar verjährtes, verschossenes, verschlagenes Feldgrau, erdgrau geworden, grabgrau geworden: bei den Kummerfassaden der Häuser, der Menschen, selbst der Automobile, die mit dem Höllengebräu ihrer Ersatzessenzen erbärmlich und stinkend liefen. Grau waren: Haut, Brot, Mehl,

Papier, Himmel, Unzen Fleisch und Milch, allerorten Stahlhelm und Handgranate, selbst die Revolution. Hoff stellte fest: Leben und Tod grau, gewiß auch Zeugung und Tötung.

Ihn interessierte nur die Tötung. Er riß sich mit den Zähnen kleine Hautfetzen von den aufgesprungenen Lippen. Ob es ein Trost war, daß das Leben, das graue Leben, immer doch vorherrschte? Ob Schatten oder nicht, ob Gänger und Fahrer oder der neue Hungerberuf der Steher, in immer gleicher Architektur vor den armseligen Lebensmittelläden: Menschen, Menschen waren da! Ihre Majorität stand fest. Es gab mehr Menschen als Schlafkammern, mehr als Pfunde Mehl und mehr als Stahlhelme. Ihr Sieg stand fest. War es ein Trost oder zum Verzweifeln? Hoff maßte sich keine Antwort an und vermied es in seinem belasteten Zustand, mit Weltanschauungen zu jonglieren. Er war weder sozial noch anarchisch: er dachte weder an die zweitausend Franken, mit denen er der ganzen Straße ein Bankett, dem ganzen Stadtviertel eine Suppenanstalt hätte geben können, noch an seine fünfhundert Schuß Mausermunition für fünfhundert Menschen, die genug hatten, oder für die Dezimierung der Garnison. Er war Soldat: so redete er sich wenigstens ein. Man konnte sich damit seinen Freibrief selber schreiben, nicht wahr? Versoffene Granat-

trichter waren noch viel häßlicher als diese verlumpten Straßen, nicht wahr? Zwerg Paula allerdings hatte entschieden, er sei Held. Das war, ungeachtet seiner dunklen Gründe für diesen Titel, eine Beleidigung, wenn auch Hoff nicht zu sagen wußte, worin sie bestand.

Als der Revolutionsminister seine Residenz noch kaum verlassen haben konnte, stand Hoff bereits auf dem „Abschnitt". Mit diesem Griff in den Wortschatz der Kriegstechnik war tatsächlich nicht viel gewonnen, bemerkte er jetzt in seiner nervösen Begegnung mit neuen und alten Gedanken, kaum ein brauchbares Schlagwort für jene paar Quadratmeter mit der furchtbaren Hypothek auf das Schicksal, keinesfalls die halbe Ausrede auf die ehrenwerte und soldatische Herkunft des Ausdrucks, wie sie, uneingestanden, doch wohl beabsichtigt war.

Der gereizte Mann ärgerte sich plötzlich über die gelenkige Transaktion der Begriffe. Man hätte den fatalen Ort anders benennen sollen, treffender und ehrlicher: zum Beispiel „M.-S.". Das klang immer noch soldatisch kurz und geheimnisvoll technisch und war doch nur das schlichte Initial der Wahrheit: Mord-Stelle.

Hoff klopfte verweisend mit dem Spazierstock auf den Boden.

Das war etwas zu viel, zu laut, zu deutlich.

Welche Spekulationen des nachtgedunsenen Kopfes! Welche Überheblichkeit auch! Bitte: da waren Mordstellen von Ostende bis Basel gewesen, von Trient bis Bukarest, von Konstantinopel bis Reval, um sich auf das Zentrum zu beschränken, eine neben der anderen, Mordlinien, Mordmeilen: unter Brüdern viertausend Mordkilometer mit mindestens zwei Toten auf den Meter – vier Millionen mal zwei ...

Halt!

Da ist ein Schüttler, ein Kriegsschüttler, ein Kriegsveitstänzer, ein Verschütteter – man trommelt sie mit elektrischen Schlägen in den bürgerlichen Körperanstand zurück: aber jetzt, bei der schlichten Multiplikation, Verteidigungs- und Entschuldigungs-Arithmetik, schüttelte es mit bei ihm, Hoff, Rittmeister und professeur de danse, in den Schultern vor allem – im Gesicht war es nur Zucken – der Rhythmus ging mit den Schultern durch: nichts Neues, Professeur, wenn auch das Allerneueste damals auf dem Gebiet des Gesellschaftstanzes, gerade kreiert von Umberto und Ly, Hemdabschüttelungstanz, etwas obszön also, später als Jimmy volkstümlich und allgemein geübt. Die dazugehörige Melodie war auch schon in seinen Ohren, ein einfältig grelles, sauber zerhacktes und schwer abzustreifendes Niggerlied mit dem überraschenden Titel: Halleluja.

Hoff schob den Filzhut zurück. Das Innenleder klebte an der Stirn. Er fuhr mit dem Taschentuch über das Gesicht. Er sah auf die Armbanduhr. Es konnten noch drei oder fünf Minuten vergehen, bis der Revoluzzer auftauchte. Und dann würde er an ihm vorübergehen, harmlos, ohne Bedenken, und verschwinden; denn heute war ja nur der erste Tag der Spielraumwoche, Spür- und Übungstag, schwer allein für ihn, Hoff, so schwer, wie er es nicht gedacht hatte. Wenn es in dieser aufreibenden Weise weiterging, mußte er die Woche halbieren und schon morgen oder übermorgen Schluß machen. Hätte er Wagen und Waffe zur Hand, so wäre es das Beste gewesen, der eigenen Erregung den zureichenden Grund zu geben und schon heute zu schießen. War es Angst, die ihm seit gestern abend zusetzte, dann gab es gegen sie nur ein Mittel: die Tat sobald wie möglich, und schnelles Ende dahinter. Vielleicht aber war es nur eine versteckte Grippe.

Er stand an der stillen Querstraße, die den „Abschnitt" beschloß. Er kannte jede Steinplatte des Trottoirs und jede zu vermeidende Stelle des schadhaften Asphalts; denn es mußte unter Umständen auch im Fahren geschossen werden. Er hatte den Wagen ganz nahe am Rinnstein zu halten, um die geringste Erschütterung und die größte Visiernähe zu erzielen. Er durfte wiederum der Bordschwelle

nicht zu nahe kommen: die Sache war nicht einfach. Die Kurve in die Seitenstraße war tunlichst zu schneiden, um im Bedarfsfalle das Feuer wirksam fortsetzen zu können; der böse Zufall durfte also kein Gefährt entgegenkommen lassen. Beobachtungen hatten ergeben, daß in fünf Minuten kaum ein Wagen aus der Seitenstraße herauskam. Schließlich war alles Glücksache, wie im Krieg auch. Ein höchst unheimlicher Mathematiker unter den Ligisten, im Zivilberuf Lebensversicherungsfachmann, hatte die Gefahr für das Leben des Täters und die Aussichten für sein Entkommen auf fünfzig zu fünfzig berechnet, wenn ein Kraftwagen benutzt würde; auf fünfundsiebzig zu fünfundzwanzig, wenn das Attentat von einem geeigneten Fenster der gegenüberliegenden Häuser aus geschähe; auf neunzig zu zehn, wenn die Tat von einem Fußgänger ausgeführt würde. Man hatte sich vernünftigerweise auf die Pari-Chance geeinigt.

Wie gefordert werden mußte, hatte das Haus längs des Abschnittes keine Läden, auch kein Erdgeschoß, sondern ein Hochparterre mit Milchfenstern, geschlossene Büroräume einer unlängst verkrachten Inflationsbank. Die anderen Stockwerke brauchten nicht mehr beobachtet zu werden, zumal sich die Hausbewohner in Revolutionszeiten sehr schnell abgewöhnt hatten, bei nahen Schießereien ans Fenster

zu treten. Es war im Gegenteil zu erwarten, daß nach den ersten Schüssen – der Täter hatte, um die Verwirrung zu steigern, möglichst das ganze Magazin zu verfeuern, auch wenn der erste Schuß traf – die Mehrzahl der umliegenden Fensterläden geschlossen würde und die meisten Menschen auf der Straße weniger an Verfolgung als an Deckung denken würden.

Halleluja, summte Hoff, es steht al pari. Da ihm das Lied nicht aus den Ohren ging, merkte er, daß sich auch dieser Text zu der Melodie singen ließ. Jetzt ging er den Abschnitt ab wie ein Streckenwärter, den Kopf gesenkt, als prüfe er Schienen, Bohlen und Bolzen, dabei aber die Zahl der entgegenkommenden Passanten zählend. Es waren fünf, als er umkehrte. Der Durchschnitt stand übrigens auf drei. Die Schwankungen als graphisches Bild verrieten den Einfluß bestimmter Wochentage. Montag und Sonnabend zeigten das Maximum, Dienstag und Freitag das Minimum. Diese beiden Tage also empfahlen sich für die Aktion. Auch das hatte er berechnet. Hoff liebte graphische Kurven in gleichem Maße fast wie Generalstabskarten und Stadtpläne, deren Lektüre ihn stärker fesselten als Bücher. Hoff las wenig. Sein Geschmack war etwas antiquiert. In der Lyrik stand er bei dem Grafen Platen, der bei seinen Freunden im Schwange war. Trotzdem liebte

er den hebräischen Esprit Heines, und darin wiederum unterschied er sich von seinen Gefährten.

Halleluja, Hoff, es steht al pari! – Die Narretei verdroß ihn. Es war ihm am Ende gleichgültig, ob die Aussichten sich die Waage hielten. Die Tat stand vor ihm wie ein Berg. Er dachte wenig an den neuen Aspekt vom Gipfel und gar nicht an das Leben später, falls er in die fünfzigprozentige Chance hineinschlüpfen konnte: an eine vernebelte und trostlose Niederung höchstwahrscheinlich, aber in maßlose Ferne gerückt wie in einem unverbindlichen Traum.

Hoff ging das Straßenstück zurück und hob den Kopf. Jetzt, kommandierte er, sehe ich jeden Menschen an. Da ich nicht weiß, wie in diesem Augenblick meine Augen sind und mein Gesicht wirkt, mag es nicht ganz vorsichtig sein. Aber nur zu: man lernt wieder, und sei es auch nur für die nützliche Abschnittsstatistik. Ein Mann also, der sich mit der Vernichtung eines Menschen trägt und diese Last nicht auf die leichte Schulter zu nehmen vermag – ich, Hoff, kann es nicht, ich gebe es zu, ich kann es nicht auf die leichte Schulter nehmen – dieser Mann sieht andere Menschen, Zufällige und Ahnungslose, mit seinen belasteten Augen an. Es werden Zufällige und Ahnungslose sein wie der Revolutionsmann selber, dessen Namen er schließlich noch nicht

lange kannte – ein Dutzendname wie sein eigener, plötzlich aufrauschend wie ein rotes Tuch vor Stierhörnern und Feind erst durch die Regie der Sekunde. In seiner Welt entschied sich Freundschaft und Feindschaft bis aufs Letzte ungeheuerlich schnell und leicht: durch einen Farbenfleck, durch ein Abzeichen, kleiner und wertloser als ein Pfennig. Kriegsgeschrei war vollkommen unmodern, das Wort überflüssig. Jetzt, bei seiner Augenspiegelei, bekannte er gewiß nicht Farbe: er wollte den Reflex seiner tödlichen Existenz beobachten, nicht mehr. Oder war das schon Farbenfleck und Abzeichen? Man konnte in dieser Welt, die mit einem lächerlichen Druck auf den Kontakt Minen sprengte, nicht mehr die Seele vor dem Teufelsgleichnis der Kriegstechnik retten. Und das Symbol lag als Maschinenpistole im Koffer unter seinem Bett. Es lag ihm ja auch nicht an der Freundschaft oder Feindschaft der Menschen – oder doch?

Es war fatal, daß der Erste, der ihm entgegenkam, der Schüttler war. Da jener sich nur sehr langsam fortbewegen konnte, mußte er unmittelbar nach der ersten Begegnung mit ihm kehrtgemacht haben. Vielleicht hatte er ihn beobachtet, vielleicht würde er ihn wegen des Halleluja zur Rede stellen, den Vorgang peinlich mißverstehend. Hoff wußte nicht mehr, ob er das Lied gesungen oder nur im Ohr ge-

habt hatte — nein, er konnte sich an den ganzen fiebrigen Wechsel der Eindrücke nicht mehr recht erinnern. Er sah den Mann an. Er mochte in seinem Alter sein und schien einmal ein hübsches und intelligentes Gesicht gehabt zu haben. Jetzt bestand es aus hundert Gesichtern, von denen jedes immer nur den Bruchteil einer Sekunde Bestand hatte und schon durch die nächste Verzerrung verdrängt wurde. Es war ein unaufhörlicher Wandel menschlicher Ausdrucksmöglichkeiten, in furchtbar gerütteltem und gehetztem Tempo vorgeführt, so als jagte ein irrsinnig gewordener Lebensmotor das mimische Material eines Jahres durch die Spanne eines Tages. Die Mehrzahl der Gesichter gehörte — und das war entsetzlich — der heiteren Seite des Lebens. Man konnte zwischen fünf Atemzügen viele Grade der Fröhlichkeit vom Lächeln bis zum Gelächter erleben: aber nur die Momentbilder vom Lachen, keinen Laut. Die Grimasse der brüllenden Lustigkeit war stumm wie der Clown-Ernst, der ihr folgte. Es sieht aus, dachte Hoff und merkte nicht, daß er stehengeblieben war und der Schüttler auch, es sieht aus, als müßte der arme Teufel vier Jahre unterschlagener Fröhlichkeit nachholen: was für eine Verruchtheit des geschenkten Lebens!

Der Schüttler trug noch Hose und Waffenrock der Kummerfarbe, auf dem Kopf aber eine zivile

und verwegen zerbeulte Schirmmütze mit der Sichel- und Hammer-Kokarde. Das ist also ein Feind von mir, dachte Hoff erschüttert; doch wenn er mich anbettelt, bekommt er einen Dollar, einen kostbaren amerikanischen Dollar. Der Schüttler zwinkerte ihm in die Augen. Seine furchtbare Lustigkeit steigerte sich, die Gesichter liefen in wilden Fratzen ab wie ein Filmband, die Schultern pumpten immer neue Erlebnisse hinauf, die Hände schlugen eine imaginäre Trommel, aus dem Mund kamen, immer wieder zerstört, die Ansätze zu einem Wort.

Ist das schon die Angst vor mir? dachte Hoff erschrocken, das Erkennen? das Entsetzen? – Er griff nach der Brieftasche, ziemlich hastig, und entnahm ihr einen Dollarschein. –

„Hier, Kamerad", sagte er etwas forsch.

Der Schüttler entriß ihm den Geldschein. Die Bewegung war häßlich, sogar räuberisch; aber eine andere war jedenfalls den flatternden Gliedern nicht möglich. Doch dann wurde plötzlich das Schütteln gestoppt, der Körper war still, das Gesicht wurde blaurot vor Anstrengung, und jetzt brach der Satz aus dem Mund, heiser und überscharf skandiert:

„Gemütlich ist's im Hauptquartier, in Fetzen fliegt der Grenadier – Grä – na – dier!"

Das Schütteln schlug schon wieder ins letzte Wort ein, das aufreizend wiederholt wurde, und

zerbröckelte es. Der Mann machte mit der Hand eine zackige und unbestimmte Bewegung aufwärts zum Mützenschirm und ging weiter.

Ein Herr trat hinzu, beleibt, solide gekleidet: Oberintendanturrat Bitter oder Witter. Der Name war ungewiß, der Titel außer Zweifel; denn der Herr sprach ihn, sich sofort vorstellend, deutlicher als den Namen. Er habe den Vorgang beobachtet; es sei unerhört, unerhört; bitte: es sei die Revolutionsmoral; er glaube, mit dieser Meinung nicht ganz allein zu stehen, nicht wahr? Es gäbe ja, Gott sei Dank, noch ... jetzt wurde er wieder undeutlich. Hoff sah ihn an. Der Auftrittswechsel geschah so schnell, daß er den Übergang und selbst die vorangegangene Szene noch nicht verarbeitet hatte. Beleibte Menschen, wenn nicht Importen aus neutralen Ländern, waren selten zu jener Zeit. Hoff sah ihn an. Erst jetzt fiel ihm ein, daß jener anzuschauen war, auch wenn er nicht an ihn herangetreten wäre. Da er an keine Entgegnung dachte, wurde der andere verlegen. Oder war es nicht Verlegenheit, sondern Unruhe? — Der Herr habe ihm doch Geld gegeben? nahm Oberintendanturrat Bitter oder Witter das Gespräch wieder auf, mit dem Finger den steifen und hohen Kragen lockernd, der augenscheinlich unbequem war; und zwar, wie er gut gesehen habe, eine Dollarnote; Dollarnoten sind in der Form unverkennbar; der

Herr sei möglicherweise ein amerikanischer Philanthrop, der nun allerdings den besten Eindruck ... – „Nein", unterbrach Hoff und sah ihm in die Augen, „es war eine Blüte." – Der andere riß die Augen hinter dem Klemmer auf, trat sofort drei Schritte zurück, den Kopf nachdrücklich schüttelnd. – „Ich bin kein Philanthrop", sprach Hoff wieder und bewegte sich auf ihn zu, „Sie können weitergehen."

Herr Bitter oder Witter ging weiter: er lief sogar fort; und da er es nicht gewöhnt war, lief er stolpernd und denkbar unschön. Nach zwanzig Metern ging er wieder im Schritt, aber erst nach fünfzig Metern wagte er sich umzudrehen. Doch er sah nur noch den Rücken des Amerikaners, an dessen spleenigem Verhalten seine Menschenkenntnis mit Sicherheit den Philanthropen erkannt hätte, wenn nicht der unangenehme Blick gewesen wäre, ein wahrhaft bedrohlicher Blick, der genügte, um sich der Flucht nicht zu schämen. Vielleicht war es nur ein deutscher Geisteskranker, gar ein gemeingefährlicher. In dieser Zeit war alles möglich, und die Revolution brachte rarste Fälle in Schwung. Herr Bitter oder Witter beschloß, aus dem Vorfall zu lernen, ihn, mit Ausnahme des Rückzuges, dem Stammtisch als Material für die Demoralisation des Nachkriegsmenschen zu unterbreiten und für seine Person auf der Straße vorsichtiger zu sein. Da er durch die Ge-

schwindigkeit der letzten Minute wiederum dem langsamen Schüttler zu nahe gekommen war, verließ er, kurz entschlossen, die peinliche Straßenseite.

Hoff fühlte einen Druck zwischen Magen und Herz. War er krank, daß er solche Dummheiten machte? Straßenszenen arrangieren, Dialoge halten, Aufsehen erregen, mit seinem schlechten Gewissen die Leute anblenden wie mit unerlaubten Scheinwerfern, heiß sein statt kalt, bloß statt bedeckt, beschwörend statt berechnend: das ist tolle Travestie des Soldatentums – zum Teufel! des Heldentums, zu dem er sich verpflichtet hat. Und ist es ernst mit dem Gegensatz – ist es ernst mit der Angst, mit der Abkehr, mit dem Schauder: dann bitte, Hoff, bitte! nimm nur den Paß und die Schweizerfranken aus dem Koffer, laß den Rest zurück und verschwinde! Wenn du Glück hast und in Carácas oder Guatemala einen Bordellportier machst, findet dich die Feme nicht mehr. Hoff, neunzig zu zehn! Zehn Prozent für den Ligarevolver am Hinterkopf, neunzig für das Bordellkissen des guten Gewissens! Und da du steppen kannst wie ein Neger, mit Kokotten umzugehen verstehst, älteren Damen gefällst und in der Behandlung Homosexueller Erfahrung hast, öffnet sich südamerikanisches Tor zum Avancement ... Halleluja, Hoff! –

Bis zur Querstraße: ein alter Mann, Blick nach

innen — ein Mädchen, Stenotypistin etwa, hübsch, mit einem kleinen, schnellen, gefälligen Blick zu ihm hin — ein Zeitungsverkäufer, der ihn ebenfalls ansah, aber in ihm nur den möglichen Kunden suchte. Hoff kaufte eine Zeitung, um ihn fragen zu können, ob er in dieser Straße einen Stand habe. Nein, er komme nur zufällig durch, sein Stand sei am Landtagsplatz. — Wieder fünf Passanten, überschlug Hoff an der Ecke, hohe Frequenz für einen Donnerstag. — —

Als er sich umwandte, sah er den Revolutionsminister kommen, neben ihm den schiefen Abriß des Sekretärs. Die beiden waren noch gute fünfzig Meter entfernt. Außer ihnen war kein Passant auf dem Straßenstück. So müßte es sein, dachte Hoff, so müßte es sein ... In seinem Hirn rotierte dieses Satzfragment. Er blieb stehen, wo er zufällig war: an der Litfaßsäule, mit der es strategische Bedenken hatte; denn sie war, unweit der Straßenkreuzung gelegen, als Zielstörung zu fürchten, wenn der erste Schuß nicht traf, oder gar als Deckung, wenn das Feuer aus irgendwelchen Gründen zu spät eröffnet wurde. Es war nicht richtig, daß er bei der Anschlagsäule stehenblieb: sie zog, mit blutroten Aufrufen und Ordonnanzen übersät, den Blick an und machte ihn auffällig, wenn er hinter ihr hervorlugte. Er hatte aber bei seinen Prüfgängen dem Schußziel zu

begegnen, um es immer wieder abzuschätzen. Er hatte von der Säule fortzugehen.

Doch er ging nicht. Er konnte es mit einemmal nicht. Er fürchtete sich vor seinem Schritt wie vor einem Verräter. Er hätte gehen können, wenn es auf den Verrat nicht mehr ankäme: wenn er schon jetzt zu schießen hätte. Seine Wut war groß nach alledem; sie galt seiner eigenen Person und schon allen Menschen, wie es seine Art war. Er konnte nicht harmlos und zieläugig gehen. Er blieb stehen, entfaltete die Zeitung und stellte einen interessiert Lesenden vor. Er beabsichtigte, sie in der Mitte der Falzung ein wenig auseinanderzureißen und durch die Lücke die Ankömmlinge zu beobachten. Doch es war furchtbar: die Zeitung zitterte. Es ist nicht Angst, rief er sich an, es ist die unterdrückte Wut! Es ist Haß! Es ist Mordlust! Er lehnte sich an die Litfaßsäule, legte die Zeitung zur Hälfte zusammen und hielt sie dicht vor die Augen. Er schloß die Augen. Er hörte die beiden kommen und unterschied den festen Schritt des Ministers von dem ungleichmäßigen und leisen Geschlürf seines verwachsenen Begleiters. Er wagte keinen Blick, trotzdem er unschuldig das Blatt wenden und dabei das Auge schweifen lassen konnte. Wenn er mich jetzt sieht, unterwies sich Hoff, dann weiß er alles. Und wenn man es darauf ankommen ließe? Oder wenn man

Atem holte und losschrie: Es lebe der Kaiser! – dann käme man vor das Revolutionstribunal und brauchte nicht zu töten.

Er drückte die Augen zusammen, sah nicht, schrie nicht. Er fühlte, wie der Hut an der nassen Stirn und die Zeitung an den nassen Fingern klebte. Die Schritte waren ganz nahe. – Und jetzt lasse ich die Zeitung fallen! schrie er sich an. Er löste den nassen Rücken vom Hemd und den Anzug von der Litfaßsäule. Er grätschte die Beine und riß die Augen auf. Er ließ die Zeitung fallen und trat schnell mit dem Fuß auf sie, weil ihn die unsinnige Angst anflog, der Minister könne sie aufheben und ihm geben. –

Der Minister sah ihn an. Er hatte ein kluges Auge, ein volles bedeutendes Gesicht, einen blonden Spitzbart und glich, wie Hoff schon früher festgestellt hatte, dem van Dyckschen Gustav Adolf. Er war breitschultrig und bäuchig, hatte einen langen Körper und kurze Beine. Der Sekretär sah ihn an, ein blasses krummes Männchen mit großen, schwarzen, traurigen und mißtrauischen Augen. Hoff fühlte, daß sein Gesicht ohne Blut war und blank vor Schweiß. Zugleich aber brannte in ihm eine so entsetzliche, so wilde, so todessüchtige Scham, daß ein schneidender Schmerz die Gedärme packte. Rettung! schrie er sich an, Rettung!

Die rechte Hand fuhr hoch, ergriff den Hut und

riß ihn herunter. Hoff grüßte. Der Minister dankte sofort, sehr höflich, beinahe eifrig, mit nachdrücklichem Oberkörper, sichtlich erfreut. Auch der Sekretär zog die schwarze Melone, jedoch mit einem erstaunten und argwöhnischen Seitenblick.

Bluff, belehrte sich Hoff über seinen Hutschwung, Trick, Taktik, Geistesgegenwart, Zweck heiligt Mittel. Sein Blick hing sich an die beiden Rücken, die allmählich kleiner wurden. Der massige Rücken des Ministers trieb Querfalten in den alten und engen Überrock. Es war ein gutmütiger Christophorus-Rücken, ausladend, treu und blind. Man sieht in ihn hinein, weiß, daß man einer der besten Pistolenschützen der Division war, auf fünfzehn Meter freihändig mit drei Schüssen drei Asse ausschoß, man weiß, daß man bei dieser Breitseite besinnliche Auswahl nach anatomischen Gesichtspunkten treffen könnte: und der Bärenrücken zuckte nicht. So blind! quälte sich Hoff, so gutgläubig! so lächerlich optimistisch! Ich tu dem Rücken nichts! In die Stirn: lieber in die Stirn!

Aber der andere Rücken, der runde, schmale, schwierige (fatale Diskussion seit zehn Tagen: auch der Sekretär? Schwammiges Ergebnis gestern abend: je nach der Situation), der andere Rücken, kaum angeblickt, reagierte wie auf einen Stich. Der Sekretär sah sich um, mit einem Ruck, er allein.

Hoff wußte: der Minister fragte nicht einmal, warum sich sein Begleiter umwende. Hoff hob den Kopf um ein Kleines höher — wer kann es ihm verbieten — und sah schon in den Himmel. Natürlich ihn auch, diktierte er in das erdgraue Gewölk, und natürlich schon morgen; denn er kennt mich jetzt — und ich: ich kenne mich vielleicht übermorgen nicht mehr. Morgen — was ist doch morgen für ein Tag? — Wenn man lange in diesen Himmel sieht, friert man. Ich war vor dem Krieg einmal zu Pfingsten in Florenz und sah von Fiesole aus die Domkuppel vor Sonne zittern. Was wollte ich eigentlich werden?

Dann setzte er den Hut auf, den er zwischen den klammen Händen vergessen hatte.

Morgen zumal ist Freitag. Wie günstig!

Menschenfischzug

Er aber sprach zu ihnen: Werfet das Netz zur Rechten des Schiffes, so werdet ihr finden. Da warfen sie und konnten's nicht mehr ziehen vor der Menge der Fische.

Ev. S. Joh. 21, 6.

Hoff verspürte eine lähmende Müdigkeit. Er schleppte sich zum nächsten Standplatz, nahm eine Droschke und schlief während der Fahrt ein. Zu Hause legte er sich ins Bett und sagte der Wirtin durch die Tür, daß er krank sei und nicht gestört werden wolle, da er durch die Bettruhe seine berufliche Form bis abends zurückzugewinnen hoffe. Dann schlief er ein, mit einem merkwürdig wohligen Anspruch auf den Schlaf, ohne einen abirrenden Gedanken, während das rohe Haus durch seinen Tag lärmte. Nur die Alte war noch leiser als sonst. Sie liebte Krankheit wie eine etwas gemiedene und scheue Heilige, etwa wie die Santa Eufemia, der weder Rad noch Schwert noch Stein etwas anhaben konnte, von der man trotzdem wenig Aufhebens machte und zu der die Greisin ein besonders enges Verhältnis hatte, als innig und gewissenhaft Lei-

dende zur vorbildlichen Schmerzensfrau. Sie weckte Herrn Hoff erst am Abend, glaubte aber, daß er liegenbleiben und sich mit dem Kamillentee zufriedengeben würde, den sie für ihn gebraut hatte; denn Krankheit war für sie niemals eine kurzweilige Freundin. Doch nach wenigen ratlosen und beinahe wirren Blicken beim Aufwachen behauptete der Herr mit etwas fremder Stimme, sich wieder in Ordnung zu finden und ins Geschäft gehen zu können. Das tat der Alten leid; denn der Herr war einer sanften Krankheit würdig. Er war ein vornehmer, ziemlich freundlicher, pünktlich zahlender Herr ohne Frauenzimmer.

Hoffs Behauptung indessen war etwas voreilig und ohne rechtes Bewußtsein geäußert. Er tauchte aus dem bleischweren Achtstundenschlaf nicht so leicht auf, wie sein halber Wille es forderte. Er blieb im Dämmer hängen, kaum daß die Witwe das Zimmer wieder verlassen hatte. Er fiel nicht sehr tief in den Schlaf zurück, keinesfalls in die schöne Besinnungslosigkeit, nach der es ihn verlangte. Er trat nur ein paar Stufen aus dem Leben. Dort fand er noch nicht den sanften schwarzen Samt des Nichts, sondern anderes Leben. Er sah außer ein paar Fetzen von Menschen und Gedanken in boshafter Vollständigkeit jenen Herrn Hoffnung als Wahnsinnigen. Es war eine furchtbar hastige und ausdrückliche Szene,

die mit der Begründung kargte. Hoffnung hatte die irre und grelle Heiterkeit der Gesichter von dem Schüttler geliehen, den lustigen Körper aber vom stepptanzenden professeur de danse, die Maschinenpistole wiederum, mit der er sich unaufhörlich und mit schrecklicher, wenn auch sofort wieder aufgehobener Wirkung in den Hinterkopf schoß, aus dem Koffer unter dem Bett, wie der Träumer Hoff durchaus wußte. Als schließlich von allen Seiten Spiegel gegen den wilden Tänzer anrückten, in denen statt des genauen Spiegelbildes der Zuschauer Hoff an gewissen Unterschieden den Tänzer Umberto erkannte und entsetzt sah, wie er wacker und vervielfacht mit vielen Pistolen des immer gleichen Mausermodells auf den Mittelpunkt Hoffnung knallte, gelang es dem Träumer, mit einem Schrei aufzuwachen, kurz bevor Herr Hoffnung, von den in Unzahl gespiegelten Professeurs eingekesselt und zusammengeschossen, durchsiebt und unsterblich die eigene Waffe gegen die Feinde endlich gebrauchte.

Jetzt blieb Hoff wach, weil der Schlaf nach dieser letzten Erfahrung nicht mehr begehrenswert war. Er stand sofort auf, wartete, bis das Wasser eiskalt aus der Leitung kam, wusch sich und fühlte sich in guter Verfassung. Er zog das steife Oberhemd an, den Kragen mit den Ecken, nahm eine Zigarette,

bevor er an die Bindung des schwarzen Schlipses ging, band ihn, vorbildlich wie immer, zum breitflügligen Schmetterling und vollendete den Anzug in der erprobten Reihenfolge. Er war mit dem gewohnten Gang der Dinge zufrieden, stellte seine Ruhe fest, seine Disziplin, seinen Willen, der die Erschütterung des Körpers offenbar überwunden hatte. Er nahm die gedankliche Arbeit an seiner Aufgabe wieder auf, prüfte seine Widerstandskraft an dem Versuch, den wüsten Halbtraum zu rekonstruieren, vermochte ihn beiseite zu schieben und aus den Wirren der Vormittagsstunden das Resultat herauszunehmen: den Entschluß, die Aktion für morgen anzusetzen. Er formulierte wörtlich: „die Aktion für morgen anzusetzen". Dieser Ausdruck war ohne weiteres da; es erübrigte sich, einen anderen zu suchen. Hoff nahm es als den Beweis auch einer geistigen Entscheidung. Er dürfe seine Eignung um so ehrlicher bejahen, als die Widerstände und Zerreißproben beträchtlich waren. Sieh, Hoff, du hast jetzt auch wieder das Wort von der nationalen Notwendigkeit auf der Zunge. Dieses Wort war seit der Führersitzung verschollen.

Er prüfte noch einmal die Gründe für den Entschluß und billigte ihn. Er unterschrieb gleichsam die Order als sein eigener Kommandeur. Jetzt war nichts mehr daran zu ändern, nichts mehr. Er war

Soldat: das blieb die beste Form. Die Kräfte, die ihm dieser Beruf übrigließ, hatte er zur Bekämpfung innerer Widerstände zu verwenden. Er gab also innere Widerstände zu, ihre Berechtigung und ihre Kraft; aber er durchschnitt ihre Verbindung mit der Tat. Und da sie möglicherweise wieder wachsen kann wie eine unheimliche Liane, muß die Tat die schnellere sein. Die Tat war das Äußere, der Kampf das Innere. Wenn es geschehen war, schon morgen also, fiel alles in ihn hinein, sogar die Tat. Dann war er allein, in sich Schlacht oder Ruhe: jedenfalls Tod und Teufel. Dann war er allein, ohne Kommando. Das wollte er.

Das Hirn funktionierte. Hoff liebte seine Art Logik.

Er verspürte Hunger und geriet darüber in beinahe gute Stimmung. Er war, ohne es recht zu beachten, über normale Äußerungen des Lebens einfältig froh. Er kam sehr früh in die Imperial-Bar, viel zu früh. Selbst der Zwerg Paula war noch nicht auf seinem Posten. Die zwei Herren, die das Lokal betraten, während Hoff sein Taxi entlohnte, waren Kellner. Leutnant Huber war natürlich schon da; aber er amtierte noch als Aufsichtsbeamter, nicht als Pförtner. Er stand auf dem leeren Musikpodium wie ein Kapellmeister und sah mit bösem Gesicht auf die

Kellner herab, die die Tische deckten. Als er den Professeur bemerkte, stieß er die Hacken zusammen, daß der Holzboden unter ihm hohl dröhnte, und legte die Rechte an den Admiralshut.

Hoff freute sich über die Geschäftigkeit ringsum, die sich in nichts von gewohnter Übung unterschied und sich morgen wieder in der gleichen Form abspielen würde. Es gab für den Ablauf dieses vielköpfigen und unpersönlichen Betriebes keine Gefahr durch das einzelne Schicksal. Selbst der Tod – wenn er nicht gerade epidemisch auftrat – konnte gegen diese unsentimentale Organisation des Vergnügens nicht viel ausrichten: der Ersatz trat leicht und geräuschlos in die Lücke. Zu ersetzen waren alle. Keiner war einzigartig und keiner hielt sich dafür. Verschwände der echte Graf, so gelänge es dem ersten besten falschen, das bißchen geschäftsnotwendige Feudalität zu erhalten, saß nur der Frack einigermaßen. Und träte selbst Mister Salmon ab, so ändert sich nichts, wenn er nur sein Geld daließe. Der Wechsel bei den Kellnern und Tanzmädchen zumal war so stetig, daß er nicht einmal mehr in Erscheinung trat: es gab immer Kellner und immer Mädchen; es kam ja nicht auf das Gesicht an. Es kam gar nicht auf die Gründe an, die den Mann oder die Frau von dieser Bildfläche trieben. Man konnte sich Tragödien der Täglichkeit in allen Graden vorstellen: sie galten hier

nichts; sie hatten niemals die Kraft, diese unbarmherzige Anonymität zu überwinden. – Wo ist eigentlich der hübsche Kellner Joseph? – Liebe Dame, wir haben vier Kellner Joseph und alle vier sind hübsch, wenn man will; und ist Ihr Joseph nicht darunter, dann ist er jetzt vielleicht im Café Fürstenhof oder im Hotel Ritz, Barcelona, oder Alkoholschieber in U. S. A. oder schon längst tot. – Wo ist eigentlich die schwarze Elli mit den schönen Beinen? – Lieber Herr, es gibt hier so viele und es gab hier so viele...

Die Gedanken glitten in Variationen über das Thema, das ihm wohl tat. Hoff unterhielt sich gut, während er seinen kalten Aufschnitt verzehrte. Die erfreulich rücksichtslose Gemeinsamkeit hier war vollkommener noch als das Soldatentum; denn ihr fehlte ja das warme Wunder der Kameradschaft, die ihm jetzt mit ihrer Verpflichtung zur Aufgeschlossenheit und Mitteilsamkeit eine Qual wäre. Hier konnte man sich ducken – wie vorhin in den guten Schlaf – und mit seinem schweren Gewissen verschwinden. Das Gewissen interessierte keinen Barbetrieb.

Hoff schob plötzlich den Teller fort und starrte in die Luft. Vielleicht war dieses kalte Band um ihn und um alle hier so stark, daß es ihn auch nach der Tat noch zusammenhalten konnte. – Der Gedanke ist gut, Hoff. Warum ins Leere hineinlaufen, wenn

man hier eine unmütterliche Heimat hat, einen Schlupfwinkel ohne Neugierde, ohne Sinn und Organ für persönliche Verzweiflung? Der Gedanke ist möglicherweise auch taktisch klug – und es ist wohl zu allem noch ein mutiger, ein soldatischer Gedanke...

Von den beiden Chefs war Salmon immer der erste. Der Graf, wie es sich für ihn gehörte, verachtete die Uhr und ihre mechanische Anmaßung auf das Leben: er kam, wann es ihm paßte. Salmon dagegen trieb mit der Pünktlichkeit einen gewissen Sport: er setzte sich für seinen Tag kursbuchmäßige Zeiten fest und hielt sie ein. Leutnant Huber wußte, daß der Chef abends acht Uhr fünfundzwanzig erschien, und richtete danach die vorbereitende Arbeit. Durch ihn kannte das Personal die Bedeutung dieses Augenblicks. Jeder Kellner sah zwischen acht Uhr zwanzig und fünfundzwanzig auf die Uhr.

Hoff wurde durch die allgemeine Bewegung und die erhöhte Geschäftigkeit, die ihr folgte, an Herrn Salmons Spleen erinnert, den man ihm schon am ersten Abend seiner Tätigkeit in der Imperial-Bar entdeckte. Er war kaum jemals zu so früher Stunde im Geschäft gewesen und hatte den minutiösen Auftritt des Chefs noch nicht erlebt. Da er sich heute über jede Pünktlichkeit und jede gesicherte Einrichtung des Täglichen freuen wollte, über jede Vorher-

sehbarkeit der normalen Stunde, über jede feste Zeitform als Gegensatz zu den Explosionen der geladenen und heimtückischen Vorsehung, geriet er in eine gewisse Spannung, ob ihm Herr Salmon diese kleine Wohltat der Gewohnheit zuteil werden ließe. Er zählte sich im Nu eine Handvoll beiläufiger Gründe auf, kleiner Zwischenläufe und harmloser Schwenkungen des Zufalls, die den Chef um seine Kurszeit bringen konnten und ihn, Hoff, um diese bescheidene Stärkung durch die Ordentlichkeit. Wie er – im Innern doch schon tief mit dem groben Eingriff des Schicksals verbunden – am deutlichsten eine lappige und verfänglich unansehnliche Bananenschale bemerkte, die Herrn Salmon zu Fall bringen konnte, eine Sehnenzerrung oder gar einen Knochenbruch verursachend – wie sein getriebenes Hirn schon einen Straßenunfall wiedersah, dessen Zeuge er vor einem Jahr gewesen war (eine Frau glitt aus, fiel mit dem Hinterkopf auf einen eisernen Fußabstreifer und wurde schwer verletzt): erschien Herr Salmon mit der fälligen Minute.

Hoff stand vor Freude auf und lachte ihm zu. Salmon wunderte sich sowohl über diesen Empfang als auch über die ungewohnt und unnötig frühe Anwesenheit des Tänzers. Als Geschäftsmann schätzte er keine freiwilligen und unverlangten Dienstleistungen, weil sie zumeist doch Geld kosteten. Als privater

Mensch war er bekanntlich neugierig. Er ging geradeswegs auf Hoff zu und sagte: „Nanu, Sir ...“

Hoff setzte sich verlegen. Es fiel ihm erst jetzt ein, daß er, in diesem Raum sicherlich der einzige, der sich mit dem Lob der herkömmlichen und geläufigen Geschäftsordnung beschäftigte, durch seine Person doch offensichtlich gegen die Gewohnheit verstieß; denn er war um acht Uhr, statt um halbzehn gekommen. Vielleicht war es für ihn auch im Kleinsten nicht mehr möglich, von der furchtbaren und einsamen Außenseite des Lebens loszukommen. Ein leichter Frost trommelte ganz kurz gegen sein Kinn. Er blinzelte den Chef an und lächelte zur Entschuldigung.

„Nanu“, sagte Herr Salmon, „was ist denn?“

„Guten abend – nichts ist.“

„Krank?“

„Höchstens ein bißchen Grippe.“

„Dann bleiben Sie doch in Gottes Namen zu Hause.“

„Im Gegenteil.“

„Kognak?“

„Warum nicht.“

Herr Salmon ließ Kognak bringen. Hoff erklärte auf gut Glück sein frühes Kommen. Salmon sah an ihm vorbei, hörte nicht zu und formte an einer intimeren Frage, die Augen zusammenkneifend. Hoff

kannte das und verstummte ablehnend. Salmon sah ihn an: er, Hoff, sei ein komischer Mensch – allerhand dahinter, aber doch sympathisch; schade, daß er weggehen wolle, ob er denn weggehen müsse? Salmon betonte das Müssen. – Er verstünde nicht recht, erwiderte Hoff zurückhaltend. – Na, zwinkerte Salmon, man könne doch in dieser Zeit selbst als Gentleman etwas auf dem Kerbholz haben, nicht wahr? – unheimlich leicht könnte man das ... – Unsinn! sagte Hoff grob, Herr Salmon möge nicht von sich auf andere schließen. – Herr Salmon nahm es nicht übel und lächelte gutmütig vor sich hin. Hoff spürte mit einemmal den Wunsch, ihm etwas Freundliches zu sagen. Er hob das Gläschen mit einer hübschen Bewegung:

„Nichts für ungut, Herr Salmon, und auf Ihr Wohl! Wir verstanden uns doch eigentlich recht gut."

„Ja", sagte Salmon, trank sein Glas aus und stand auf, „ja, ich schließe immer von mir auf andere, Hoff. Das ist bei uns beiden gar nicht so schlimm: ich habe Sie nämlich gern."

Er winkte englisch mit der Hand und ging kontrollierend und herrisch durch das Lokal, wie er es um diese Stunde zu tun pflegte.

Hoff sah ihm nach. Er hatte ein wohliges Gefühl in der Brust. Der Kognak tat ihm gut und besser noch tat ihm dieser kleine stämmige Jude mit dem

gewölbten Boxernacken. – Wie er gerade heute, gerade heute aus einem groben Dialog zu diesem schönen letzten Satz kommt! staunte Hoff. Aber die Zeit ist ja nicht einmal so wichtig wie der Satz. Der Satz stellt ohne Umstände und Verlegenheit ein freundliches Gefühl fest. Der Mann hat mich gern, mich, Hoff. Was ist daran so wichtig und so wohltuend? – Er hat mich mit meiner verlogenen Grippe und mit meinen ehrlichen Angstaugen gern, er erklärt seine Freundschaft für einen Menschen, der verdächtig ist von innen heraus und der offensichtlich und fragwürdig an der eigenen Last zu schleppen hat. – Das hilft? – – Das hilft! – Dir liegt also an der Freundschaft der Menschen, Hoff? Denke doch ruhig an den Vormittag heute, an dem du dich schlecht aufführtest und es dir schlecht ging: dir liegt also an Freundschaft? Du willst nicht antworten – gut. Drehen wir den Spieß um und lassen wir Herrn Salmon gestehen: ich kann Sie nämlich nicht leiden, Hoff. – Die Folge? Du würdest mit dir selber wieder toben, Hoff, du würdest einen Rückfall haben, du würdest dich wie eine ekelhafte Krankheit mit jedem Atemzug stärker riechen. – Ja und ja! und jetzt bin ich ganz froh und erwärmt durch diese eine Zusage! und auf jeden Menschen ringsum kommt es an! und um jeden will ich, muß ich werben ...

Von den Musikern war der Schlagzeugspieler

stets der erste, so wie er nach dem durchtrommelten Nachtdienst immer der letzte war, der fortging. Das hing mit seiner absonderlichen Liebe zum Instrument zusammen, das er nicht mitnehmen konnte, und zum Lärm, den er zu erzeugen und rhythmisch zu verwalten hatte – lieber Gott, dachte Hoff und erwiderte freundlich den Gruß des dünnen und durchfrorenen Menschen, es hängt wohl auch mit dem geheizten Raum und dem freien Abendbrot zusammen. Es war anzunehmen, daß dieses gute und allen Lebensmittelmarken spottende Essen, das Herr Salmon anständigerweise auch seinen Angestellten zugestand, für den Schlagzeugspieler, unbemittelten und etwas verrannten Kandidaten der Philosophie, die einzige Mahlzeit des Tages bedeutete und daß er einen kräftigen Hunger mitbrachte. Aber er stürzte sich nicht auf die Speisen, die ein gutmütiger Kellner stets schon bereit hielt, sondern zuerst auf sein Instrument. Er baute an die stationäre Pauke, die einsam und humorig wie ein Vollmond auf dem Podium hockte, die komplizierte Apparatur der Geräusche: Handtrommeln, Schlagteller, Hupe, Holzrassel und die selbsterfundene nebelhornartige Heulpfeife. Über sein verzehrtes Gesicht ging während der Arbeit eine zugleich verschmitzte und kindliche und abgekehrte Freude auf. Als er fertig war, leistete er sich einen kleinen Donner, ein Wirbelchen, eine winzig freche

Folge von Gehup, Geheul, Geknatter und schrillem Messingschlag – rasch, virtuos, in Andeutungen der verfügbaren Gewalten, unaufdringlich und durchaus für sich, mit inwendigem Lächeln.

Hoff hatte ihn beobachtet. Der Schlagzeugspieler verließ das Podium und setzte sich an sein bescheidenes Tischchen in unmittelbarer Nähe der Stufen zum Orchester. Er aß, den langen Hals vorstreckend und ohne Interesse für die Welt. Hoff wartete, bis man dem schnellen Esser den Nachtisch brachte; dann ging er zu ihm. Der Musiker sah gleichgültig auf, kauend. Wie er den Tänzer bemerkte, nickte er freundlich. Hoff hatte das Gespräch, das er herbeiführen wollte, von der Art der Begrüßung abhängig gemacht. Lächelte der Schlagmann nicht, so wäre er mit irgendeinem kleinen Wort weitergegangen. – Der Musiker nickte freundlich mit dem Gesicht des Menschen, der den Begrüßten gern sieht. Hoff sagte dies und das, die Backen leicht gerötet, und bot dem andern eine Zigarette an. Der bediente sich und bat ihn, sich zu ihm zu setzen; man hätte ja noch zehn Minuten Zeit. Hoff setzte sich sofort.

„Kognak, Herr Herrgott? Das gibt Schlagkraft."

„Mit Freuden", grinste Herrgott, der nicht so hieß, sondern von seinen Kollegen so genannt wurde, weil er zuweilen während gewalttätigen

Spiels in der Verzückung über das eigene Donnern den lieben Gott in dieser Form anrief.

„Wissen Sie schon, Herrgott?" fragte Hoff und trank ihm zu.

„Was?"

„Daß ich gekündigt habe."

„Exzellenz Charles kolportierte es. — Ist das wirklich wahr?"

„Täte es Ihnen leid?"

„Sehr."

„Warum?"

„Warum ... — Ich habe vor Zuhältern, vor allem vor gutangezogenen, eine geradezu körperliche Abneigung. Das ist jedenfalls dumm und behindert mich sogar beim Pauken. Nun, bei Ihnen fällt das weg."

Hoff lachte.

„Also nur, weil ich kein Louis bin? Bißchen wenig, Herrgott."

„Anspruchsvoll heute?"

„Ja."

Der Trommler sah ihn an.

„Ich kenne das", sagte er. „Es gibt Augenblicke, wo man nicht genug bestätigt werden kann."

„Also ..."

„Ich tue es ja — sogar von Herzen."

„Was bestätigen Sie denn, Herrgott?"

„Die Sauberkeit – immer nur die Sauberkeit."

„Danke, danke ..." sagte Hoff leise und riß mit den Zähnen an der Unterlippe.

Herrgott sah fort, um den andern nicht zu bedrängen. Das Podium füllte sich allmählich mit den Musikern, die sich aus dem Hintergrund ihre Klappstühlchen holten und die Instrumente auspackten. Der Saxophonist, des Schlagzeugspielers Freund, Erstudent, tagsüber in einem Wohlfahrtsamt, ein Fünfundzwanzigjähriger von unzerbrechlicher Jungenhaftigkeit, begrüßte die beiden am Tisch mit einer quirilierenden Paraphrase über das Thema des ehemaligen kaiserlichen Hupensignals. Hoff nickte zu dem runden Gesicht hinauf, das blasend eine besondere Form der Lustigkeit annahm, eine aufschwellende und die Augen fast schließende Lachbereitschaft, die aber eben nicht im Gelächter explodierte, sondern sich in die grellen oder weichen Holztöne des Silberhorns umsetzte.

Herrgott stand auf: der Kapellmeister, zugleich die erste Geige, ein ungemein begabter, leider Kokain schnupfender Balte, trat lahm und leise in Erscheinung, gefolgt von dem kleinen fetten Mann am Flügel, der wie ein Börsenjobber aussah und auch der Finanzminister des Orchesters war. – Mir gefallen sie alle, dachte Hoff, wenn mir auch natürlich der Herrgott der liebste ist.

Herrgott war schon auf der ersten Podiumstufe und kam zurück.

„Herr Hoff", fragte er, „was war das eigentlich gestern abend mit der Damenwahl und dem Hoffnung?"

„Ein Witz", antwortete Hoff und hatte eine faltige Stirn.

„Na, na."

„Ein mißlungener Witz."

Herrgott ging aufs Podium.

„Ob er heute kommt?" fragte Hoff hinter ihm her. Herrgott hörte es nicht. Oder er will es nicht mehr hören, dachte Hoff. Die beiden Banjos zirpten lieblich auf, der Kontrabaß sägte eine tiefdunkle Probe, das Saxophon lachte eine rasende Passage, Herrgott wirbelte bereits leise, komplizert und selbstvergessen, die Luft war froh und verspielt. Hoff nahm es aufmerksam und dankbar hin. Wie alles gnädig sei zu ihm! Und kommt er heute abend, dann entschuldige ich mich auch bei ihm. –

Hoff war ermutigt. Er stand auf und schlenderte am Podium vorbei. Der baltische Maestro puderte heimlich zwischen den umgelegten Kragenecken den Halsausschnitt, den die Geige immer wieder wund rieb: und schon saß sie ihm wieder wie ein liebes und gefährliches Tier am Hals. Der Geiger stimmte sein Instrument, mit einem müden Blick zum Mann am

Flügel, der leise und beharrlich A anschlug. Der Geiger riß den Kopf zurück, als trenne er sich endgültig von den Schleichgiften außerhalb des Podiums – und selbst sein schlapper Frack straffte sich: er klopfte mit dem Bogen leicht auf den Rücken der Geige und hatte eine beinahe gefährliche Energie in den Augen. Hoff, dem während dieser Sekunden der gewisse Vorteil einer kleinen Programmänderung in den Sinn kam, konnte nicht mehr eingreifen. Es war auch vielleicht besser, den Abend in keiner Weise zu beeinflussen. Eine leichte, helle und geschwinde Musik setzte ein. Sie wirkte, da noch kein Gast im Raum war, wie eine übermütige und überschüssige Kraftäußerung des lustigen Lebens und ihrer Aufspieler.

Hoff schlenderte in die Tanzmanege, die Hände in den Hosentaschen und die vertraute Melodie mitpfeifend. Er betastete mit der Fußspitze den Boden. Es sah aus, als prüfte er eine Eisdecke auf ihre Tragfähikeit. Er stellte mit einem raschen Blick fest, daß der Schlagzeugmann über sein spielerisch bedientes Instrument hinweg ihn beobachtete, und ging an seinen Tisch zurück, pfeifend, den Tanz in den Schultern.

Lilly Schmid erschien wie immer um neun Uhr zwanzig. Sie war ein pünktliches und nicht nachtragendes Mädchen. An dem kleinen und etwas ver-

legenen Blick, den sie während ihres Ganges zur Garderobe dem Partner Hoff zuschickte, erkannte er sofort, daß der guten Lilly ihr etwas jähzorniger Abschied von gestern abend leid tat. Er brauchte auch ihre Freundlichkeit. Er fing sie damit ab, kaum daß sie in ihrem flittrigen, blinkenden, beliebig sich aufspaltenden Kleid Nummer eins (sie zeigte Wochentags vier, Sonnabends und Sonntags fünf verschiedene Kostümierungen) wieder auftauchte. Sie war sofort hilflos, wie immer gegen Erscheinungen ungewohnter Art. Ihre Härte, Glätte und Schlagfertigkeit war aus einer Lebenserfahrung entstanden, die ziemlich einseitig war: Kampf gegen den Hunger, gegen die Männer, die immer das eine von ihr wollten, gegen gerissene Unternehmer und feindselige Kolleginnen. Das war die Front, gegen die sie Übung besaß und der das Wesen der Freundlichkeit durchaus fehlte. Ihr Leben, gegen das sie gewiß nicht zeterte, kam ohne das Gutmütige aus; und daß sie selber davon besaß, verwirrte sie. Zumal verwirrte sie dieser Hoff, der oft und auch jetzt wieder das Unbeholfene unter ihrer Geschicklichkeit hervorholte — und man weiß nie, zu welchem Zweck. Man weiß in dem Augenblick, wo er einem zulächelt, nicht einmal recht, was Schlimmes denn gestern nacht geschehen sei, daß man ohne Gutenacht und mit krampfigem Kinn davongelaufen sei. Man ist doch immer die dumme

Gans und nichts als ein ungebildetes und unartiges Barmädchen – und dieser Mann ist ein Herr. Was ist diese Zeit ungerecht gegen Herren!

Sie reichte Herrn Hoff die Hand und war schüchtern. Er sagte ihr einige Liebenswürdigkeiten, die ihr schon deshalb gefielen, weil sie nicht auf das Barmädchen zugeschnitten waren, sondern jeder hübschen Frau hätten gesagt werden können – selbst jenen geliebten, gehaßten, beneideten Göttinnen, die hin und wieder hier zu sehen waren, unverkennbar zwischen den Imitationen, nicht anrührbar und nicht zu erreichen in der merkwürdigen Gloriole ihrer Geborgenheit. Lilly sah ihm in die Augen, die ihr noch niemals heimlich waren; sie dachte noch: er spricht zu mir wie zu einer feinen Dame und er weiß, daß ich, die Ly, eine bessere Nutte bin – und das Besondere ist, man merkt nicht, man merkt ganz gewiß nicht, daß er es weiß. – Sie sah ihn an; sie hatte Augen zu sehen, das gehörte zu ihrer Praxis und zu ihren Gaben. Sie sah eine besondere, vibrierende und bekämpfte Abwesenheit in seinen Augen, selbst in den vielen und eigentlich sanftmütig besorgten Fältchen unter den Augen, selbst auf der Stirn. Sie vergaß sofort die Gedanken, die sie eben hatte und die sie selber betrafen. Sie dachte nur noch: was hat der Mann? Da stimmt etwas nicht!

Er schwieg gestört und sie betrachtete ihre über-

blanken Fingernägel. Er bewunderte für sich ihren prüfenden Blick, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und über die Augen, als könne er ihre Verräterei wie eine Staubschicht wegwischen, und fragte lächelnd: – „Na, Lieschen Schmid?" Sie sah auf. – „Na, Lieschen Schmid, warum so nachdenklich?"

Sie schüttelte nur den Kopf und nahm eine Zigarette aus seiner Schachtel. Plötzlich fragte sie, ob er, Hoff, eigentlich eine Freundin habe. Er hob überrascht das Gesicht: warum sie frage? – Es war in der Tat das erstemal, daß sie eine Neugierde dieser Art zeigte, und der Augenblick für diese Frage schien ihm merkwürdig gewählt. – „Warum?" wiederholte sie nachdenklich; dann sagte sie statt einer Antwort:

„Sie küssen ihr sicherlich die Hand, wenn Sie von ihr weggehen."

Er lachte leise, nahm ihre Hand, die etwas knochig war und für die angewandte Pflege nicht recht paßte, und küßte sie. Sie zog sie zurück, wurde rot und sah sich um. Er dachte seit etlicher Zeit das erstemal wieder an das Fräulein Margarete Stern, eine junge Dame mit unverblümten Ansprüchen des Körpers, die er, als Tanzlehrer eines Nordseebad-Hotels, im vorigen Sommer kennengelernt hatte und der es seitdem Spaß machte, ihn hin und wieder in der alten Limousine ihres Vaters, eines angesehenen Justizrates, in irgendein ländliches Gasthaus der Umgebung

zu fahren und sich dort für die Nacht als seine Frau auszugeben. Das hatte auch ihm gefallen, zumal sie hübsch und mitsamt ihrer etwas gewaltsamen Exzentrik kurzweilig war; aber sie war auch mitunter von einer fatalen Gescheitheit und bekundete dreist politische Neigungen, die in offensichtlichem Gegensatz zu ihrer sozialen Lage, zu ihrem Herkommen und zu der Religion ihres Vaters standen, dafür aber sich dem radikalen Geheimnis des Liebhabers Hoff bedenklich näherten. Diese politischen Ausfälle in die eigene wohlbehütete Richtung und dann ihr Blick manchmal und ihre klug hantierte Neugier waren für ihn die Veranlassung, auf das hübsche Abenteuer mit ihrem jungen und sicheren Körper zu verzichten. Es ist ein alter Satz für Konquistadoren aller Art, daß man die Frau als eine Quelle der Gefahr zu fürchten habe. Hoff glaubte, ein überaus vernünftiger Unternehmer zu sein. Schon als er das Aktionskomitee konstituierte, sorgte er für den eigenen freien Rücken und schaffte das Fräulein Stern ab. Es war bei der Dame denkbar einfach, es genügte ein Telefongespräch, das weder der sportlich forschen Aufrichtigkeit noch des etwas fischblütigen Humors entbehrte.

Daß so viele von ihnen einen guten Blick für mich haben! dachte er jetzt und betrachtete die Lilly Schmid. Er sagte freundlich:

„Übrigens habe ich keine Freundin, Lieschen." –

Über die Tanzmanege kam das rote Licht, und die Kapelle spielte einen kleinen Tusch, den Herrgotts Schlagzeug kunstvoll verbrämte. Das waren die Zeichen für das Auftreten des Tanzpaares Umberto und Ly. Beide standen auf. Lilly zeigte ein ernstes und entschlossenes Gesicht, ähnlich dem eines Läufers, der sich an den Start begab und durch das Sperrfeuer der Photographen zu gehen hatte. Hier allerdings waren es nicht Kameraleute, sondern nur zuschauende Männer mit abtaxierenden Augen – zu dieser frühen Zeit erst wenige. Lilly besaß eine einsichtige Technik: das Sehen unter den Blicken war etwas anderes als das Tanzen. Sie ging ernst und beinahe abweisend, und sie tanzte mit einem Lächeln von einfältigster Lockung. Der Übergang war äußerst plötzlich und geschah, sowie sie im Licht stand: es war, als brächte nicht sie, sondern der Scheinwerfer ihr Lächeln auf. Hoff belustigte sich immer wieder über diese Konfektion der Gefälligkeit – und so sah es auch immer aus: es lächelte die Ly wie einst die Ballerinen; und der Umberto, als verkneife er sich, es ihr zu sagen.

Zu tanzen war eine Valse Boston, die der baltische Primgeiger besonders liebte und mit äußerst russischen Dehnungen des Gefühls spielte. Herrgott dagegen haßte sie, weil er während des ganzen Tanzes nichts zu tun hatte und weil der weiche und kompromißliche Vorkriegsrhythmus nicht in seine Don-

nerwelt paßte. Er, der Philosophiekandidat, wollte einmal mit einer Arbeit über das „Phänomen des Erlebens" promovieren, er hatte sie auch begonnen, und es wäre eine gute Arbeit geworden und eine harte Nuß für die Filigrantechniker an den Begriffen, Einschachtler und Zöllner des Geistes, die noch im vorigen Jahrhundert klug wurden und seine Generation im Kriegsmörser zerstampften. Aber dann kam die Revolution, der Hunger und die Zerstörungswut, die sein disziplinierter und aufbauender Geist nicht mitmachen konnte – und er war zum nächtlichen Schlagzeug abgeschwenkt, den verhärmten Tag mit kleinen Reporterdiensten füllend. Weiß Gott, wann er wieder zu dem Werk zurückkehren konnte und ob sein Leben nicht ein sehr kleines Exempel auf das viel zu große Thema des Erlebens bleiben würde.

Immer bei dieser verwaschenen Valse Boston kamen die bitteren Gedanken. Herrgott hockte untätig hinter seinem rosa erleuchteten Paukenvollmond und betrachtete das Tanzpaar. – Dieser Exoffizier, sicherlich anders als die meisten ausgezogenen Uniformen, die er kannte, war wieder einer, den das Zeitschicksal auf besondere Art zum Narren hielt – und dies ist ein undurchsichtiger und abgründiger Außenseiter, aber nicht ohne Anmut. Da ist die körperliche Anmut, die dabei männlich bleibt

– und schon das ist selten bei diesen fragwürdigen Ausstellern des bewegten Körpers, von anderen Eigentümlichkeiten solchen Berufs ganz abgesehen. Der Herr Umberto tanzte erfreulich und hielt sich selbst gegen den weichlichen Boston mit straffem Anstand. Es war hübsch zu sehen, wie er aus den Schultern für sich und die gehorsame Partnerin die ruhige und noble Eintracht des Körpers mit den Tönen gewann, den Dreivierteltakt mit einem langen und zwei virtuos kurzen und ausgleichenden Schritten aufteilte, vorwärts, rückwärts, mit rechtem oder linkem Walzer figurierend, oder wie er die beiden eng anliegenden Körper mit reißendem Schwung auf der Stelle drehte, oder in einer unvermutet akrobatischen Laune die leichte Frau in die Höhe warf und mit tiefer Synkope wieder in den Rhythmus aufnahm.

Da ist bei alledem aber auch noch die seelische Anmut, wenn man sich so ausdrücken darf. Sowenig dieser Herr Hoff weiße Strümpfe in ausgeschnittenen Schuhen oder eine weiße Weste mit falschen Brillantknöpfen oder andere Abzeichen des Vortänzers trug: sowenig war in seinem Gesicht ein Schatten des Peinlichen, des Erzwungenen, des Deplacierten solcher Darbietung durch ihn, den Offizier, zu finden. Dabei war es klar, zumal nach ihrem kurzen Gespräch vorhin, daß der Mann litt – und wahrscheinlich doch an seiner Degradierung. Aber was

stand in dem Gesicht? Waren heutzutage nicht die meisten Menschen heruntergekommen, die Heraufgekommenen miteingeschlossen? Und sollte gerade diesem gradrückigen Hoff die kleinste der philosophischen Tugenden fehlen: Gleichgültigkeit gegenüber der äußeren und äußerlichen Gruppierung? Es war nicht anzunehmen. Und wenn man sich an sein Gesicht vorhin und an die innere Dringlichkeit seiner Fragen erinnerte, so schien sein Leid aus tieferem Grund zu kommen. Du lieber Gott, was gibt es in unserer heftigen Zeit nicht alles für Gründe!

Herrgott versuchte, das Gesicht des Tanzenden zu erreichen. Es gelang ihm. Hoff sah ihn an. Es geschah das Unvermutete, daß sich das ruhige Gesicht des Tänzers wie unter einem Schlag verzog und verfärbte, einen Augenblick nur, und eine helle Angst zeigte, so als würde das Herz zusammengedrückt und als klappte der Raum auseinander wie ein Kartenhaus, als verlöre das Leben den Boden wie ein berstendes Flugzeug: Herrgott kannte das von der Grippe Anno achtzehn. — Was hatte der Mann, der ihm jetzt schon wieder den Rücken zeigte? War er krank? Aber was erschrak er so sehr über seinen, Herrgotts, bebrillten Blick: werden wir denn vor lauter Unsicherheit des Daseins Großinquisitoren, jeder zu jedem? Herrgott lächelte freundschaftlich.

Dies war der Augenblick gewesen, in dem Hoff,

jedenfalls durch eine Blutleere im Hirn, über der transparenten Pauke nicht den guten Herrgott sah, sondern den Sekretär des Revolutionsministers, der sich so hellsichtig suchend und skeptisch gab wie heute vormittag, als er sich nach dem sonderbaren Begrüßer umwandte.

Und in diesem Augenblick hatte er das Mädchen Lilly an sich gedrückt, ohne jede tänzerische Veranlassung, stürmisch, werbend und keineswegs undeutlicher, als es die Kavaliere für ihre bekannten Zwecke zu tun pflegen. Ly kam aus dem Takt, ein sehr seltener Vorfall, und es bedurfte der Hoffschen Technik und Geistesgegenwart, um mit einem extemporierten Drehschwung ihr Gleichgewicht wiederherzustellen. Kurz darauf war der Tanz zu Ende. Es klatschte zuerst Ober Charles, wie es zur Aufmunterung und Überwindung des störrischen Anfanges allabendlich seine Pflicht war und wie es jeder Eingeweihte an dem merkwürdig hohlen Klang des Beifalls erkennen konnte: dann folgten schüchtern ein paar Gäste. Umberto und Ly verbeugten sich gemäß der gräflichen Regie, die für jeden Tanz eine andere Gattung des Dankes vorschrieb: hier war es für sie eine Art Hofknicks, den sie lächelnd und pedantisch ausführte, für ihn ein Bückling romantischer Herkunft, wie ihn Daumier gern karikierte und den Umberto ein wenig ins Zeitgenössische rückte.

Hoff und die Schmid gingen an ihren Platz. Sie setzte sich nicht. Sie sah ihn an und wagte nichts zu sagen. Sie hatte ein erregtes, erhitztes und leicht fleckiges Gesicht, und ihr hastiger Atem hatte mit einem Hüsteln zu kämpfen. Das war leider nach den Tänzen – zumal den anstrengenden, zu denen der langsame Boston nicht einmal gehörte – die Regel; denn ihre Lunge war nicht kräftig. Vielleicht war sie sogar krank; aber das gab sie nicht einmal sich selber zu. Er hatte sich eine Zigarette angesteckt und gab ihr freundliche und harmlose Worte. Sie sagte mit einem armen Lächeln, sie wechsle jetzt das Kostüm. Das war eine überflüssige Auskunft; denn das hatte sie nach jedem Schautanz zu tun. Sie ging in ihre Garderobe.

Kurz nach elf Uhr kam der Doppelgänger. Hoff hatte sich viel mit ihm beschäftigt, er hatte auch mit Lilly über ihn sprechen wollen; aber das Mädchen zeigte kein Interesse: es kam nicht über das Ereignis während des ersten Tanzes hinweg und blieb benommen. Hoff half ihr nicht, weil er auf keinen eroberten Menschen wieder verzichten wollte. Seine Angst vorhin, die in dieser beinahe jähzornigen Verwandlung über das Mädchen kam, hatte ihre Form und Wirkung nur halb bewußt gewählt. Jetzt gab er die Beute nicht mehr her. Er war so hungrig auf die

Zuneigung der Menschen wie die furchtbare Zeit auf die paar Stunden zwischen dem Heute und dem Morgen. Jetzt lauerte er auf den Doppelgänger; denn er hatte selbst mit dem Grafen ein kollegiales Gespräch gehabt, mit Mister Salmon erneut Liebenswürdigkeiten gewechselt, sogar dem Ober Charles eine der echten Abdulla-Zigaretten aufgedrängt, die ihm neulich ein Holländer schenkte, und hatte keinen Gegner mehr. Der Zwerg Paula, der jetzt draußen amtierte, war ja nicht zu erobern: er war der einzige Mensch, der abgedrängt werden mußte — mit Gewalt, wenn es darauf ankam. Aber der triste Bruder, auf den er wartete, ohne recht zu wissen, wie er die Brücke zu ihm schlagen würde, kam vielleicht nicht: er hatte vielleicht von dem ersten tückischen Zusammenstoß genug, er ahnte vielleicht die Nähe und Ansteckungslust der kranken Seele.

Der verbissene Zufall wollte es, daß der Herr mit dem Namen Hoffnung in dem Augenblick erschien, als das rotbelichtete Paar Umberto und Ly jenen Paso duplo tanzte, den er selber gestern abend nachzuahmen hatte. Hoff sah ihn, wie er traurig und für sich aus dem Barvorraum in die Tanzdiele schritt, ohne Blick für die Vorführung. Umberto sagte während des Tanzes zu Ly: „Jetzt ist er doch gekommen."

„Wer?"

„Der Halbmastfähnrich."

„Was haben Sie nur mit diesem Menschen?"

„Er würde jetzt sich selber sehn, wie er gestern abend zu sehen war; das ist doch ganz lustig für einen Menschen – aber er sieht nicht her."

„Was ist denn daran lustig?"

Wie sie diese letzten Worte sagte und dabei um nichts die vorgeschriebene Heiterkeit ihres öffentlichen Gesichts verminderte, gefiel sie ihm – möglicherweise aus dem Gefühl einer Artverwandtschaft oder wenigstens doch aus dem tiefen Verständnis für jede Form der Tapferkeit. Dazu kam in diesem Augenblick seine Genugtuung über die Ankunft des Erwarteten, eines Menschen offenbar, der ebenfalls nicht ohne weiteres klein beigab. Hoff sah seiner Partnerin in die aufpolierten und filmmäßig aufgerissenen Augen, deren kurze und von Natur helle Wimpern einzeln und starr wegstanden, von einer schwarzen Masse gefärbt und geschient. Hätte er nicht gefürchtet, aufs neue den Tanz zu riskieren – und gerade diesen recht komplizierten –, so würde er sie wieder an sich gedrückt haben. Jetzt sagte er nur, ein wenig hinterhältig: „Ich dachte, er gefällt der Lilly seit gestern ..." Sie entließ aus ihrem Maskenmund irgendeine kleine Klage, die er nicht verstand; denn sie kreuzten in diesem Augenblick am Orchester vorbei, das verstärkten Lautes die Schlußtakte des Tanzes spielte. Außerdem sang Herrgott,

dem diese argentinische Weise die seltene Möglichkeit bot, seine Schüttelkastagnetten anzuwenden, den Vorübergleitenden laut und frech in der abrauschenden Melodie des Tanzes zu: „Er ist gekommen!"

Zunächst ereignete sich nichts. Hoff versuchte fast eine Stunde lang vergeblich, auch nur einen Blick des Doppelgängers für ihn oder für die Ly zu registrieren. Der andere saß bei seiner Flasche Burgunder, allein, fast regungslos, eingehüllt in seine Schwermut, den kurzsichtigen Blick hin und wieder bei den Menschen, die sich in der Tanzmanege drängten. (Es war voll geworden und der Donnerstag rechtfertigte seinen Ruf als drittbester Wochentag.) Während des Solotanzes, den das Paar Umberto und Ly in dieser Zeit zu absolvieren hatte, blickte Hoffnung überhaupt nicht auf: es mochte Zufall sein oder zu genaue Kenntnis der Darbietung — oder Absicht. Hoff, in seine Nähe eine Tanzfigur verlegend, wagte einen vollen und beinahe provokanten Blick zu ihm hin, einen Blick, den man fühlte, auch wenn man ihm nicht begegnete. Das glatte Profil und das verhangene Auge des Gastes regte sich nicht. Er beteiligte sich auch nicht am Beifall.

Ein wenig später, an seinem Tisch, sah Hoff auf die Uhr: sie zeigte zwölf. Jetzt begann also der neue

Tag. Hoff sah, daß seine Hand mit der Uhr zu zittern begann, immer stärker. Er steckte die Uhr in die Westentasche und preßte die Hand in die Seite. Jetzt begann also der Tag. Hoff fühlte, wie der Stehkragen in den Nacken schnitt, und rieb sich den Nacken. Er rieb sich das Knie, das vom Boden herauf Kälte spürte, die Zehen und das Schienbein entlang. Das Leben lief plötzlich durch einen furchtbaren Winter, über Polareis. Das Leben lief weg. Es gibt Uhren mit defekter Feder, die mit irrem Ticktack zu rennen beginnen, um stehenzubleiben, endgültig. So tat das Herz; aber es blieb nicht stehen; es stolperte, es stolperte. Hoff hielt das Kinn, das das Ticktack mitmachen wollte. Er preßte Augen und Zähne zusammen und atmete auf, tief, tief, als wollte er einen ungeheuren Schrei ausstoßen. – Dann war es vorüber. Die Musik begann, guter Dinge, derb, negerhaft: das tat wohl – Lärm: zerhackt, bündig, originell – Herrgott war in Schwung, die Luft knallte – das tat wohl.

„Ich weiß nicht, Herr Hoff, ich weiß nicht ...", setzte Lilly Schmid an, und ihr Gesicht war ganz weiß vor Mitleid oder Angst oder Liebe. Ein Kavalier, ein sehr junger Kavalier mit mühsamem Monokel, kam und forderte sie zum Tanzen auf. Sie folgte mit gequälten Augen.

Hoff stand auf und ging durch den Saal. Er kam an einer der teuren Sektlogen vorbei. Die hübsche Frau, die dort mit einem älteren und sichtlich müden Herrn saß, sah ihn an, wie man einen Eintänzer ansehen darf. Im Programm war zu lesen, daß der Professeur Umberto den verehrten Damen zur Verfügung stand. Umberto war ein schöner Name, und der Professeur sah gut aus. Die Dame sah ihn an, weil sie mit ihm tanzen wollte; vielleicht wollte sie noch mehr. Hoff spürte einen Augenblick Lust, dem berechtigten Blick der Dame nachzukommen und vor ihr seine Verbeugung zu machen: es gehörte nach Beruf und Abkommen hierher — und wenn er recht überlegte, war ihm diese Frau nicht viel fremder als der sogenannte Hoffnung und sicherlich weniger problematisch. Aber während er dies bedachte, war er schon vorbeigegangen, ohne den Kopf zu rücken.

Er machte einen kleinen Umweg, bis er zu Hoffnungs Tisch kam. Er blieb jetzt nicht stehen, sondern ging nur sehr langsam, den guten Zufall erwartend. Aber der andere sah in sein Glas, das er langsam drehte — eine seiner versonnenen Gewohnheiten. Hoff ging sehr langsam. Man pflegt eine Person, die ungewöhnlich hastig oder ungewöhnlich zögernd an einem vorbeistreift, unwillkürlich anzusehen, sei es aus Schrecken oder aus Ärger über das körpernahe Passieren, sei es aus irgendeiner dynamischen

Folgsamkeit. Der andere tat es nicht – und dabei gäbe es, dachte Hoff, doch Bewegungen, Gesten und Seitenblicke genug, wollte jener eine Zudringlichkeit bestrafen oder auch nur abweisen.

Hoff war bereits vorbeigegangen. Da er einen kleinen Druck gegen die Schläfen spürte und mit einemmal auch die Luft voll Rauch und Ruch empfand, schlenderte er zum Ausgang, um den Kopf in die frische Nacht zu stecken. Er sagte es auch jovial Herrn Huber, der dienstfertig die Tür zur Straße öffnete. Hoff stellte sich unter den Lichtkranz des Eingangs und fror etwas in der nebligen Luft; aber dem Kopf tat sie wohl.

Er blinzelte zur Seite: Paula kroch schon heran und wünschte in üblicher Formel seinen guten Abend. Vielleicht war Hoff durch die Vergeblichkeit seiner Bemühungen um Hoffnung gereizt, vielleicht wollte er schon jetzt mit dem Zwerg reinen Tisch machen: er tat, als sehe und höre er ihn nicht. – Der Herr Rittmeister möge sich nicht erkälten, bemerkte Paula mit Demut. Hoff antwortete nicht. – Morgen oder eigentlich schon heute sei Freitag, meinte Paula zärtlich. Hoff fuhr herum, er verlor Vernunft und Haltung, er packte den Kleinen an der Brust, daß das fadenscheinige Gewebe des Jäckchens krachte, und schrie auf den gebuckelten Schädel unter sich: „Halts Maul!" –

Die Chauffeure auf den schlafenden Taxis rührten sich und streckten wie Schildkröten die verborgenen Köpfe aus den aufgeschlagenen Mantelkrägen. Herr Huber eilte gleich einer herbeigepfiffenen Polizeipatrouille aus der Bar, romantisch mit Admiralshut und Kugelstab. Zwerg Paula blieb ganz ruhig, lief auch nicht weg, war auch nicht zornig. Er sagte fein und ohne Dialekt, wie immer: „Jetzt doch um Gottes willen nicht die Nerven verlieren, Herr Rittmeister."

Hoff drehte sich um und ging an dem respektvoll um Auskunft bittenden Herrn Huber vorbei in das Lokal zurück, ohne den Fall aufzuklären. In der Bar trank er einen Kognak. „Sie sehen etwas angegriffen ...", begann der Barmann. „Ja, ja", nickte Hoff, stellte das Gläschen hin und ging fort. Der Tanz war zu Ende, Ly saß schon an ihrem Platz. Hoff trat hinzu. Sie sagte sofort, ohne ihn anzusehen, daß der junge Kavalier (sie nannte ihn derber: Fatzke) sie zu einer Flasche Sekt eingeladen habe. Hoff, in innerlicher Unordnung, hob nur die Schultern. Das sollte wohl besagen, wie wenig er sich in dieser Angelegenheit zuständig fühlte. Erwartete sie gar ein Verbot von ihm? Sie saß noch ein Weilchen; dann stand sie auf, ging aber noch nicht. Es sei des Jünglings gutes Recht, ermunterte Hoff. — „Bei Ihnen kenne sich einer aus,

Herr Hoff", entgegnete sie unsachlich. Dann erklärte sie beinahe heftig, der Junge sei wahrscheinlich „scharf", aber sie würde keinesfalls „nachher mit ihm gehen". (Das war Bar-Jargon, der eines gewissen Gefühlswiderstandes gegen unnötige Deutlichkeit nicht entbehrte.) Das sei wiederum ihr gutes Recht, sagte Hoff mit der Zigarette im Mund und die Augen zusammengekniffen, zumal der Jüngling nicht nach französischem Sekt aussehe. Sie schüttelte den Kopf und ging an einen ziemlich nahen Tisch, an dem der Kavalier nicht ohne Spannung saß, zwischen der Erwartung des Abenteuers und dem Preis des Sektes hin und her geschüttelt. Weder lächelte Ly noch wiegte sie die Hüften wie die Raquel Meller.

Hoff drückte die Zigarette aus. Mit dem neuen Tag schien auch die kleine Spekulation auf die Gunst der Menschen ringsum an Wert zu verlieren. Aber was sollte er an ihre Stelle setzen? Er konnte sich nicht allein den paar Stunden widmen, die er noch hatte, und sich nur für sie öffnen und sie durch sich hindurchkriechen lassen. Er konnte es nicht, er stand nicht fest genug, er war nicht fest genug gebaut, um eine Schleuse für die Zeit zu sein, sie zu spüren und zu beobachten, noch sieben, noch acht Stunden, zählend, zählend, und sich dann zu schließen, die bewußte und endgültige Stunde in sich stauend. Wer konnte

das? – So tut man, was man kann, um nur nicht allein zu sein.

Er wartete, bis die Musik wieder spielte: sie mochte so etwas wie eine Deckung sein, eine Hülle weniger für ihn, als für die anderen Menschen, deren Neugier stören konnte. Daß ein Mann wie Herrgott, der nun einmal über den Tönen stand, alle Ereignisse sah und auch diesen Vorgang sehen würde, war nicht zu verhindern; aber er war doch ein Verbündeter und dazu klug und gütig.

Hoff verließ wieder seinen Tisch, und als er den kurzen und geraden Weg zum Ziel ging, engte sich auch das Gesichtsfeld gehorsam ein. Er sah kaum ein paar Köpfe und Schultern zu beiden Seiten seiner Gasse zwischen den Tischen. Hoffnung, den Rücken gegen den Kommenden, blickte ins Tanzgewühl, das Kinn in der aufgestützten Hand.

Hoff trat an den Tisch und sagte: „Verzeihen Sie." Der andere hörte es nicht. Möglicherweise war der Lärm von Musik und Menschen so groß, daß die eine Stimme unterging. „Bitte – verzeihen Sie", wiederholte Hoff lauter; ihm selber schien es, als schrie er jetzt die Anrede. Der andere wandte sich ihm zu und sah ihn fragend an. „Mein Name ist Hoff", sagte Hoff; er machte eine kleine Pause und fügte hinzu: „Rittmeister a. D. Hoff."

Seine Rangbezeichnung hatte er seit der Dienstzeit bei Vorstellungen nicht mehr genannt.

Der Doppelgänger deutete sitzend eine Verbeugung an und murmelte etwas, das ein Name sein konnte. Hoff fragte, ob vielleicht der Herr sich denken könne, warum er ihn belästige. Der andere verneinte es, nicht sonderlich liebenswürdig. Aber daß er in ihm den sogenannten Professeur de Danse dieses Lokals vor sich habe, wisse er doch, sprach Hoff weiter und lächelte ein wenig. – „Ach, richtig", ließ der andere verlauten und kniff, ihn ansehend, die kurzsichtigen Augen zusammen, als erkenne er ihn erst jetzt.

„Seien Sie mir nicht böse", sprach Hoff, fast ohne zu zögern, „haben Sie mich in der Tat erst in diesem Augenblick erkannt? – Das klingt vielleicht etwas dreist; aber es ist wirklich nicht aus Zudringlichkeit, daß ich es wissen möchte."

Der andere sah auf seine Hände und antwortete beinahe etwas verlegen:

„Sie wollten mich schon gestern abend sprechen, nicht wahr?"

„Ja", sagte Hoff, „und warum eigentlich ließen Sie es nicht zu – und warum wollten Sie mich vorhin und diesen ganzen Abend nicht sehen?" Hoffnung sah in sein Glas und schwieg. „Man mag doch seine Gründe haben, wenn man so hart-

näckig auf ein Gespräch erpicht ist", meinte Hoff leiser.

„Ich bin sehr auf meine Ruhe erpicht", sagte der andere mit einem stillen Gesicht und bewegte das Weinglas.

„Hier?" lächelte Hoff.

„Seine Gründe hat jeder, lieber Herr", bemerkte der Doppelgänger.

Hoff sah über ihn hinweg auf das Podium: Herrgott arbeitete kräftig und ohne Nebenblicke an seinem Instrument.

„Ich hatte also Gründe", sagte Hoff, „Sie für ein wenig hochmütig zu halten. Deshalb nannte ich vorhin mit meinem bürgerlichen Namen meine frühere soziale Stellung. Es gibt ja einen Hochmut, der sich dadurch besänftigen läßt."

„Gewiß", entgegnete Hoffnung, „aber es war nicht nötig. Ich bin nur Landsturmmann gewesen."

Das war doch Ironie, dachte Hoff; aber wo sieht man in dem sanften Gesicht Ironie?

„Außerdem", fuhr der andere fort, „wußte ich natürlich schon Ihren Namen und Ihren früheren Grad."

„Von Paula!" rief Hoff sofort.

„Wer ist das?"

„Der Zwerg draußen."

„Ja, ja, von ihm."

Hoff machte dünne Lippen.

„Ich fragte ihn", setzte Hoffnung hinzu, als wollte er den Kleinen entlasten.

Der Tanz hörte auf, wie abgerissen. Im gleichen Augenblick forderte Hoffnung seinen Besucher auf, sich zu setzen, als begriffe auch er, daß für Hoff die Deckung durch die Musik jetzt fehle.

„Was wollen Sie von mir, Herr Hoff?"

„Ich wollte mich wegen des kleinen Streiches entschuldigen, den ich Ihnen gestern mit der Damenwahl spielte."

„Das ist doch unnötig. Ein Streich gegen den anderen. Ich habe Sie dafür beim Tanz kopiert."

„Woher können Sie so gut tanzen?"

„Ich könnte Sie bluffen, Herr Hoff, und sagen, daß ich Berufstänzer sei. Aber das wäre eine etwas billige Lüge. Wahr ist, daß ich vor dem Krieg den Tanz betrieben habe, wie ich hätte die Jurisprudenz betreiben sollen, und daß ich mit einem langbeinigen Serben, dessen Namen ich vergessen habe, dem Modemaler Leonard und dem viel zu hübschen Referendar Schweitzer zu den besten Berliner Amateurtänzern gehörte."

Der Doppelgänger sprach sehr leise, mit kaum geöffneten Lippen und auf eine pointierte Art, die mit dem traurigen Gesicht und den guten Augen nicht zusammenstimmte. Hoff sah auf das Podium.

Der pausierende Herrgott stand auf dem Tritt des Primgeigers und suchte den Saal ab — natürlich nach ihm. Hoff machte sich klein; aber im gleichen Augenblick hatte ihn Herrgott entdeckt, lächelte und drehte dem Saal den Rücken. Jetzt spürte Hoff auch noch andere Blicke. Lilly sah ihn über die Schulter ihres Gegenübers hinweg an, und ganz in der Nähe der zuständige Ober machte bereits seinen Gehilfen auf die stille Sensation am Tisch Hoffnung aufmerksam. Hoff wußte, daß in wenigen Minuten jeder Kellner des Lokals eine Gelegenheit finden würde, an dem Tisch vorbeizugehen und ein Wort aufzuschnappen. Er konnte den Ruheanspruch des anderen und auch die eigene Bemühung nicht in solcher Weise gefährden. Er mußte also aufstehen und weggehen, ehe das geringste Resultat erzielt war. Und dabei wußte er, daß sie beide würden zu einem Ergebnis kommen können. Warum nur hing ihm heute das Auffällige an wie ein Rock von aufreizender Farbe?

„Wenn ich hier sitzenbleibe", sagte er und preßte die Hände gegeneinander, „dann geraten Sie durch mich in eine ähnliche Situation wie gestern. Das ist Ihnen doch unangenehm?"

„Sehr", entgegnete der andere.

„Dabei möchte ich gerne hier sitzen", sprach Hoff und versuchte zu lächeln.

Der Doppelgänger sah ihn ruhig und klar an.

„Wollen Sie von mir eine Hilfe, Herr Hoff?" fragte er dann. Hoff antwortete nicht. Aber er hielt den Atem an und fühlte in seinem Körper die Zeit ticken. Seine Hoffnungslosigkeit in diesem Augenblick war so groß, daß ihm die Kehle eng wurde und das Weinen nahe war — wahrhaftig ihm, dem gar nicht weinerlichen Menschen. Dieses merkwürdige und wehe Gefühl, das keinen anderen Ausgang wußte als die Augen (gerade die Augen, die heute immer wieder geprüften) und das er seit seiner Knabenzeit nicht mehr gehabt hatte, riß sekundenlang die Vergangenheit auf, ganz weit, bis zur Kindheit. Der Knabe Hubert weinte sehr wenig, wohl weil die behütete Jugend ihm nicht viel Grund zum Leid gab; und er weinte immer erst dann, wenn nach der kleinen Verfehlung jemand gut zu ihm war. Gegen Härte setzte er Härte. —

Hoff hustete, um den Hals zu befreien. Aus Verlegenheit lachte er auch ein wenig. Der Doppelgänger sah ihn unverwandt an; aber er sprach kein Wort. Der baltische Primgeiger stieg auf das Podium. Das rote Licht kam über die Tanzmanege. Herrgott donnerte den Tusch ein, Hoff stand auf.

„Ich weiß nicht, lieber Herr", sagte er, „ob Sie jetzt noch hierbleiben oder weggehen werden. Beides hat allerlei für sich."

Er verbeugte sich ziemlich förmlich, jedenfalls aus Rücksicht auf die Kellneraugen. Hoffnung sah in sein Weinglas, bekümmert und nachdenklich.

Umberto traf Ly oberhalb der drei Stufen, die zum Tanzraum führten. Sie sahen sich an. Lilly war noch ernst, sehr ernst. Er faßte sie, laut Regie, bei der Hand und schritt mit ihr die Stufen hinunter. Wie der Scheinwerfer auf ihren Körper kroch, lächelte Ly. Die Leute klatschten lebhaft, Lys Kavalier rief, wie er es sich vorgenommen hatte: „Ly!" Herrgott trommelte dreiste und zackige Takte ohne Musik. An ihnen erst erkannte Hoff, was zu tanzen war. Er hatte nicht mehr daran gedacht. Er preßte Lys Hand. „Was ist denn?" fragte sie und hielt den Kopf lächelnd geradeaus.

„Halleluja!" schrie Hoff. Er schrie es. Herrgott nahm es sofort auf, riß das Megaphon an den Mund, trompetete es durch die Luft, mit der Fußpauke wütenden Takt schlagend. Die Kapelle, gut gelaunt, wiederholte es im Chor. Lys Kavalier, Vorbeter des Publikums, im Schwung wie noch nie in seinem kleinen Leben, grölte es vor Glück. Ein paar Mädchen mit gesicherter Nacht kreischten es, ihre Männer machten mit, die Betrunkenen zuerst, die Nüchternen folgten, um ihre gute Stimmung zu zeigen, die Ledigen schrien, um sich Mut zu machen oder um die Gründe ihrer Abstinenz zu ver-

höhnen: Armut, Ohnmacht, Krankheit. Die Kellner riefen es aus Freude an der Abwechslung oder sozial verbittert. Der Graf murmelte es mit schmalem Mund und dachte: wenn mich hier mein hochseliger Herr Vater sähe. Mister Salmon sprach es englisch aus und sagte dann zum schweigsamen Ober Charles: „Ich bin bald fünfzig und finde das Leben zum Kotzen." Hoffnung hatte das Kinn auf der Brust und die Augen geschlossen.

Umberto und Ly standen sich tanzbereit gegenüber, schon Arm in Arm, und warteten den höllischen Kanon ab. Hoff war selbst im roten Licht so blaß, daß die Frau ihn fragte: „Was hast du nur?" Sie duzte ihn zum erstenmal. Sie ließ auch das Lächeln, das in dem brüllenden Raum ohne Wert war. Die Musik setzte jetzt scharf ein, um mit dem Chor Schluß zu machen. „Wenn ich nur durchhalte!" rief Hoff in Lys Ohr. Sie hatte schon wieder zu lächeln. Das Saxophon übernahm grell die Melodie. Sie begannen zu tanzen. Herrgott schlug den Takt der bösen Welt in ihre Körper. Er schüttelte die Schultern und schlug die Beine. Er schüttelte und schlug. Umberto riß die Augen auf und preßte die Zähne zusammen. Die Zeit lief fort. Er trat sie immer schneller mit seinen schnellen Füßen. Er trat die Mühle. Er trat sie für sich und für seine beiden Opfer. Er sah gehetzt auf den Boden und fand die

Schatten von Umberto und Ly in unförmiger Einheit. Der Schatten trat mit und wurde geschüttelt, bis es der Schüttler war. Hoff würgte es wieder in der Kehle und er weinte auch über so viel Hilfe. Die paar Tränen wurden das verbissene Gesicht abwärts geschüttelt und konnten schließlich auch Schweißtropfen sein. Aber Ly erkannte sie und krallte die Finger in seinen Arm, mit verzweifelten Augen und dem stehengebliebenen Lächeln. Sie sagte auch etwas, aber er konnte nichts mehr hören. Er war beschäftigt. Der Schüttler trat mit und pumpte mit den Schultern die Erlebnisse in die hundert Gesichter hinauf. Hoff mußte aufpassen. Er sah dies und das Gesicht: den Minister, den Sekretär, den Herrgott, den Doppelgänger, zwischendurch auch die Lilly Schmid. Der Kreis blieb ziemlich eng, die gleichen Gesichter variierten nur in ihren Ausdrücken. Der Doppelgänger zum Beispiel wurde ihm immer ähnlicher und tat schließlich, was der Professeur tat. Er zielte und kniff das eine Auge zu. Wer? Er und ich, wir beide. Und so blieb dann das eine Gesicht und blieb und blieb: der tote Gustav-Adolf-Kopf des Ministers, horizontal, starr und tief erschrocken, mehr noch: in Ewigkeit erstaunt, weiß und rot, den Kinnbart steil in der Luft – blieb und blieb ...

Umberto und Ly steppten jetzt getrennt, das Or-

chester schlug die Paraphrase, Ly lachte mit breitem Negergebiß, wie vorgeschrieben, und schüttelte jetzt auch Kopf und Arme; nur in den Augenwinkeln schielte die Angst nach dem Partner. Umberto steppte mit ganz starrem Körper; das Gesicht war naß und der Mund ein wenig offen. Der Atem ging sehr kurz. Er steppte gegen alle Regel ganz nahe ans Orchester. Sie folgte. Er hob die Arme und schrie:

„Herrgott! Herrgott! Schluß!"

Das Orchester hatte mit bewunderungswürdigem Geschick den Tanz zum unmittelbaren Stillstand gebracht, das Publikum hatte nach Gebühr geklatscht, ohne die Abkürzung zu bemerken. Hoff stand, sich das Gesicht mit dem Taschentuch betupfend, am Podium und erzählte den mitleidigen Musikern von dem Grippeanfall. Er nahm diese Anstrengung auf sich, um möglichst schnell mit einer glaubhaften Erklärung den Zwischenfall zu erledigen. Herrgott brachte ihm ein Glas Kognak und Herr Salmon, bereits unterrichtet, kam mit einem zweiten. Die allgemeine Teilnahme wäre wohltuend gewesen, wenn sie eine andere Ursache gehabt hätte. Hoff nickte zu den vielen Ratschlägen und hatte nur den einen Wunsch, still und unbemerkt in einer Ecke sitzen zu dürfen. Wenn nur diese Auffälligkeit von ihm abfiele!

Als er sich umwandte, um an seinen Tisch zu gehen, sah er den Rücken des Doppelgängers in der Tür zum Ausgang. Er geht, dachte Hoff, er desertiert, er hat genug; man soll es ihm nicht verdenken; er scheint klug und scharfsichtig und hat selber allerlei auf dem Buckel; und wer läßt sich gern in ein Schicksal mischen wie in ein Kartenspiel? — Aber er war doch neugierig auf mich, er hat sich doch nach mir erkundigt. Und dieser Zwerg ...

Er merkte nicht, daß sich Lilly immer neben ihm hielt. Jetzt fragte sie ihn, warum er nicht lieber nach Haus ginge. Er sagte leise: „Um Gottes willen nicht!" und achtete nicht auf die bedenkliche Ehrlichkeit seiner Antwort. Er setzte sich an sein Tischchen; das war ein vertrauter und wohlwollender Platz, der ihn noch zwei Stunden halten konnte. Er atmete auf. Ly beugte sich zu ihm und fragte ihn, ob sie bei ihm bleiben solle. Er nickte sofort, und dann erst bedachte er, daß sie von allen guten Menschen des Abends der beste war, daß auch sein Tischchen an ihre Gegenwart gewöhnt war, daß schließlich, saß sie bei ihm, nicht der und jener, Salmon, Herrgott in den Pausen, sich zu ihm gesellte und ihn aus Mitleid sondierte. Auch Mitleid hat Sonden.

Ly ging zu ihrem Kavalier und war sofort wieder zurück. Begründung und Trennung geschahen sehr schnell und wirkten sehr hart. Hoff hatte den jungen

Mann angeschaut, vielleicht nur aus Zufall. Er wurde aufmerksam, weil er in seinem Leben nicht oft solche Wandlungen eines Gesichts von der sicheren Erwartung zur gläsernen Enttäuschung gesehen hatte. Die jähe Veränderung des Ausdrucks erinnerte ihn natürlich an den Schüttler und an den Schütteltanz: deshalb schickte er das Mädchen nicht zurück, sondern streichelte stumm ihre Hand. Der Junge drüben war sicherlich der einzige Mensch im Raum, der diese Bewegung beobachtete. Er starrte Hoff mit einem so kindlich offenen Haß an, daß der Mann lächeln mußte. „Ich habe jetzt einen Feind", sagte er zu ihr. Dann bestellte er eine Flasche Sekt. Er tat es hin und wieder und konnte sich das Vergnügen leisten, weil Herr Salmon ihm die Getränke zum Selbstkostenpreis berechnete oder sogar, an Tagen mit gutem Umsatz, auf sein Konto übernahm. Daß die Ly von der Bestellung eigenartig berührt wurde, lag an den Umständen des Abends. Der enttäuschte Kavalier drüben empfand den Knall der entkorkten Flasche gewiß als klare Herausforderung; denn er stand auf, tat ein paar mutige Schritte in die Richtung des Paares, blieb aber dann in gewisser Entfernung stehen und begnügte sich mit einem ziemlich rüpelhaften Anstarren des Gehaßten.

Hoff hatte Verlangen nach Alkohol: das war der

Anlaß zum Sekt; aber er wollte nicht viel trinken. Zugleich allerdings glaubte er, das simpelste Mittel gefunden zu haben, um diese Nacht zu bestehen: das Mädchen nämlich. Im Interesse einer sicheren Hand — daran dachte er wiederum auch — wollte er nur die Gesellschaft der Partnerin, auch über die beruflichen Stunden hinaus, sonst nichts, und es schien ihm keine sehr böse Tat, zu diesem Zweck ihre zärtliche Benommenheit noch ein wenig zu steigern. Er trank ihr zu und fragte sie, auf ihren Mund schauend:

„Weißt du auch, Lieschen Schmid, daß ich jetzt eine Freundin habe?"

Sie antwortete „Ja", ganz ohne Befangenheit und mit einer so tiefen Überzeugung, daß es ihn doch wärmte. Der herstarrende Junge störte ihn, zugleich aber auch reizte er ihn, die Freundlichkeiten für das Mädchen gleichsam auszubreiten, gewiß auf eine maßvolle und gesetzte Art, die aber wiederum dem jungen Mann die Sicherheit des Besitzes bekunden mochte. — Suche ich Streit? fragte sich Hoff, brauche ich ein Ventil dieser Art? War die abrupte Szene mit Paula vorhin symptomatisch? — Er hob den Kopf und sah dem Jungen stirnrunzelnd in das kochende Gesicht. — Zum Teufel auch, Streit ist auffällig, nicht wahr! Es war, als legte es die Zeit darauf an, ihn immer wieder zu kennzeichnen. Wie es auch sei: der junge Mann ist Gast und der Tän-

zer Umberto Angestellter. Der junge Mann hat auch ein Recht darauf, mit der Dame Ly zu tanzen, und er wird auf seinem Recht bestehen. Hoff sagte es dem Mädchen, das traurig wurde und keinen Einwand fand; denn das Reglement des Hauses lautet begreiflicherweise einseitig zugunsten des Gastes. — Man könne den Kleinen an den Tisch bitten, schlug Hoff vor. Sie sah ihn bedrückt an. Er sagte leise: „Wir bleiben nachher zusammen." Sie nickte leicht mit dem Kopf und bekam ein ganz zartes Gesicht.

Hoff ging zu dem jungen Mann, der ihn mißtrauisch und ein wenig ängstlich ankommen sah und seine Einladung schroff ablehnte. Hoff hatte eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, aber er bezwang sich, weil in der Nähe Leute saßen. Er drehte ihm den Rücken und ging zurück. Ly hörte seinen Bericht und nannte den Kleinen empört einen Lümmel. Ein neuer Tanz begann: der Lümmel kam und forderte sie auf, vor seiner Dreistigkeit doch zitternd. Hoff lachte laut, Ly sagte mit erfrorenem Gesicht, sie sei müde. Der junge Mann versicherte, er werde sich beschwerdeführend an die Leitung des Lokals wenden. Hoff sah ihm ins blanke Gesicht und sagte:

„Geh mit der Enttäuschung nach Hause, Kleiner. Die Spesen trage ich."

Der Junge fuhr herum und sagte merkwürdig leise und deutlich: „Sie Lude Sie."

Hoff stand auf und hob schon die Hand. Aber da Lilly leicht aufschrie und er den Tumult nach dem Schlag mit seiner gespannten Phantasie schon sehr deutlich sah und hörte, schlug er nicht in das junge Gesicht, das plötzlich jeden Blutstropfen verloren hatte: er hakte sich bei dem jungen Menschen ein, nahm das dünne Handgelenk in einen bestimmten zwangvollen und schmerzhaften Griff seiner muskulösen Finger, spürte bei dieser Kraftentfaltung eine tiefe und wohltuende Entspannung, führte den Kleinen, der den Schmerz verbiß und sich weder losmachen noch sträuben konnte, durch den Saal und die Bar zum Leutnant Huber und übergab ihn dem Wackeren und Strammstehenden mit ein paar erklärenden Worten. Herr Huber war auch Ordnungsmann und freute sich über jeden Amtsfall, die moralische Genugtuung mit Würde und Strenge drapierend. Er verlangte von dem ziemlich erschütterten Delinquenten die Garderobenmarke, soldatisch und unabweisbar, suchte Hut und Mantel aus der Menge, ließ ihm eine kurzbemessene Zeit, sich anzuziehen, wies seine schüchterne Zahlbereitschaft mit dem einen und selbstbewußten Wort: „Unnötig!" ab und schon ihn aus der Tür, ohne ihn anzurühren — eine Meisterleistung.

Es war bei Hoff, während die Nacht weiterging, wie ein Verlöschen. Er lächelte immerzu, nicht unähnlich dem Tanzlächeln der Ly, und fand zum Reden immer weniger Worte. Er sagte hier und da: „Sprich doch!" oder: „Sprich recht viel!" und die Frau, in einem namen- und fraglosen Gefühl der Neigung und Hilfspflicht, sprach und sprach: Gescheites und Dummes, Erinnerungen, Bemerkungen und Wünsche des kleinen Tanzmädchens – und schließlich, von einer unerklärlichen Angst um den Mann gehetzt, Witze, gemeine Späße, schamlose Paraphrasen über das Thema des Geschlechts, wie sie sie von den Männern zu hören bekam. Sie erzählte sie beinahe tonlos, mit hoher und heimlicher Stimme, und lachte auch nicht. Hoff nickte und lächelte, aber er begriff sie nicht mehr. Oder er wiederholte langsam und sinnlos irgendein laszives Wort, das ihm im Ohr saß, und sie wiederholte es, weil sie glaubte, es gefiele ihm. Schließlich mußte sie weinen, wenn auch nur ein paar Sekunden. Hoff bemerkte es nicht, trotzdem er sie anschaute.

Sie gingen kurz vor den Chefs und vor den Musikern und sagten niemandem Gutenacht. Es war erstaunlich, wie die Frau auf seine ungewöhnliche Anregung einging. Er sagte nur, es sei besser, sich von keinem zu verabschieden; man müsse also etwas früher das Geschäft verlassen als sonst. Er wollte

es, weil er sich vor der Trennung fürchtete. Sie fragte nicht nach dem Grund und ging unauffällig in ihre Garderobe. Sie wollten sich vor dem Eingang treffen.

Hoff ging langsam zur Tür, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt. Dann sah er sich doch um. Die kleine Welt des Raumes, wie die große laut und heimlich, geregelt und verworren und in dem Augenblick liebenswert, wo die Trennung sich zwischen das Auge und das noch klare Bild schiebt, baute sich geschäftig ab. Die Kellner entkleideten die Tische, die Chefs rechneten mit Ober Charles, über viele verschiedenfarbige Zettel gebeugt, die Musiker packten die Instrumente ein: alle taten den Strich unter das Tagewerk, oder richtiger gesagt: unter diese Nacht. Hoff war neidisch und zugleich gerührt. Das Gefühl arbeitete in solchen Augenblicken ein wenig aufgetragen. Hoff ließ es zu. Nur Herrgott sah nach ihm. Diese Abschiedsstunde vom Instrument war bekanntlich seine traurigste: so war auch der Blick für Hoff sehr ernst. Beide hoben die Hand, wie auf Kommando, und winkten sich zu, ähnlich einem Abschied auf dem Bahnhof, wenn der Zug schon langsam fährt. Dieses Signalisieren über den Saal hinweg, ohne jede Heiterkeit ausgeführt, war fast ein wenig komisch; aber es war ein Schlußzeichen. Hoff hatte zu gehen.

Auch Herr Huber war beschäftigt: er dirigierte den Abzug der Gäste. So konnte Hoff unbemerkt seine Sachen von dem für ihn reservierten Kleiderhaken nehmen und mit dem Gruß eines Mannes, der Eile hat, an dem Hüter vorbei durch die Tür schlüpfen.

Lilly saß bereits in einem Taxi. Der Zwerg, der am Schlag stand und um seines Rittmeisters willen andere Fahrgäste vernachlässigte, lief ihm entgegen und meldete, daß Madame warte; außerdem habe er für den Herrn Professeur eine Telefonnummer erhalten. Paula reichte ihm einen Zettel, ehrerbietig und zutunlich wie immer. Er war nicht nachtragend. Hoff sah an ihm vorbei, durch die Unerschütterlichkeit des Zwerges etwas verlegen. Solche Zettel mit Telefonnummern oder Adressen bekam er übrigens hin und wieder: er dachte an die Dame, die mit ihm tanzen wollte. „Von wem?" fragte er, ehe er den Zettel nahm. – „Der Herr vom Tisch 21", meldete Paula und setzte verbindlich hinzu: „der Ähnliche". Das Pseudonym Hoffnung anzuwenden, hielt er offenbar dem Original gegenüber für taktlos. Hoff steckte den Zettel in die Manteltasche und überlegte. Der Herr warte auf den Anruf bis drei Uhr, sagte der Zwerg.

Hoff machte kehrt, ging in die Bar zurück, winkte dem dienstbereiten und etwas erstaunten Herrn

Huber freundlich und eilig ab und betrat die Telefonzelle im Garderobenraum. Ein hörbar müdes Fräulein vom Amt, dessen Gleichgültigkeit ihn kränkte, verband ihn. Die sanfte Stimme des Doppelgängers kam sofort; er mußte in der Nähe des Apparates gewartet haben. Er meldete sich mit einem „Ja?" –

„Hier ist Hoff."

„Wenn Sie noch zu mir kommen wollen, Herr Hoff ..."

„In einer Viertelstunde."

Der Doppelgänger nannte Straße und Haus; er werde ihn vor der Tür erwarten.

Hoff verließ die Kabine. Er sah Mister Salmon und hinter ihm Herrgott aus der Bar kommen. Er lief hinaus. Huber grüßte wieder ins Leere, etwas verbittert.

Paula stand noch auf dem gleichen Fleck, seinem Beruf zum Trotz. Hoff fragte: „Wissen Sie etwas von ihm?"

Paula wiegte den Kopf. „Er wohnt Park-Allee 1 oder gibt wenigstens immer diese Adresse an, wenn er von hier wegfährt; mehr weiß ich nicht."

„Und was haben Sie ihm über mich gesagt, mein Lieber?"

Paula schien kein schlechtes Gewissen zu haben; er schien sich im Gegenteil über dieses Referat zu freuen. Er brauchte auch nicht das Gedächtnis an-

zustrengen; er hatte die Angaben sofort bereit: Rittmeister Hubert Hoff, Frontoffizier, E. K. I., Goldene Tapferkeitsmedaille."

„Und was noch?"

„Ein paar Worte über meine Verehrung für Sie."

„Und was noch?"

„Nichts weiter."

„Na – und das Politische?"

Paula wurde erregt; er wies bedrohlich mit den beiden Zeigefingerchen auf seine Augen: er wolle blind werden, wenn er ein Wort ...

Hoff ging weiter und stieg in den Wagen. Paula, immer nahe bei ihm, hielt die Tür fest, die der Herr zuschlagen wollte, und sagte hinter ihm her, zärtlich und fatal: „Gott schütze Sie."

Der Wagen fuhr an. Lilly gestand, daß sie vor dem Gnom Angst habe. „Ich auch", sagte Hoff. Dann schwiegen sie. Eine Kurve drückte die Frau gegen den Mann. Sie blieb an seiner Schulter, er streichelte sie. Dann suchte sie seinen Mund; aber er hielt das Kinn hoch. Sie ließ sofort von ihm ab und lehnte sich in die Ecke. Plötzlich sagte sie:

„Du hast einfach vor irgend etwas Angst. Das ist alles."

„Richtig", sagte er. Sie sprach sofort weiter, als wollte sie etwas loswerden und als hielte sie den ge-

eigneten Augenblick für gekommen. Sie habe einmal einen Freund gehabt, der Selbstmord verübte, und er tat es um sechs Uhr morgens, und bis fünf Uhr war sie bei ihm gewesen, und er hatte nichts verraten und nichts merken lassen; er sei nur ein bißchen traurig und ein bißchen wirr gewesen – aber das sei er auch früher gewesen. – Sie schwieg, sie hielt sogar den Atem an, als müßte jetzt seine furchtbare Bestätigung kommen; aber Hoff sagte kurz und gleichmütig: „Falsch geraten – ganz falsch."

Sie sprachen nichts mehr, als sei der Fall entschieden. Der Wagen hielt vor dem Haus, in dem sie wohnte. Er hatte sie schon oft heimgebracht. Sie stieg aus, er schüttelte ihr die Hand und wünschte ihr eine gute Nacht – wie sonst auch. Jetzt hatte sie doch nicht die Kraft des Willens, ohne eine kleine Frage abzutreten. „Warum kommst du nicht mit?"

„Es ist etwas dazwischen gekommen."

„Sie sind vorhin noch einmal zurückgegangen."

„Ich habe telefoniert."

„Sie haben eine hübschere Frau gefunden."

„Nein, ich habe mich mit dem ... mit der Trauerfahne verabredet."

„Das ist so wichtig?"

„Sehr wichtig."

Geheimbund

Der Doppelgänger stand mit zwei kleinen bellenden Hunden an der Vorgartentür eines Einfamilienhauses. Er ließ den Angekommenen das Fahrzeug entlohnen und öffnete dann erst das Tor. Er gab Hoff die Hand und ging voraus. Die beiden schottischen Terrier ärgerten sich lärmend über den Fremden. Hoff liebte Tiere. Der komisch heisere Eifer der stachelhaarigen und kurzbeinigen Wesen überhob ihn der Verlegenheit des Eintritts und erster Worte. Dann war auch das kleine Haus warm, freundlich und zeugte von einem angenehmen, geordneten und wohlhabenden Geist. Hoff hatte eine feines Gefühl für die Art, wie ihn fremde Wohnungen empfingen. Heute zumal registrierte er empfindlich. Hier war es ihm wohl von Anfang an.

Der Hausherr führte ihn in die Bibliothek, einen großen, stillen, bücherernsten Raum. In einer Ecke, zwischen Bücherwänden, gab eine Stehlampe mit schweinsledernem Schirm ein zugleich männlich klares und behagliches Licht. Dort standen um einen niedrigen Tisch, der Flaschen, Gläser und Rauchwaren aller Art trug, zwei große und zwei kleine Sessel.

Der Hausherr bestimmte liebenswürdig die großen Sessel für den Gast und für sich, die kleinen für die Hunde, die sich bereits auf dem Polster um sich selber drehten und als haarige Kugel niederkauerten, mit sich, ihrem Herrn und bereits auch schon mit dem späten Ankömmling zufrieden.

Hoff fühlte sich wohl. Er verschwieg es auch nicht dem Doppelgänger; er sagte es ein wenig anders: er fühle sich geborgen. Der andere hob etwas das Gesicht, aber er antwortete nichts. Er nahm den Deckel von der Zuckerdose: sofort fuhren die beiden kleinen Schotten aus ihrer Ruhe, saßen auf den Hinterbeinen und bettelten mit den dicken Wollpfoten durch die Luft, unter den buschig hängenden Brauen die herrlichen Niggeraugen rollend. Der Hausherr gab mit dem gütigen Blick für die Kreatur, der nicht vielen Menschen eigen ist und den das Tier mit wundervollem Scharfsinn und einer Dankbarkeit ohnegleichen erkennt, je ein Stückchen Zucker, dem einen und dem anderen, genau gleichzeitig auch, damit sich keiner zurückgesetzt fühle; und beide bärtigen Mäulchen zermahlten mit den weißen und starken Zähnen das Köstliche in der gleichen hastigen Zeitspanne, sich gegenseitig anschielend und mit dem Hammelschwänzchen wirbelnd.

Hoff streichelte sie; auch er schon tat es gleichzeitig, und jede Hand spürte das gleiche harte Fell

und die festen Körperchen. Die Schotten sahen ihn an, aus dem Dickicht der Haare bedächtig und unschuldig.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar", sagte Hoff leise, „sehr dankbar." Der andere lächelte und stellte die Hunde als Barry und Bia vor, aber von so hohem Adel, daß sie trotz ihrer Winzigkeit die Bernhardinernamen sehr wohl zu tragen vermöchten.

„Aber Ihren Namen kenne ich noch nicht – oder verstand ich nicht, lieber Herr", bemerkte Hoff.

„Ich heiße Hertz", sagte der andere nach einem ganz kleinen Zögern, „David Hertz."

„Hertz ..." sann Hoff und streichelte die Hunde. Der Name scheine ihm nicht unbekannt, meinte Hertz und lehnte sich zurück, zur Decke sehend.

„Ja, man las doch ..." überlegte Hoff. Plötzlich sah er auf.

Der Hund Barry, dem das Streicheln gefiel, stieß mit der Schnauze gegen die Hand, daß sie fortfahre. Hoff tat es und senkte wieder den Kopf. Es sei schließlich kein so seltener Name, murmelte er verlegen.

„Aber ich bin schon jener David Hertz", sagte der andere. „Ich bin leider ziemlich berühmt. Vielleicht vergißt man es doch einmal. Es sollte beinahe genügen, daß ich es nicht vergesse. Aber unsere Zeit ist sehr wild, erwiesenermaßen sehr wild auf alle

Arten ..." Er suchte das Wort und sah immer noch zur Decke.

Hoff streichelte die Hunde, mechanisch und mitgenommen, aber immer noch mit dem Gefühl des Wohlseins. Es war, als sei die Wand zwischen diesem Raum und der bösen Nacht so stark, daß sie auch als Handlung und Bewegung nicht mehr eindringen konnte. Hier gab es den Kugelfang des guten Geistes, war der Angriff des Lebens auch noch so stark. Hoff dachte auch an Sinn und Kraft der Kirche. – Wäre ich ein guter Katholik: es ginge mir besser draußen ...

„Ich sage nicht: alle Arten Unglück", fuhr Hertz fort, ruhig und mutig, „ich sage: alle Arten Tod."

„Aber Sie sind unschuldig", sagte Hoff schwer; denn er dachte an sich.

„Ich weiß nicht", erwiderte Hertz, „ob Sie es als Frage oder Faktum aussprechen. Bekanntlich wurde ich aus Mangel an Beweisen freigesprochen."

Der Hund Barry schlief unter der fremden Hand ein. Die Hündin Bia, von der anderen Hand ein wenig vernachlässigt, sprang vom Sessel und legte sich neben den Füßen des Gastes auf den Rücken. Das bedeutete die Einsicht, daß die gute Hand ermüdet sei, und die bescheidene Aufforderung, mit der guten Schuhsohle Bauch und Brust zu kraulen, vielleicht auch hin und wieder den behaglich gestreck-

ten Schenkel. Der gute fremde Mann begriff es und tat es.

Was wird aus dieser Nacht? dachte Hoff, und was wird mit mir? Und was will mein guter Bruder dort? Und warum höre ich mit einemmal nicht mehr den Durchmarsch der Stunden? – Er sagte: „Ich glaube nicht, Herr Hertz, daß ein Mensch gerne von seinem Unglück spricht, und ich habe es gewiß nicht anregen wollen."

„Ich spreche sehr selten davon, weil ich begreiflicherweise immer daran denke."

So nur könne man es verstehen, meinte Hoff, daß eine allabendliche Imperial-Bar solchem Haus und solchen Hunden vorgezogen werde. – Verstehen könne man alles, sagte Hertz beinahe aggressiv, verstehen sei das Leichteste. Wenn man Leid kenne, erkenne man es auch – er machte eine kleine Pause – erkenne man es auch an.

Hoff nahm sich die Hündin Bia auf den Schoß; er hätte auch den Hund Barry dazugenommen; aber Barry schlief.

„Es tut Ihnen jetzt vielleicht gut, Herr Hertz, wenn Sie auf mich zu sprechen kommen."

Hertz richtete sich auf und beschrieb mit der Hand einen Bogen. – „Hier hat sie ja gelebt."

„Wer?"

„Meine Frau."

Hoff fühlte das warme Tierkörperchen. Bias Kopf lag auf seiner Hand, und wenn er hinunter sah, sah sie hinauf, mit viel Weiß in den Augen und blanker Freundschaft. – „Das Leben ist eine gute Sache", sagte Hoff in die Hundeaugen hinunter, „und also auch die Erinnerung an ein Leben. Davor sollte man nicht weglaufen."

„Davor liefen Sie nicht weg?" fragte Hertz geradezu.

Was glaubt er nur von mir? fragte sich Hoff, und er antwortete leise: „Das hängt natürlich von dem Leben ab."

„Nein, Herr Hoff, das hängt natürlich von dem Tod ab."

Hoff hatte noch seine Scheu vor den schweren Gedanken dieses Abends. Er kannte auch den Mordprozeß Hertz nicht mehr in seinen Einzelheiten. Es verlangte ihn nicht nach der Schilderung und noch weniger nach den unvermeidlichen Parallelen zum eigenen Zustand, so fast akademisch distanzierend dieses geschützte Zimmer auch war. Er wehrte ab: „So quälen Sie sich doch nicht!"

Hertz sah zu ihm hin und lächelte: „Das wollte ich Ihnen schon während des Abends sagen, Herr Hoff."

Er springt also doch von sich auf mich über, dachte Hoff, er hat also doch sein Programm, und nach allen Voraussetzungen hier ein menschenfreundliches.

„Ist das, was Sie treiben", meinte Hoff mit Wärme, „vielleicht eine besondere Strategie, um mir nahe zu kommen?"

„Ich habe darüber noch nicht nachgedacht", lächelte Hertz, „also ist es keine Strategie."

„Sie hätten sie nicht nötig, Herr Hertz."

Man könne das doch kaum so leicht entscheiden, meinte Hertz besonnen, außerdem sei es für ihn im Augenblick tatsächlich ein Bedürfnis, von sich zu sprechen; aber das brauche für ihn, Hoff, keinesfalls den Zwang zu bedeuten, nachher ein gleiches zu tun.

Hoff betrachtete Bia, über deren Augen jetzt eine trübe Hornhaut schlüpfte, hin und her ein paarmal: dann fielen ihre Lider zu.

„Wie lange darf ich hierbleiben?" fragte er sehr leise, als wollte er nicht den Schlaf der Hunde stören.

„Solange Sie wollen", antwortete Hertz; „ich schlafe sehr wenig und liege nicht gern im Bett." Er legte wieder den Kopf zurück und sah zur Decke. Sein Mund schien etwas verbittert.

Hoff nahm eine Zigarre und brauchte zwei Streichhölzer, um sie in Brand zu bringen. Seine Finger waren noch fahrig, als hätte er körperliche Anstrengungen hinter sich. „Sprechen Sie doch ruhig", sagte er, „ich hindere Sie doch nicht, aber was soll ich denn fragen?"

Hertz hob die Hände und ließ sie wieder fallen.

„Ja, Herr Hoff, das Leben mischt die Menschen eigentlich immer nach ein paar bewährten Rezepten, und die Menschen, die so leidenschaftlich vergessen können – nicht wahr, sie wollen am liebsten schon den Krieg vergessen – die Menschen finden sich immer ganz neu, ob sie sich nun lieben oder hassen wollen."

Hertzens Stimme, ohne Aufwand gebraucht, war deutlich und angenehm; es war eine gänzlich undramatische, eine epische Stimme, der jeder Bericht zuzutrauen war, ohne daß man blaß werden würde. Hoff fand, daß sie in das Zimmer gehöre, auch mit ihrer Sprache, die ein klein wenig artistisch war, wie oft bei noblen Juden.

„Herr Hoff, was nützt es uns, wenn wir die Kombinationen beherrschen, sie auswendig kennen, ihre Tragödien als fingerfertige Psychologen vorauszeichnen und die Einfalt der Ereignisse mit Hoffart kritisieren? Was nützt es denn, wenn wir mitten drinstecken? – Ich liebte die Frau und die Frau liebte nicht mich, sondern meinen Bruder, der es nicht mehr und nicht weniger verdiente als ich – oder doch weniger, weil er nur der Schwager war; ich bin, wenn es mir paßt, ein querköpfiger Moralist, Herr Hoff. Das also war die Mischung des lieben Gottes für uns drei, ein alter, guter, wirksamer Gifttrank. Man leidet, was man kann, und

dazu kommen dann die Sonderkonstellationen, an denen es im richtigen Augenblick niemals fehlt. Meine Frau hatte eine kränkelnde, mein Bruder eine kranke Lunge – ich war von uns dreien entschieden der Gesündeste. Die Frau mag aus Liebe für den Kranken krank geworden sein, aus Liebe und um mit ihm in Davos zu leben. Das können Frauen. Meine Frau lebte mit ihm in Davos, monatelang. Meine Frau sagte mir, wenn ich es hören wollte, sie und er könnten beim besten Willen nicht zu dem Bewußtsein kommen, daß sie nicht Mann und Frau seien. Dabei wurde sie gesünder und er kränker. Ich war derweilen vor lauter Toleranz und Einsamkeit dem Tode am nächsten, trotz meiner Gesundheit. Ich dachte an Selbstmord, mit der Intensität meiner Rasse, die dafür eine Neigung hat. Dann beschloß ich es anders – ich bin leider sehr jähzornig, auch gegen mich, ich kommandiere mich gern von einem Extrem ins andere – reiste nach Davos und holte sie. In Zürich telefonierte sie ins Sanatorium und erfuhr seinen Blutsturz, den sie mir schon im voraus während der ganzen Fahrt vorgeworfen hatte. Er lebte noch, und sie wollte zurück. Ich war sehr brutal und fuchtelte eine böse Nacht hindurch mit dem Revolver. Ich bedrohte mich, Herr Hoff, nicht sie. Wir fuhren nach Romanshorn. Dort telefonierte sie von neuem und hörte, daß es ihm besser ginge. An diesem

Abend versöhnten wir uns, jedenfalls nur aus einer Überspannung der Nerven, nahmen ein Boot und fuhren auf den See. Nach zehn Worten, die nicht von der Landschaft handelten, zerriß natürlich die Versöhnung. Es war ein Juniabend. Der See war ganz glatt. Sie werden sich erinnern, daß trotzdem während dieser Fahrt das Boot kenterte und meine Frau ertrank. Sie konnte nicht schwimmen. Ich bin ein sehr guter Schwimmer. Ich suchte nach ihr eine Stunde; aber es war stockfinster und ich fand sie nicht. Ich schwamm an Land zurück, schlief irgendwo, alarmierte die Behörde erst am nächsten Morgen und wurde am gleichen Abend verhaftet, weil die Leiche, die man inzwischen gefunden hatte, eine leichte Kopfverletzung aufwies. Zu allem Überfluß bezichtigte mich mein Bruder, nachdem er die Nachricht erfahren hatte und bevor er das wahnwitzige Quantum Veronal schluckte, in einem ausführlichen Brief an das Eidgenössische Polizeidepartement in Bern des Mordes. – Wie leicht es sich erzählt, nicht wahr, Herr Hoff?"

Er kreuzte die Hände im Nacken und schlug die Beine übereinander, dabei traf er mit dem Schuh den Tisch, ein wenig nur; aber doch klapperte leicht der Deckel auf der Zuckerdose. Durch die Bia ging das Geräusch nur in einem kleinen Zucken des Körperchens, wie auch andere schöne Träume. Barry aber wurde aus dem Schlaf gerissen; er saß gähnend

auf, stemmte sich gegen den Tisch, entdeckte nichts, was die Störung verlohnte, und blickte seinen Herrn an, nicht eigentlich vorwurfsvoll, sondern nur sehr erstaunt. Es machte auf Hoff, der unverwandt und heftig berührt den Erzähler ansah, einen starken Eindruck, daß Hertz den Blick des Hundes spürte, ohne zu ihm hinunterzuschauen; denn er winkte ihm wie einem Menschen und sagte: „Komm her, mein gutes Tier." Barry sprang bedächtig auf den Boden, ging das Streckchen, die eckige Schnauze fast auf dem Boden, mit dem Schwanz wirbelnd, und sprang bedächtig auf den Schoß. Hertz streichelte ihn, ohne den Kopf von der Sessellehne zu heben. Hoff streichelte die Bia. – Welche furchtbare Ähnlichkeit zwischen uns, kam es ihm durch den Sinn, bis zu den glückseligen Tieren auf unseren armen Körpern... Und warum, warum gibt mir diese Nacht diesen Partner...

„Was denken Sie jetzt, Herr Hoff?" fragte Hertz plötzlich.

„Wir haben beide ein Häufchen Glück auf unserem Schoß – wir haben es wohl beide nötig."

„Was denken Sie über das Gehörte, Herr Hoff?"

„Ich komme damit nicht zu Rande", flüsterte Hoff gepreßt, „ich weiß ja nicht – ich begreife ja noch nicht, warum Sie mich in Ihre Beichte zwingen."

„Ich beichte nicht – ich berichte nur."

„Sie fangen mit dem Bericht an und wollen in die Beichte hinein!"

„Warum haben Sie Angst davor, Herr Hoff, Sie können ja still bleiben."

„Warum haben Sie mich hergeholt?" wehrte sich Hoff, immer gesteigerter, „ich empfahl mich heute abend keineswegs als Beichtiger!"

„Sie beschäftigen sich also", sagte Hertz leise und hart, „Sie beschäftigt also doch die Frage, ob ich es tat oder nicht tat."

Hoff bückte sich und hob den Kopf der Hündin an seine Wange. Bia machte die Augen auf und zu. Ihre kleinen weichen Biberohren kitzelten seine Haut. – „Sie wollten mir doch helfen", klagte er, „und Sie haben mir auch geholfen – aber jetzt quälen Sie mich sehr ..."

Hertz hob langsam den Kopf von der Lehne und sah ihn an. Auch der Hund Barry sah ihn an.

„Sind Sie denn ein Mörder, Herr Hoff?"

„Nein", sagte Hoff sofort, als ob er die Frage erwartet hätte; aber es machte ihm große Mühe, den Zusatz: „noch nicht" zu unterdrücken.

„Als ich Sie heute abend sprach und beobachtete", meinte Hertz in seinem milden Dozierton, „sah und hörte ich natürlich das, was man gemeinhin mit schlechtem Gewissen bezeichnet. Nun, ich bin durch meine persönlichen Erfahrungen so etwas wie Spe-

zialist für diese Erkrankung. Durch allerlei Anzeichen, vor allem durch Ihre Tanzerei, kam ich zu der Überzeugung, daß Sie ungewöhnlich schlimm dran seien. Mich interessieren extreme Fälle, weil ich selber einer zu sein glaube. Das klingt viel wissenschaftlicher oder kühler, als es bei mir der Fall ist. Es ist echtes Mitleid dabei. Mitleiden kann nur der, der selber zu leiden hat. Außerdem gefiel mir Ihre gute Haltung bei alledem. So überwand ich die verständliche Abneigung, die eigene Fracht noch mit fremder zu belasten. Sie brauchen deshalb nicht zu beichten, wie Sie es nennen. Sie sind für mich eine Belastung, auch wenn Sie stumm bleiben. Aber die einzige Therapie für unsere Krankheit ist die gelegentliche Mitteilung unter bestimmten seelischen Voraussetzungen. Vielleicht begreifen Sie bei solchen gesetzten Worten, daß ich manchmal an meinem klaren Verstand leide. Die mystischen Beladenen haben es entschieden besser. – Sicher ist, Herr Hoff, ich helfe mir und Ihnen durch meinen Bericht."

Wie leicht, dachte Hoff, während der andere sprach – wie leicht müßte meine gewöhnliche Vorsicht solcher Möglichkeit einer glatten und klugen Lockung mißtrauen und wie böse würde ich einen anderen Menschen ansehen, der solches redet, und ihn für mich oder ihn ins Gesicht Spitzel schimpfen! Mag sein,

daß ich außerhalb dieses Hauses selbst dem David Hertz nicht traue und mich in meine vernünftige Angst einschließe. Aber hier glaube ich ihm! Hier glaube ich an seine Bruderschaft! Ich werde mit ihm mitgehen.

„Machen Sie, Herr Hertz, zwischen persönlicher und, sagen wir, kollektiver Leidschickung keinen Unterschied?"

„Nein; denn für mich ist auch gemeinsames oder öffentliches Schicksal immer nur unterschiedliches Passional vieler einzelner. – Übrigens weiß ich nicht, ob ich Sie richtig verstanden habe. Ihre Frage war nicht klar."

„Ich bin politisch tätig", sagte Hoff.

Er beobachtete dabei das Gesicht des anderen. Hertz schaute ihn nachdenklich und klug an, das Gesicht in die Hand gestützt.

„Das ist eine ziemlich klare Auskunft, Herr Hoff. Sie geben mir dadurch natürlich allerhand Material. Wenn ein Mann in Ihrer Lage des Lebens – also mit dem Gegensatz der gehobenen Vergangenheit und der erniedrigten Gegenwart – sich als politisch erklärt, so meint er damit aktivistisch im Sinne des Kampfes gegen den bestehenden Staat, der ihn degradiert hat. Rechne ich Ihre seelische Verfassung dazu, wie sie mir bekannt geworden ist, so ergibt sich kein unsympathisches Bild. Sie machen sich den Kampf

gegen den Staat nicht leicht, wie die vielen anderen, die ihre Leichtfertigkeit für Fanatismus oder gar nur für Jugend ausgeben. Sie machen es sich schwer. Aber trotzdem – nein: gerade deswegen gestatten Sie mir eine Grundfrage: warum machen Sie es sich schwer? Warum wollen Sie Schmied werden, wenn Ihnen das Handwerk nicht bekommt? Ich meine: warum überhaupt betätigen Sie sich in solcher bedrückenden Form politisch, wenn es Schichten in Ihnen gibt, die Widerstand leisten?"

Es ist für scharfsichtige Leute eine winzige Änderung im Gesicht des Gegenübers wahrnehmbar, eine kaum merkliche Verwandlung, die aber wichtig ist; zu vergleichen etwa mit dem Anblick einer Tür, deren Schloß leise und höflich gesperrt wird. Hertz merkte jetzt, daß Hoff sein Gesicht zuschloß. – Wir sind durch die Grundfrage gründlich verschiedene Menschen geworden, dachte Hertz und lächelte fein, er wird jetzt unseren Grundgegensatz betonen; aber das macht nichts: es ist ganz gut für ihn, wenn er sich in seiner heutigen Stimmung einmal vormacht, wie fest er an seiner Gruppe klebt.

Hoff sagte: „Lieber Herr Hertz, ich fürchte, diese Grundfrage werde ich nicht nach Ihrem Geschmack beantworten können."

„Das verlange ich ja auch nicht", entgegnete Hertz freundlich, „ich frage ja nicht einmal, ob Sie

Antisemit sind. Ich würde Sie überhaupt nicht fragen, hätte ich nicht gesehen, daß Sie vorhin Menschen fischten, wie nur je ein Jünger in Not. Ich frage – ich darf fragen, weil ich ganz gerne in Ihr Netz gegangen bin, lieber Herr."

Solcher Ton machte es Hoff nicht gerade leicht. Aber Menschen seiner Art werden dadurch nicht verlegen, sondern geistig sogar etwas grob. „Ja", sagte er, „man hat also zunächst seine Tradition und dann sein gelebtes Leben, seine Vorstellungen von staatlicher Ordnung, seinen Begriff von Recht und Unrecht, und wird dabei zweiunddreißig Jahre und weiß, was man will – und man hat seine Wut auf gewisse Menschen, die den schönen Bau zerstörten. Ich halte diese Wut nicht nur für gerechtfertigt, sondern sogar für notwendig ..." Er holte Atem und riß die Augen auf; sein Gesicht bekam einen zugleich fanatischen und stumpfen Ausdruck; er fuhr mit der Hand in die Luft: „Ich halte sie sogar für sakrosankt."

„Ich für meine Person würde der Wut keinen Heiligenschein aufsetzen", sagte Hertz mit höflichem Ernst.

Jetzt sah Hoff ihn böse an. „Lieber Herr", entgegnete er, „fremden Gefühlen kann man auch nicht mit Sophismen beikommen. Ich bin mit der gleichen Leidenschaft und mit derselben Überzeugung ein Feind

des neuen Staates wie ich im Krieg ein Feind der Feinde meines Landes war. Ich habe die gleiche Pflicht zu kämpfen."

„Ich halte den Vergleich für gefährlich, Herr Hoff."

„Auch unser Begriff von Gefahr ist verschieden!" rief Hoff. „Für mich mag die Gefahr anziehend sein, für Sie abstoßend. Wir sind aus verschiedenem Teig gebacken, Herr Hertz, ich kenne einen Taumel oder einen Stoß oder einen Sturm nach vorwärts, den Sie nicht kennen. Wenn wir es Mut nennen wollen, so liebe ich Mut, auch wenn er keinen Zweck hat."

„Sehr schön", bemerkte Hertz, „Sie setzen ‚Mut' gegen ‚Spekulation'; das gefällt mir sogar, trotz meiner anderen Stofflichkeit. Sie bringen als Offizier Mut in die Politik: aber Offiziere hatten doch nicht politisch zu sein, Herr Hoff, oder sie hatten es doch nicht gelernt."

„Was bleibt uns denn übrig?" erregte sich Hoff. „Wie können wir denn den Staat schonen, der uns nicht schonte. Wir haben doch unsere Gesinnung! Wohin sollen wir denn mit unserer Gesinnung? Mein Vater war Divisionär, als er fiel. Und als er lebte, war er aus Gesinnung Offizier, aus Liebe, Herr Hertz, nicht aus Spekulation. Er hatte kein Vermögen, keine Möglichkeit, es zu erwerben, wahrhaftig keinen Gedanken, es zu erwerben. Er hatte ein

strenges, geordnetes und bis zum Rande vom Dienst erfülltes Leben, ganz ohne Zweifel an dem Zustand seiner Welt; und er hatte den Tod, der dazu gehörte. War das nichts, Herr Hertz? Es war für uns eine Erfüllung, der Triumph unserer Gesinnung und die beste aller Welten. Unsere Gesinnung galt nicht nur dem Stand und dem Beruf, sondern auch dem Staat, der sie uns gab: also war sie politisch. Der Staat wurde zerstört, aber nicht unsere Gesinnung; also kämpfen wir aus Gesinnung gegen die Zerstörer. Das ist wieder Politik."

„Das ist Sentimentalität", sagte Hertz, „das ist Egoismus und Gleichgültigkeit gegen das größere Leid der Mehrheit; denn für sie ist es keinesfalls die beste aller Welten gewesen."

„Wir sprechen ja von mir und meinen politischen Motiven", wehrte sich Hoff. „Ich bin aus Treue, aus Pflichtgefühl, aus Gehorsam gegen mich selber, aus Gründen der Herkunft, der Lebensart, der Lebensanschauung, des Lebenswillens politisch. Hier ist die Antwort auf die Grundfrage."

„Sie sind aus Zwangsvorstellungen politisch, Sie unpolitischer Mensch", sagte Hertz.

„Ja! Ja! Auch das!" rief Hoff außer sich. „Sie kennen auch nicht den hohen Begriff des Zwangs! Ich bin ein zwangvoller Feind des Umsturzes! — Zum Teufel, ich liebe meinen Zwang!" —

Hertz wollte ihn nicht treiben. Er wollte ihn nicht zu sehr verbittern und in einen Widerstand hetzen, der schließlich auch die tiefen Gründe seines Menschenfischzugs verleugnet. „Gut", sagte er, „nehmen wir die Zwangsläufigkeit Ihrer politischen Haltung als erwiesen, Herr Hoff. Wiederholen wir uns das Wichtige: Sie machen es sich schwer, trotz Ihrer Überzeugung. Sie machen es sich schwer, Herr Hoff. Das tat Brutus auch. – Wenn ich mich verirre, Herr Hoff, dann unterbrechen Sie mich."

„Ohne einen Cäsar gibt es keinen Brutus, scheint mir."

„Richtig", lächelte Hertz; „aber welthaltige Namen sind immer schon Idee oder doch Begriff. In namenlosen Zeiten teilen sich unter Umständen Staat und Opposition in die Rollen der beiden. Es wechselt ja auch der Geschmack an den beiden. Einmal steht der Ermordete und ein anderes Mal der Mörder höher im Kurs. Dante und Goethe sind für Cäsar, Petrarca und Rousseau für Brutus, Shakespeare und Michelangelo verteilen die Gewichte des eigenen Riesenihalts auf beide. – Wir leben wieder einmal in einer Brutuszeit. Sie neigt also sowohl zur Katastrophenpolitik als auch, trotz scheinbarer Sittenauflockerung, zur katonischen Weltanschauung. Das ist für Leute, die nun einmal auf die äußerste Seite solcher Zeit geschleudert worden

sind – Leute also, wie Sie und ich – natürlich günstig."

„Wieso?" fragte Hoff.

„Ich zum Beispiel hatte die Thurgauer Bauerngeschworenen von Anfang an auf meiner Seite, sicherlich nicht wegen der mangelhaften Indizien, sondern wegen der sinnfälligen und billigen Moral der Geschichte vom betrogenen Ehemann."

Wie er springt! dachte Hoff; von sich auf mich und von mir auf sich! Wie er die Fäden legt! Und wie anständig er dabei bleibt!

„Der Mörder steht höher im Kurs", erklärte Hertz lauter als eben noch und nahm Barrys Kopf zwischen die sanften Hände.

„Soll das für uns ein Trost sein?" fragte Hoff.

Hertz schüttelte den Kopf und schwieg. Er hatte wieder den verbitterten Mund. Es war ein paar Sekunden sehr still im Zimmer. Man hörte nur das kleine Schnauben der schlafenden Hunde.

„Warum ist die Zeit auch für mich günstig?" ermunterte Hoff den Fürsprecher. Hertz zog die Brauen zusammen und sah merkwürdig streng aus.

„Man wird Ihnen Motive und Sympathien für Ihr Tun in Massen zuschaufeln", sprach er.

„Was nützt mir das?" fragte Hoff leise.

David Hertz nickte ihm zu, als kenne er selber diese Frage viel zu gut.

„Nichts! – Da Sie fragen und es nicht wissen, nützt es Ihnen nichts, Herr Hoff. – Sehen Sie, ich bin vorhin etwas von Ihrem Weg auf das Sentenziöse abgewichen, wie es leider meine Unart ist. Aber schon sind wir wieder dort, wo es sich gehört. – Lieber Herr, ich glaube, ich könnte jetzt Ihre ganze politische Basis erschüttern, einfach durch Ihr ‚Was nützt mir das!' – Kurz: Sie leiden natürlich nicht aus einem Gefühl für den Staat, und Sie machen es sich nicht schwer, weil Sie auf Ihren Schultern die klassische Last der Staatsaktion und die übergroße Verantwortung gegen ein Volk oder doch gegen einen Volksteil spüren ..."

„Sondern?" fragte Hoff, vergaß zum erstenmal in diesem Zimmer den Hund auf dem Schoß und hakte die Finger ineinander. Hertz hob die Hand, zugleich besänftigend und vorbereitend.

„Nehmen wir den krassesten Fall an", sprach er mit seinen sparsamen Lippen, „weil Sie einen Menschen umzubringen haben."

Hoff löste die Haut des Halses von den einschneidenden Kragenecken und warf sehr mühsam hin: „Vier Jahre Krieg ..."

„Was soll das heißen!" unterbrach Hertz mit ungeahnter Schärfe und das Gesicht jähzornig verändert. „Gibt Ihnen das den Gewerbeschein auf Totschlag?"

„Auf Gehorsam, Herr Hertz."

Hertz zog etwas den Kopf ein und strich mit dem Handrücken über Wange und Kinn, wie man es nach dem Rasieren tut. Jetzt wirkte es wie eine Geste der Resignation. Er schwieg eine Weile und sah entmutigt vor sich hin. Dann sagte er:

„Ach Gott, ich will nicht mehr klugsprechen. Mit der Dialektik bringt man den Nebenmenschen im besten Fall auf den schiefen Weg, aber nicht auf den geraden. — Und wer bin ich denn, daß ich etwas verhüten könnte ..."

„War ich schon so deutlich?" fragte Hoff etwas verwirrt.

„Es ist schon so, als zöge ich wie ein verwünschter Rutengänger ..." Hertz schwieg und hielt seinen abrutschenden Hund.

„Soll ich gehen?" fragte Hoff demütig.

„Wohin denn?" meinte der andere beinahe grob.

Hoff dachte dennoch in diesem Augenblick an die Zeit, die draußen lief, aber ohne die Erschütterung vom Abend, als das eigene Herz zum Räderwerk der infamen Stunden gehörte. Es war jetzt schon wie eine Auflösung der Zusammenhänge, jedenfalls wegen des magischen Bündnisses zwischen ihm und David. Er nannte im Geiste den Freund beim Vornamen. Er dachte an die Zeit allein durch die unwidersprochene Gewalt des Wortes Gehorsam, das

er eben angewandt hatte, ohne es lange zu suchen. Er wollte auf die Uhr sehen, weil in diesem Zimmer das Zeitgefühl aufgehoben war und weil er nicht mehr wußte, wie lange er hier schon saß. Die Armbanduhr war an dem linken Handgelenk. Die Hündin Bia schlief mit dem Kopf auf der linken Hand, in den weißen Tunnel der Manschette hineinatmend. Hoff hatte zwischen ihrem Schlaf und der Kenntnis der Zeit zu wählen. Da er das Tier höher schätzte, störte er es nicht auf.

„Herr Hoff", sprach Hertz vorsichtig in das Schweigen hinein, „ich berichtete Ihnen vorhin, daß ich zu Lebzeiten meiner Frau, eben während ihrer Davoser Zeit, hin und wieder an Selbstmord dachte und daß ich für solche Entscheidung nicht ungeeignet bin. Haben Sie nicht daran gedacht, mich oder sich zu fragen, warum ich es nicht nach ihrem Tod getan habe? — Ich hatte doch eigentlich Veranlassung und Gelegenheit genug gehabt."

Will er mir jetzt zum Selbstmord raten? überlegte Hoff und blieb ganz ruhig dabei. Sonderbar genug ist es, daß ich selber es niemals bedachte, so viel und so weit ich gestern abend mit den Gedanken und mit den Gefühlen herumkreuzte, und daß ich sogar die Geschichte der Lilly Schmid mit ihrem Selbstmörderfreund (vielleicht hat sie es nur für mich erfunden) sofort vergaß, eben weil sie mich

nichts anging. – Er habe nicht daran gedacht, entgegnete er ehrlich. – „Warum nicht?" – Hoff schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, Herr Hertz, Sie wollen die Entscheidung erzwingen. Also: ich halte Sie für unschuldig."

„Warum fangen Sie jetzt zu lügen an?" wandte der andere traurig ein. „Das ist doch gar nicht nötig! Warum brauche ich denn Ihr Diktum zu erzwingen und noch ein falsches dazu? Und seit wann ist der Tod an Schuld oder Unschuld gebunden?"

„Auch ich habe noch nicht an Selbstmord gedacht", sagte Hoff und senkte den Kopf.

„Das glaube ich Ihnen, Herr Hoff, gerade Ihnen. Das hängt mit Ihrer Disziplin zusammen. Ich aber bin bestenfalls geistig diszipliniert. Daß ich mich weiter leben ließ, hat einen ganz anderen Grund – und ich kann mich über ihn nicht beruhigen. Der Grund ist das Leben selber, – jawohl, dieses Leben, diese tolle, verblüffende, ewig ungehobelte Realität! Seitdem die Frau tot ist, hänge ich am Leben. Da sind weder Rache- noch Freiheitsgefühle im Spiel. Je mehr dann das Leben auf mich einschlug, desto enger umklammerte ich es. Es ist also der Eros im Spiel. Ich saß drei Monate in Untersuchungshaft, und die Hölle der Verhandlung dauerte acht Tage: ich wurde immer wilder auf das

Leben, und diese Wildheit gab mir die Kraft zu der keineswegs durchschnittlichen Hartnäckigkeit der Inquisition gegenüber. Ich habe auch gesiegt. Dann schlug ich mich mit meinem Gewissen herum; aber es war wie ein Schaukampf vor einer ungeheuren Arena, und es steckte ein vermessener Ehrgeiz zu siegen dahinter. Keiner zwar wird mit dem anderen fertig – vielleicht will ich jetzt gar nicht mehr mit mir fertig werden: vor lauter Lebensunruhe ..."

Er will mir auch den Selbstmord fortnehmen! dachte Hoff, und über seinen Körper fuhr es wie kleines Fieber. Er wurde auch unbeherrschter und unterbrach: „Ich warte, Herr Hertz, ich warte auf die Verbindung – gerade auf diese Verbindung mit mir ... auf die Übertragung ..."

„O nein! O nein!" rief Hertz schon erregt, „ich bin kein Katechet und keine Seelenapotheke. Nehmen Sie von mir, was Sie brauchen, jetzt oder später; aber verlangen Sie nicht, daß ich es Ihnen eingebe!"

„Herr Hertz!" rief Hoff geschüttelt, „David Hertz! Ich bin nicht so neugierig auf den Ringkampf! Ich bin nicht so überzeugt von dem Remis! Ich bekam meinen Teil schon ab – in der Vorübung!"

„Und was den Kampf anlangt", ging Hertz in die Parade, sehr lebhaft, „so gibt es einen Jiu-Jitsu-

Griff des Gewissens, der die Knochen bricht, gehst du nicht zu Boden. Das ist die Rekapitulation der Tat – und hast du sie nicht einmal begangen! – und hast du sie doch begangen! – Da fällt der Körper über Bord, immer wieder – – und schließlich hast du sie mit dem Ruder auf den Kopf geschlagen, ob du es willst oder nicht ..."

„Ich nicht! Ich nicht!" rief Hoff außer sich, „ich habe zu schießen!"

„Und du weißt nachher nicht mehr", beteuerte Hertz und ließ den Kopf gegen die Lehne fallen, „du weißt nicht mehr: hast du geschossen oder nicht geschossen, – geschlagen oder nicht geschlagen – – du sagst den Fragern Nein! und Nein! Und wenn du dich selber fragst, dann siehst du die Tat, ob du willst oder nicht ... Und du schreist dich an: das ist nicht wahr! Das war nicht! Das war nicht!"

„War es?" schrie Hoff ihn an.

„Ja", sagte Hertz tief erschöpft und drückte die Augen zu.

Das Gespräch war so laut geworden, daß die Hunde aufwachten. Sie sahen sich an, spürten vielleicht das Abholde ihrer Träger und beschlossen, sie zu verlassen. Sie kannten sich gut und verstanden sich mit rätselhafter Feinheit. Barry reckte sich zuerst, scheinbar nur verschlafen und ohne Initiative, stieß dann mit der Schnauze gegen die Herrenhand,

die unlieb neben ihm auf der Sesſellehne lag, und ſprang ohne weiteres vom Schoß. Bia beobachtete ihn mit ſteifen Ohren. Hoff fing heuchleriſch an, ſie zu ſtreicheln; aber die Hündin verließ ihn unter der Liebkoſung. Die Tiere begrüßten ſich ſtill auf dem Boden und hüpften dann kurz hintereinander auf einen Seſſel. Dort kauerten ſie ſich zuſammen, ein jeder den Kopf auf dem Kreuz des anderen. Sie ſchliefen ſofort ein, gleichſam mit Betonung für ſich.

Trotz der Trennung der Tiere von den Menſchen und trotz des letzten Dialoges war der Frieden des Zimmers nicht geſtört worden. Es war jetzt ſogar ſchon zweifelhaft, ob ſo laute und ſo gefährliche Worte gewechſelt waren. Hertz lag auf ſeinem Seſſel, als ſchliefe er. Hoff fühlte ſo etwas wie eine letzte Bekennerſchuld gegen ihn. Er hatte noch zu ſagen, daß er morgen früh das Haupt der revolutionären Regierung abzuſchießen habe, einen behäbigen Mann mit einem Guſtav-Adolf-Kopf, den Hochverräter – ſonſt wüßte er von ihm perſönlich nicht viel. – Oder hatte er es ſchon geſagt? – Habe ich nicht ſchon alles geſagt – und er mir?

Welche ſchöne Ruhe – und welche Duldſamkeit des Lebens! –

„Herr Hertz!“ ſagte Hoff ſehr leiſe, jedenfalls nach einer langen Zeit, „Herr Hertz! Wenn Sie

jetzt die Polizei benachrichtigen – jetzt noch! jetzt noch! – kann noch alles anders werden ..."

Der Mann schläft tatsächlich. Er kann also doch schlafen mitsamt seiner Last. Oder vielleicht schläft er heute, weil er mir gebeichtet hat – oder weil er mir geholfen hat. Er hat schon recht: das ist ein und dasselbe. Er hat seine Tat getan und ich werde meine Tat tun. – Vielleicht gibt es dann ein Remis, wie bei ihm. Vielleicht hält mich das Leben. Vielleicht komme ich morgen... nein: heute wieder hierher. Ich fühle mich wohl hier. Ich bin hier nicht allein, sondern zu zweit. – Auf seinem Schreibtisch steht das Bild seiner Frau, und an der Wand hängt ein anderes. Also auch das kann man. – Die Frau ist hübsch, sie hat ein klein wenig Ähnlichkeit mit ihm: Stirn, Augen, Mund ... Aber sie ist gegen uns, auch als Bild noch, die Hunde übrigens auch. Wir beide sind augenblicklich recht allein; aber es ist auszuhalten, ehrlich gesagt. – Ich könnte jetzt doch nach der Uhr sehen, ich brauche ja nur die Hand zu heben: aber wozu denn? wozu denn? Ich weiß, ich habe noch zwei Stunden Zeit, mindestens noch zwei Stunden – und David wird mich wecken ...

Mechanik

Hoff wachte auf, an den Schultern berührt. Hertz stand vor ihm, in einem seidenen, etwas bunten Schlafrock. Die Stehlampe brannte immer noch; die schweren Samtvorhänge hingen immer noch wie vor der Nacht. – Es sei bald sieben, sagte Hertz, ob er noch Zeit habe. – „Nein", versetzte Hoff, stand auf und reckte sich. Sein steifes Oberhemd war verbeult, der Smoking sah zerdrückt und unstatthaft aus. – Vielleicht sei es ihm auch nicht angenehm, wenn das Hauspersonal ihn noch sehe, bemerkte Hertz.

Die Hunde waren verschwunden. Hoff wollte nach ihnen fragen, unterließ es aber, weil er nicht sicher war, ob der Hausherr an die nächtliche Unterhaltung erinnert werden wollte. Es war bereits ein Abstand da. Hertz war wortkarg. Er ging nur bis zur Haustür mit, öffnete das Gartentor elektrisch und verabschiedete sich ohne viel Umstände. Allerdings sagte er: Auf Wiedersehen.

Hoff hatte Zeit genug, um den Weg nach Hause zu Fuß zu gehen. Es wäre auch schwierig gewesen, in

diesem stillen Viertel ein Gefährt aufzutreiben. Die Straßenbahn, die niemals häßlicher ist als in der ersten Frühe von Wintertagen, mied er.

Die schwarzgrauen und undeutlichen Straßen sahen aus, als schnappten sie nach Tag. Die Laternen brannten noch, aber sie waren von ihrer eigenen Schwäche und Nutzlosigkeit in weißliche Nebelsäcke gesteckt. Die Menschen, die allmählich zahlreicher wurden, hatten noch keine Gesichter.

Hoff ging ganz ohne Gedanken, auch ohne rechtes körperliches Bewußtsein. Seine Beine gingen und sie schienen Bescheid zu wissen. Das genügte ja auch. Seitdem er Hertzens Haus verlassen hatte, zog es ihn seine Wegrinne entlang, durch diese und jene Straße, ohne daß er eine Anweisung zu geben oder zu lenken brauchte. Er rollte wie eine der mißachteten Trams, die auch ihren Antrieb von außen empfingen — nur langsamer, gleichsam gemütlicher.

Es ging ihm ganz gut. Die Hände staken warm behandschuht in den Taschen des dicken Mantels, der hochgeschlagene Kragen schützte den Hals und versteckte zugleich Smokingkrawatte und -kragen, die dieser Stunde übler noch standen als die brennenden Laternen. Er blickte auch nicht zu Boden, schon weil er jetzt nicht seine ungehörigen Lackschuhe sehen wollte, sondern nahm die undeutlichen Dämmerbilder des Weges auf, wie es sich gehörte. Aber er

behielt sie nicht und bedachte sie nicht: sie fielen durch ihn hindurch ins Leere.

Nicht nur er: alles ging seinen Weg in Regel und Ordnung, wenn auch ein wenig subaltern und unfreiwillig. Es lag ein Generalkommando in der dunklen Luft. Die Leute marschierten alle wie gezogen oder gestoßen. Daß auf einen Schlag sämtliche Laternen verlöschten, gehörte dazu. Ein simpler Mechanismus regierte: man tat das Vorgesehene – und es ging einem ganz gut.

In das Polizeirevier, an dem Hoff vorbeitrieb, wurde gerade ein Mann eingeliefert, der so verdächtig wie möglich aussah. Was ging ihn dieser Mann an? – Nichts, gar nichts. – Aber weil diese üble Physignomie nur durch die beiden Schergen, die rechts und links seine Hände und seine Arme ausrenkenden Griffes gepackt hielten, einen erbarmungswürdigen Anflug von Märtyrertum erhielt, drehte er sich doch flüchtig nach ihr um, wie andere Passanten auch. Sein Interesse an dem Gefangenen war nicht dauerhafter und nicht tiefer als bei dem Briefträger, der seit geraumer Zeit plattfüßig vor ihm herging und ungefähr zu gleicher Zeit der Gruppe nachsah, eine sehr abfällige Bemerkung äußernd. Es war nicht zu unterscheiden, ob er den Festgenommenen oder die Festnehmer beschimpfte. Hoff bekam in diesem Augenblick die Theorie von der Brutuszeit

als unverbindliches und unpersönliches Stichwort wie von ungefähr in den Sinn und sprach deshalb den Briefträger der Partei des Häftlings zu. Er selber war eher für die Polizisten, weil sie ihre sogenannte Pflicht gegen einen sogenannten Pflichtvergessenen erfüllten. Aber diese Parteinahme war ein sehr flüchtiges Zwischenspiel. Und auch sein letzter Blick auf das transparente Schild „Polizeirevier des XXI. Bezirks", blaue Buchstaben auf weißem Glas, schuf keine weitere Verbindung mit ihm selber, geschweige denn den Gedanken, hineinzugehen und das zu tun, was er dem schlafenden Hertz vorgeschlagen hatte.

Schon gelangte er in seine Straße. Das Haus, in das er gehörte, bellte seinen immer lauten Griesgram durch das offene Tor bis auf den Bürgersteig. Die Treppe lag noch im Dunkel. Das Stiegenlicht versagte natürlich; aber Hoffs Feuerzeug funktionierte. Jede Stufe krachte, Hoff war es gewöhnt. Er begegnete hintereinander zwei Männern, die zur Arbeit gingen. Keiner von ihnen sagte „guten Morgen". Hoff war hier nicht beliebt, weil er gut angezogen war. Viele kannten ihn auch nicht. Jedes Stockwerk warf etwas von seinem groben Leben bis ins Treppenhaus: entweder schrie ein Mann oder eine Frau oder brüllte ein Kind. Hoff machte sich keine Gedanken darüber. Vom zweiten Stock an

wurde es heller, weil das Treppenhaus ein Glasdach hatte. Er konnte das Feuerzeug auslöschen.

Der Vorteil seines Zimmers war bekanntlich der eigene Eingang. Er schloß leise auf, um seine Wirtin, die natürlich schon tätig war, nicht für den ganzen Tag stutzig zu machen. Die Witwe, die außer Krankheit, Wohnung und Zimmerherrn nichts zu bedenken hatte, wäre durch seine Heimkehr zu ungewohnter und unsolider Stunde in einen inneren Aufruhr und dadurch in eine Neugierde geraten, die sich am wenigsten für diesen Tag eignete. Hoff bedachte dies alles nicht, sondern handelte, als ob es bedacht worden wäre. Sein Tun stand ja in vollkommener Übereinstimmung mit einer scheinbar außen waltenden, sozusagen behördlichen Vernunft.

Er zog sich aus, hing ordentlich Jacke und Weste auf den Kleiderbügel, spannte die Hosen in den Strecker und tat Oberhemd und Kragen in die für gebrauchte Wäsche bestimmte Schublade. Er legte sich ins Bett und hatte noch eine Viertelstunde Zeit, bis ihm die Wirtin den Morgenkaffee brachte. Er überlegte nicht, was er mit den fünfzehn Minuten anfangen solle. Hätte er es getan und vor ihrer Leere Angst gehabt, so wären sie gefährlich geworden. Sie waren für ihn aber nur eine der kleinen Wartezeiten, die zum Kommando gehörten und von selber vorübergingen. Er dachte nichts und tat nichts; das heißt:

er langte einmal mit der Hand unter das Bett und fand auch sofort den Koffer. Dann lag er still auf dem Rücken und starrte zur Decke.

Er hörte die Alte in der nahen Küche wirtschaften und dabei mit dem Kater Joseph sprechen. Sie wandte für den Umgang mit dem Tier keine Kindersprache an, wie es viele Frauen tun, sondern redete mit dem Kater sogar hochdeutsch wie mit dem Zimmerherrn, im Gegensatz zum niederbayerischen Idiom ihrer vielen Selbstgespräche. Vor Unzeiten in diese fremdgebliebene Stadt verschlagen, kleidete sie wenigstens die eigenen Gedanken in heimatlichen Dialekt – und um ihn zu hören, sprach sie sie laut. Die Meditationen und die Gespräche mit dem Haustier gingen oft ineinander über und hatten inhaltlich wenig Unterschiede. Hoffs Ohren, die es nun einmal hören mußten, hielten sie nur durch die sprachlichen Abgrenzungen auseinander. Die Witwe fragte den Kater Joseph nach dem Wetter, nach seiner Gicht, nach dem Siedepunkt der Milch auf dem Feuer. Sie schaltete überraschend ein paar moraltheologische Bemerkungen eigener Prägung ein: ob Joseph wisse, daß man dem lieben Gott für jeden neuen Tag dankbar sein müsse und daß ein Mensch wie der Fritz Boll vom dritten Stock, der jungen Katzen die Schwänzchen zwischen der Tür abzuquetschen pflege, viel strafwürdiger sei und vom Schicksal auch viel

härter bestraft werden würde als seine Schwester Berta, die abgetrieben habe. Hoff gab ihr recht, mißtraute aber dem Gerechtigkeitssinn des Schicksals gegen Fritz und der Menschen gegen Berta. Die Alte in der Küche hatte inzwischen eine niederbayerische Aussprache mit sich über die kurzen Freuden und langen Leiden von Mädchen wie Berta und offenbarte dabei eine schöne Toleranz. Hoff sah auf die Uhr. „Joseph", hörte er aus der Küche, „jetzt bringen wir unserem Herrn das Frühstück."

Hoff brachte das Bett noch ein wenig in Unordnung, schloß die Augen und ließ die Wirtin zweimal klopfen, ehe er verschlafen „Herein!" rief. Sie trat ein, schmal und klein hinter dem großen Tablett und von Joseph behindert, der ihr zärtlich um die Füße ging. Sie mahnte den Kater freundschaftlich, auf ihre Pflichten Rücksicht zu nehmen, und knüpfte auf ihre unvermittelte Art an Herrn Hoffs gestrige Unpäßlichkeit an. Hoff hatte sie vergessen und gestand es ein. Sie bedauerte es, weil man schon aus Dankbarkeit gegen den lieben Gott keine Krankheit leicht nehmen dürfe – wo bleibe dann die Freude über ihre Überwindung und über Seine Hilfe? – und weil sie bereits den Kamillentee zubereitet habe. Hoff versprach, ihn vor dem Kaffee zu trinken. Die Alte streute noch ein paar Sätze aus, die sich für den Tagesanfang geziemten: über das Wetter, über den

Kater, über die Post, die heute nichts brachte, über das Leben, das gut ist, wenn man es nur will, und zog sich dann mit Joseph zurück.

Hoff frühstückte, stand dann sofort auf, rasierte sich, wusch sich, zog sich an. Er schnitt sich nicht, er band die Krawatte nicht schlechter als sonst. Er war um zehn Minuten vor acht fertig, wie er es wollte. Er verschloß keine Schublade. Politische Korrespondenz besaß er nicht. Wenn der Koffer fort war, konnte man bei ihm nach Belieben Haussuchungen veranstalten.

Der Koffer war ziemlich schwer. Es war von den Kameraden eine Dummheit gewesen, ihn mit der unnützen Munition zu belasten. Jetzt riskierte er durch die Schlepperei angestrengte und unruhige Hände. Aber dagegen war nichts mehr zu machen. Er stellte ihn ins Stiegenhaus hinaus.

Er ging ins Zimmer zurück, setzte einen alten Filzhut mit heruntergebogener Krempe auf, zog einen Ulster mit sehr breitem Kragen an, stülpte ihn auf und schaute in den Spiegel. Man sah vom Gesicht fast nichts. Er klappte den Kragen zurück und streifte langsam die Handschuhe an. Er sah sich im Zimmer um. Er blickte nochmals in den Spiegel. Sein Gesicht war ruhig und unauffällig, nicht blasser als sonst. Er versuchte, sich zuzulächeln; das allerdings mißlang. Er öffnete die Tür zum kleinen Korridor

der Wohnung, wie immer vor dem Weggehen, und rief sein „Adieu, Frau Hansmann!" hinaus. Die Witwe antwortete aus der Küche: „Adieu, Herr Hoff, gute Verrichtung! Joseph, sage adieu zum Herrn! Joseph sagt Adieu, Herr Hoff!"

Hoff ging die Treppe hinunter und trug den Koffer zumeist in der linken Hand, um die rechte zu schonen. Er begegnete keinem. Nur ein kleiner ungewaschener Junge mit kurzgeschorenem Kopf saß auf der Schwelle einer der zahllosen Wohnungstüren und zeigte ihm stumm und ernst die Zunge.

Der Weg zur Garage war nicht weit; aber er mußte hin und wieder stehenbleiben und den Koffer absetzen. Ihm wurde trotz des kühlen Morgens heiß. Er zündete sich eine Zigarette an. Ein junger Bursche ohne Kragen holte ihn ein und erbot sich, den Koffer zu tragen. Hoff lehnte freundlich ab. Der Junge hatte einen mächtigen Unterkiefer, den er dauernd bewegte; er kaute wohl Gummi. Er schaute immer noch auf den Koffer, mit nervösem Augenblinzeln, und hatte scheinbar fatale Gedanken. Hoff nahm den Koffer und ging weiter. Der Kerl folgte ihm: das war peinlich. Hoff ging zum nächsten Droschkenstand, stieg in einen Wagen, stellte den Koffer zwischen die Füße und verlangte einen Vorortbahnhof. Der Bursche stand in der Nähe, grinste unverschämt und wünschte kauend dem Herrn Gra-

fen eine gute Reise. Nach einigen Minuten Fahrt ließ Hoff halten, bekundete den Entschluß, zunächst noch einen Freund zu besuchen, und entlohnte den Kutscher, der mürrisch, aber ohne Blick für den Fahrgast, den Taxameter ausschaltete.

Die provisorische Wellblechgarage stand unkontrolliert auf einem Bauplatz zwischen zwei Mietskasernen einer wenig belebten Straße. Sie gehörte einer ziemlich entfernt gelegenen Reparaturwerkstätte, in der ein Ligamitglied als Mechaniker arbeitete. Dieser Mann hatte die Garage, den Wagen und die falschen polizeilichen Kennzeichen besorgt und war für die Fahrbereitschaft verantwortlich. Er galt als zuverlässig.

Vor dem Grundstück war ein übermannshoher Bretterzaun mit einem primitiven Tor an der Einfahrtstelle. Die beiden Nachbarhäuser kehrten dem Bauplatz ihre blinden Brandmauern zu. Die Garage konnte also weder von der Straße noch von den Flanken her beobachtet werden. Auf der anderen Seite der Straße war eine kleine Selterwasserfabrik mit Fensterscheiben, deren untere Hälfte mattiert waren. Hoff hatte sich persönlich um die Beschaffenheit der Garage und ihrer Umgebung gekümmert.

Er drückte gegen das Zauntor, das ein unaufmerksamer Passant leicht übersehen hätte. Die bei-

den Flügel gaben nach, ein Beweis, daß die innere Sperrstange befehlsgemäß zurückgeschoben war. Hoff nickte zufrieden, betrat das Grundstück und sperrte das Tor hinter sich ab. Die Garage lag etwa zwanzig Meter zurück, so daß er auf dem Zufahrtweg den Wagen ausprobieren konnte, ohne das Zauntor öffnen und auf die Straße fahren zu müssen. Auf dem Bauplatz war eine fuchsrote Katze, die den Eindringling überrascht und regungslos anstarrte und dann mit langen Sätzen in den Hintergrund floh, wo ein anderer Holzzaun den Bauplatz gegen ein Laubengelände abschloß.

Hoff stellte den Koffer ab, schob den Hut zurück und sah sich um. Ein bißchen Sonne fingerte über das leblose Geviert und zeigte die paar bräunlichen Gräser auf der Erde, die wie verkohlt aussah. Hoff nickte wieder. Es ging ihm ganz gut. Er schloß die Garage auf. Es roch nach verbrannten Gasen und frischem Benzolgemisch. Der Mechaniker hatte offenbar pflichtgetreu gearbeitet und den Wagen täglich untersucht. Der Mechaniker war ein kleiner, eifriger, etwas geschwätziger Mann mit einem Kalmückengesicht und hieß, wie es sich für einen alten Militärkraftfahrer schickte: Bremser. Er glitt nach dem Krieg von einem Abenteuer ins andere – Baltikum, Oberschlesien, Ostpreußen, Mecklenburg – eigentlich ohne persönlichen oder politischen Willen, sondern im

Zug seiner immer benötigten motortechnischen Sachverständigkeit. – Hoffentlich fliegt er jetzt nicht hinein, dachte Hoff flüchtig.

Der kleine Wagen, ein hochbeiniger Vorkriegsford, sah gepflegt und verlässig aus. Hoff hatte ihn übrigens schon gefahren. Es war ein viersitziger Phaeton mit einem Planverdeck, das durch Leinenseitenteile und gelbliches Marienglas das Wageninnere vollkommen verschloß und undurchsichtig machte. Hoff prüfte Kühler, Benzin- und Öltank und fand sie, wie erwartet, wohlgefüllt. Er untersuchte Reifen, Bremsen, Zündkerzen, Vergaser und Benzinzuleitung. Er schaltete die Zündung ein und drückte auf den Anlasser, der von Bremser in den alten Wagen hineingebaut worden war, um die Katastrophe eines Motorstillstandes während der Aktion abzuschwächen und vor allem zu verhüten, daß der Führer aussteigen müsse, um den Wagen wieder anzukurbeln. Der Motor sprang sofort an und hatte den gleichmäßigen und sonoren Klang, an dem das kundige Ohr Gesundheit, Kraft und guten Willen der Maschine erkennt. Hoff nickte zufrieden und stellte den Motor wieder ab. Man muß die Technik loben, sagte er sich, und man müßte Herrn Bremser eine Sondervergütung zukommen lassen; denn er ist doch ein armer Teufel.

Er trat aus der Garage, um den Koffer herein-

zuholen. Er sah sich draußen um, als vorsichtiger Mann. Der Bauplatz lag in seiner starren Anmutlosigkeit. Die rote Katze war wieder da und äugte ihn an, den Leib am Boden, den Kopf vorgeschoben. Rote Katzen sind Glückskatzen, stellte Hoff fest. Das Tier sprang plötzlich wieder fort, aus keinem äußerlichen Grund; denn der Mensch tat keinen Schritt: es schien seinen Anblick auch nach dem zweiten Versuch noch nicht auszuhalten. Sie braucht sich ja gar nicht an mich zu gewöhnen, dachte Hoff und trug den Koffer in die Garage.

Dieses Mal schloß er die Wellblechtür hinter sich ab, nachdem er die Scheinwerfer des Wagens eingeschaltet hatte. Die beiden starken Lichtbalken schlugen unbarmherzig und unmäßig durch den winzigen Raum zwischen den Vorderrädern und der Türwand, die jetzt wie ein eiserner Theatervorhang im Rampenlicht aussah. Hoff hockte zwischen den Lichtströmen vor dem Kühler, mit dem Rücken zum Wagen, und öffnete den Koffer. Er nahm die Mauserpistole, strich über den langen schlanken Lauf, wog sie in der Hand und zielte mit ihr gegen die Türklinke. Die Waffe lag gut und ruhig, Korn und Kimme rührten sich nicht von dem gewählten Richtpunkt. Er nahm das Magazin heraus; es enthielt die acht Schuß, die es faßte. Die Geschosse standen paradehaft und in beinahe eleganter Gleichheit nebenein-

ander und sahen als Form und in ihrer graublanken Hülle wenig hinterhältig aus. Hoff nahm die erste Patrone heraus, um die Federwirkung des Magazins zu prüfen: die zweite drängte eilfertig nach, mit einem winzigen Knacken. Hoff füllte das Magazin wieder auf und schob es in die Waffe zurück. Es glitt wie auf Schienen in seine Höhle und schnappte verlässig ein. Welche Präzisionsarbeit! dachte Hoff und streifte wieder die Stoffhülle über die Pistole.

Diese Hülle aus dunkelgrauer Wolle war etwa wie ein weiter Ärmel geschnitten und nur an der seitlichen Naht zusammengeheftet. Sie hatte ungefähr den gleichen Zweck wie die grünen Sträucher und belaubten Zweige, die ein Geschütz gegen unerwünschte Sicht maskieren sollten. Man hätte auch einfach eine Zeitung nehmen können oder einen großen Papiersack. Aber Stoff war elastischer und haftender als steifes und leicht abgleitendes Papier, und dieser Ärmel, der nach Hoffs Angaben angefertigt worden war, erlaubte besseres Zielen. Man zog ihn über Waffe und Hand, und zwar so, daß die Mündung nur um ein paar Millimeter herausschaute. Der Schutzärmel reichte bis zum Unterarm und war so weit, daß im Notfall die linke Hand hineinfassen und Patronenhülsen oder Ladehemmungen beseitigen konnte. Hoff probte ihn aus und

betrachtete die einfältige Tarnkappe: sie wirkte wie eine groteske Armprothese oder wie die grob angedeutete Hand einer Kasperlefigur; aber sie maskierte den Inhalt: Hand mit Pistole. Mehr war nicht verlangt. Hoff war mit seiner Erfindung zufrieden. Er war mit allen Erfindungen zufrieden, die ihm hier zur Verfügung standen. Man muß die Technik loben.

Er legte die eingewickelte Waffe auf den rechten Vordersitz des Wagens und bereitete aus der Menge der vorhandenen Munition nur noch zwei Kassetten zu je acht Schuß. Mehr war auch im ungünstigsten Fall nicht notwendig. Er nahm noch den Paß und die Banknoten an sich, verschloß dann den Koffer und verstaute ihn auf dem Boden des Wageninnern. Es wäre ihm laut Komiteebeschluß freigestanden, den Koffer in der Garage zurückzulassen; aber er tat es nicht, aus Rücksicht auf den Kameraden Bremser. Er stellte die Scheinwerfer ab, öffnete das Garagentor und stieg in den Wagen.

Es ist immer ein gutes Gefühl, am Steuer zu sitzen, es ist eine gewisse Beleihung mit nicht natürlicher Kraft und Macht. Das Lenkrad zwischen den Händen verändert sogar das Gesicht. Steuernde hängen von ihren Augen ab. Der Blick beherrscht die anderen Sinne und vereinfacht den menschlichen Ausdruck. Hoff hatte die Ruhe und die feste Schau

wie jeder Fahrer am Start. Der Motor sprang an, als freue er sich auf die Fahrt, der Gang schaltete sich wie ein Spielzeug.

Als der Wagen anfuhr, hatte Hoff für den Bruchteil einer Sekunde den Schauder eines Gefangenen, der die Zellentür zuschlagen hört. Es war ihm, als sei das rollende Rad nicht mehr aufzuhalten und als sei sein Körper von der Berührung mit dem Erdboden endgültig geschieden. Er drückte unwillkürlich auf das Bremspedal; und mit dem Augenblick des Maschinengehorsams – der Wagen hielt sofort – war nicht nur der Schauder überwunden, sondern auch schon abgeleugnet: er habe die Bremse prüfen wollen.

Hoff fuhr jetzt bis zum Holzzaun, stieg ab und ging zurück, um die Garage zu schließen. Er sah sich während des Hin- und Herweges nach der roten Katze um, aber er entdeckte sie nicht. Dann öffnete er das Tor der Umzäunung. Auf dem Straßenstück, das er überblicken konnte, gingen zwei Frauen mit Markttaschen.

Er schlug den Ulsterkragen auf, bestieg den Wagen, schloß sorgfältig die Seitenteile mit dem Marienglas ab, fuhr auf die Straße und ließ den Zaun offen, um nicht nochmals halten und aussteigen zu müssen. Die Straße war ziemlich leer, er gab Gas, der Motor toste auf, die Tachometernadel war im Nu auf

fünfundvierzig Stundenkilometern. Das Pflaster war holprig, der Koffer klapperte. Hoff bog in die nächste Querstraße ein und fuhr langsamer.

Der Wagen stand am „Abschnitt", metergenau auf der vorbestimmten Stelle, die sich Hoff an den Bordsteinen gemerkt hatte. Er sah nicht auf die Uhr, um nicht durch die Unaufhaltsamkeit des Zeigers und eine unnütz genaue Kenntnis der Minute nervös zu werden. Überdies wußte er, daß er noch etwas zu warten haben würde. Es verlangte ihn nach einer Zigarette. Er fragte sich: darf ich rauchen? Er sagte Nein; aus Härte gegen sich. Es gab jetzt keine persönlichen Wünsche, so wenig wie Gefühle. Er paßte höllisch auf sich auf, so gut er bisher parierte.

Die Straße war schwach belebt, wie er es für den Freitag erwartet hatte. Hin und wieder gingen Leute vorbei. Ein Bengel, der den Randstein entlang turnte, blieb einen Augenblick vor dem Wagen stehen und drückte die freche Nase gegen das Marienglas. Hoff rührte sich nicht. Der Junge ging weiter.

Hoff saß quer im Wagen und beobachtete die Straße durch den Fensterschlitz der Rückwand. Erst wenn die bekannten Silhouetten des Ministers und seines Begleiters in diesem Ausschnitt auftauchten, würde er die paar Griffe tun, die noch notwendig waren. Die beiden hatten dann noch fünfzig Schritte

zu gehen, bis sie den „Abschnitt" betraten; eine genügend lange Zeit, um den Motor anlaufen zu lassen und die Waffe in Anschlag zu bringen. Der Zielschlitz in der Wand konnte mit zwei Druckknöpfen des Seitenteils geöffnet und geschlossen werden.

Zu hoffen war, daß kein Unbeteiligter ins Feuer kam.

Zu bedenken war, daß irgendein Zwischenfall den gewohnten Gang des Ministers verschieben oder gar verhindern konnte. Hoff wollte eine Stunde über die Zeit hinaus warten. Kamen die beiden nicht, so würde er sie suchen. Dieser Fall würde allerdings eine neue Lage schaffen, die zu überlegen er sich jetzt verbot.

Das Hirn war zu steuern wie das Rad vor ihm. Unwillig bereits, daß es jetzt in Stundenräumen dachte, drückte er es in die engste Konzentration auf den Augenblick der Tat. Das Hirn gehorchte wie die Maschine vor seinen Füßen und die Maschine neben seiner rechten Hand. Es ging mit der Maschine Hoff ganz gut.

Konzentration: Achtung auf den Sekretär, der links geht, also zwischen sich und dem Wagen als Deckung den Minister hat. Der Sekretär wird vermutlich eine Waffe bei sich führen. Er wird sich möglicherweise weniger um den Minister als um den Angreifer kümmern. In diesem Falle sofort Schuß. Wenn er die Nerven verliert, lasse ich ihn laufen.

Ein Lastwagen polterte vorbei und bremste. – Wenn er hier hält ... – Er bog in die stille Seitenstraße. – Wenn er dort stehen bleibt ... – Der Lauschende hörte ihn weiterfahren.

Wenn ich eine Zigarette rauchen könnte! – Pfui Teufel! Willst du sie erst ausdrücken und dann schießen? Oder willst du sie im Maul behalten?

Und dann ist die Frage des Schußmoments, die Frage von gestern früh, Stirn oder Rücken: dieser Bärenrücken ... – – – – – – – – –

Achtung – sie kommen. Sie gleiten durch den Ausschnitt des Rückwandfensterchens. Das Herz sticht in die Höhe. Im Mund bildet sich Wasser. Er muß schlucken, einmal, zweimal. Ruhig jetzt! Ruhig jetzt! – Er ist ruhig. Er ist so ruhig, daß das Blut kalt wird und er wie in einer Eisrinde steckt. Ein Druck: der Motor läuft – Präzisionsarbeit. Er nimmt die Pistole aus der Hülle, entsichert sie, spannt sie. Er zieht den Ärmel über sie, über die Hand, über die Manschette. Er öffnete die beiden Druckknöpfe des Seitenteils und lehnt sich etwas zurück. Die Waffe ist im Anschlag. Er kann sie sogar aufstützen. Er hört im Motorgeräusch keine Schritte. Er beginnt zu zählen: eins, zwei, drei ... es ist unsinnig, aber er läßt es zu ... acht, neun, zehn ... Ein bebrillter Mann geht vorbei, mit Geiernase, pfeifend,

merkwürdig aus dem Mundwinkel pfeifend – er hat es, Gott sei Dank, eilig ... siebzehn, achtzehn, neunzehn ... sind fünfzig Schritte so lang? Nicht mehr zählen! Mach das Maul auf, wenn die Luft nicht mehr durch die Nase will!

Jetzt!

Die beiden betreten den Abschnitt. Der Minister spricht lachend und mit großen Gesten. Der Sekretär schaut lächelnd auf den Wagen.

Noch nicht.

Vorbeigehen lassen. Es geht nicht anders. Streifschuß darf nicht riskiert werden. Und du verzichtest gern auf seinen letzten Blick.

Es geht nicht anders. Dieser blinde Bärenrücken ...

Natürlich traf der erste Schuß.

Der Minister stand, stand, die Beine unnatürlich gespreizt, die Fäuste gegen das Kreuz pressend, den Oberkörper entsetzlich nach hinten abbiegend, den Kopf im Nacken, den Hut verlierend, den Kinnbart in der Luft – und brüllte. Das Stehen war furchtbar, das Brüllen war furchtbar.

Er brüllte über den zweiten Schuß hinaus. Dann stürzte er mit seitlicher Drehung.

Der Sekretär hatte keine Waffe oder vergaß sie. Er vergaß auch den Mörder, er dachte nur an das Opfer. Er lief nach dem ersten Schuß vor seinen

Herrn und wollte ihn mit seinem Körperchen decken. Er stand gar nicht in der Schußrichtung. Er hob mit einer heroischen Bewegung die Arme und sah dem Getroffenen in das leidvolle Gesicht. Er wollte den stürzenden Körper halten und wurde mit zu Boden gerissen.

Hoff fuhr nach dem zweiten Schuß an, hielt das Steuerrad mit der Rechten und schoß mit der Linken sehr rasch etliche Male in die Luft, um eine Panik zu erzeugen. Dann gab er Gas und fuhr mit heulendem ersten Gang den Abschnitt entlang, sah noch ein paar Menschen sich in Häuser flüchten und bog in die Seitenstraße. Er warf die Waffe auf den Nebensitz, schaltete um, packte das Steuerrad und jagte die leere Gasse hin. Er kannte seinen Weg. Er vermied belebte Straßen. Er hatte Glück an den Kreuzungen und brauchte wenig zu stoppen. Er fuhr jetzt in normalem Tempo durch Vororte auf der südlichen Ausfallstraße. Er kam ins Freie. Der Magen schmerzte ihn und oft kam Wasser in den Mund. Er mußte schlucken und schlucken.

Er kam in den mächtigen Staatsforst im Süden der Stadt. Er bog von der Chaussee in einen Nebenweg ab, fuhr zweihundert Meter in den Wald hinein, hielt, stieg aus. Er schwankte, preßte die Fäuste gegen die Schläfen und erbrach sich. Er rauchte eine Zigarette. Er grub mit der Pistole ein Loch in den

Boden und verscharrte sie. Er nahm den Koffer aus dem Wagen, legte ihn in eine kleine Mulde und verdeckte ihn mit Herbstlaub und Baumzweigen. Er schlug das Wagenverdeck zurück und warf die Seitenteile mit dem Marienglas fort. Er löste die äußere der beiden falschen Nummerntafeln, die aufeinander geklebt waren, ab und warf sie fort. Er fuhr rückwärts aus dem Waldweg heraus. Er lenkte bei der nächsten Ortschaft von der großen Nord-Südstraße ab und rollte einen Verbindungsweg zur westlichen Ausfallstraße der Hauptstadt hinauf.

So fuhr er in großem Bogen in die Stadt zurück, in westliche Villenorte einmündend. Sie waren noch ruhig und ahnungslos. In der Stadt selber standen die Menschen schon vor den Telegrammtafeln. Hin und wieder sah man Lastwagen mit Truppen und Polizisten. Hoff fuhr an den Menschen vorbei und mochte sie nicht ansehen. Er war froh, daß er sie nicht hören konnte. Er sah über den Kühler hinweg auf die Straße vor sich: lenkte, lenkte, lenkte. Er hatte Angst vor dem Augenblick, wo er den Wagen verlassen und die Erde wieder betreten mußte. Aber schon war er vor der Garage. Der Zaun stand noch offen. Er fuhr rückwärts ein und hatte in dem Moment, in dem die Dinge rechts und links und der Boden vor den Kotflügeln nicht mehr nach hinten, sondern nach vorne flossen, die tolle Angst, er würde

den ganzen bösen Weg zurückgerollt. Der Wagen drückte sich ruckweise von der Straße.

Er stand jetzt, wie zu Beginn der Fahrt. Hoff starrte auf das Steuerrad, tief verwirrt.

Selbst die gelenkten Räder wollten ihn nicht mehr. Sie hatten den Kreis geschlossen. Er war überflüssig. Die rote Katze war nicht zu sehen.

Er trat, schon in der Garage, schon im Stand, einmal noch auf das Gaspedal, wie aus Wut.

Brothers

Hoff stand auf der Straße. Gewiß, er stand auf den Beinen, die Beine trugen ihn dann fort, der Kopf wußte die Richtung, die Augen sahen diesen Menschen an und den anderen nicht, in den Ohren waren die gewohnten Geräusche des Lebens, des äußeren Lebens, nicht wahr? — und nicht etwa das Sausen des eigenen Blutes, das regelwidrig wäre: der Organismus funktionierte einwandfrei, soweit er es beurteilen konnte — aber es stimmte etwas nicht. Das Gehirn arbeitete schwerfällig und trug so etwas wie Scheuklappen. Aber das war es nicht. Es stimmte etwas nicht. Er war auf die Straße gesetzt und hatte nicht alles mitbekommen, was er einmal besaß. Er wollte damit nicht sagen, daß er bestohlen worden sei, Gott bewahre, — es waren wohl überhaupt schiefe Formulierungen. Das, was fehlte, gehörte vielleicht sogar weniger zu ihm als zur Straße oder zur Allgemeinheit, die ihn wieder hatte oder ihn wieder geholt hatte. Er war wieder eingefügt worden, aber er paßte nicht in den großen Umgang. Es fehlte etwas oder es war etwas zu viel. Er ragte über die Lauffläche oder er verursachte eine

Einbuchtung. Es stimmte nicht mit ihm und der neuen Welt.

Was war denn? – Wo ist zum Beispiel das Gewissen?

Diese beiden Fragen erinnerten ihn an David Hertz und er sagte sich sofort: Wo soll ich hingehen? Es ist vollkommen gleichgültig, wohin ich gehe. Ich habe die Wahl. Mich hindert nichts zu wählen. Also gehe ich zu ihm.

Hoff genoß nicht etwa Samariterdienst von einem inwendigen Schock, der barmherzig das, was war, mit einer Hülle versieht und als leeren Raum ausgibt. Er hatte keine Ausrede auf das gesprungene Gedächtnis. – Dies war: eine Maschine, die zum Fahren, und eine Maschine, die zum Schießen verfertigt war. Er fuhr mit der einen und schoß mit der anderen. Da er mit beiden umzugehen verstand, gelangte er ans Fahrziel und traf das Schußziel. Die Handhabungen waren leicht und die Anstrengungen gering. – Und? Und? – Er war wieder an die Ausgangsstelle zurückgefahren, die Zeit war kreisrund gewesen, das Gedächtnis schien es auch, und man mußte sich hüten, nicht wie in einem gewaltigen Karussell ins Sausen zu kommen. Das machte schwindlig, wie in der Fahrmitte, als ihm übel wurde. – Und? – Vom Wagen aus, zumal auf der Rückfahrt, waren ihm die Menschen unangenehm. Die Entwöhnung geschah so rasch

wie die Wiedergewöhnung. Jetzt waren ihm die Menschen weder lieb noch unlieb: sie waren ihm gleichgültig. – Und?

Es stimmte mit ihm nicht, also stimmte auch sein Bericht nicht.

Er blieb, wie andere Leute, vor der Telegrammtafel stehen und las. Es waren fette Buchstaben und lapidare Sätze. Er las langsam und verstand den Inhalt. Natürlich verstand er ihn. Er wußte, um was es sich handelte. Er hätte sogar dieses oder jenes korrigieren können. Aber sein Besserwissen war von der gleichen entrückten und fragwürdigen Art wie das Lesen und wie sein Selbstbericht. Er las zum Beispiel das Wort „Meuchelmörder" und versuchte, wenigstens diesen einen wichtigen und wuchtigen Ausdruck in die richtige Beziehung zu bringen. Es mißlang. Das Wort rührte sich kaum aus der Buchstabenreihe, geschweige denn sprang es von der Tafel auf ihn oder gar in ihn hinein.

Hoff ging weg, wie die anderen, die sich wenig oder gar nicht äußerten. Man wußte nicht, was jetzt kommen würde, war an Erschütterungen und Telegramme gewöhnt und hatte das Mißtrauen gegen den nächsten als erste Lebenspflicht gelernt.

Hoff ging an den Häusern entlang, nicht als Aussätziger und noch weniger aus Angst. Er fühlte ja weder das eine noch das andere. Vielleicht war es

diese vollkommene Gefühllosigkeit – Verloschenheit, Erfrorenheit, Abgestorbenheit des Gefühls –, die ihn fremd, überzählig, bestohlen und beziehungslos machte. Er ging an den Häusern entlang, weil er wie ein Einfältiger auf sich neugierig war. – Wie mag ich aussehen? Ich habe mich seit dem Fahrkreis noch gar nicht gesehen – und, ganz ohne Hysterie gesagt, ich weiß im Augenblick nicht mehr recht, wie ich vorher ausgesehen habe. Oder ich weiß es nur indirekt, weil ich einigermaßen deutlich mir nur den David Hertz vorstellen kann.

Er streifte an den Läden vorbei und versuchte, sich in den blanken Fenstern zu erhaschen. Was er sah, war nur gläserner Schatten, dessen Transparenz ihn störte. Im besten Fall erkannte er eine Statur mit Hut, Mantel und Hosenenden, die jedem gehören konnte. Prüfte er das Gesicht, auf das es doch ankam, so bespöttelte ihn die leidige Leere: er suchte sich im Glas und sah in den silbrigen Umrissen des Kopfes fremde und nichtige Gegenstände der Auslage liegen. Endlich fand er eine Spiegelrückwand. Es war der Laden eines Herren- und Damenfriseurs, wie mit dicken Porzellanbuchstaben geschrieben stand. Vor dem Spiegel entfalteten sich drei schwanenhalsige und barock gelockte Wachsbüsten: eine Schwarze, eine Braune, eine Blonde. Hoff betrachtete sie und verzögerte dadurch den Blick auf sich, der dahinter

stand. Die drei zeigten noch den Ansatz der Brüste; dann waren sie brutal abgeschnitten. Die Gesichter, die Hälse und die halben Busen waren vollkommen gleich: es war ein kleines Geschäft, das für Physiognomik kein Geld aufwenden konnte. Davor und dahinter also war Hoff. Er sah sich an und fand sich nicht fremd, aber auch nicht vertraut. Sein Bild wirkte ungefähr so, wie vorhin die Telegrammtafel. Er erkannte es, aber es ging ihn nicht viel an. Er sagte sich: dieses Gesicht gehört dem Täter; aber er sagte es zu dem Gesicht, das anderthalb Meter von ihm entfernt war. Er staunte es ein wenig an und dachte nicht an eine Feststellung, sondern an Panoptikumsbesucher vor dem Mörder aus Wachs. Dann aber dachte er persönlicher, wenn auch nicht an sich, so doch an David Hertz. Es waren drei merkwürdige Gedankensprünge.

Er klinkte die Ladentüre auf. Dabei und auch beim Zumachen schlug mit häßlichem Ton – mehr mit einem Hieb als mit einem Klang – die Ladenglocke an. Hoff verzog das Gesicht und schaute belästigt hinauf. Ein weißer Kittel trat auf. – „Eine scheußliche Glocke", bemerkte Hoff. Der Kittel entschuldigte sich und öffnete das Glastürchen zum Herrensalon. Hoff setzte sich in einen Lehnstuhl mit zerweichtem Polster. – „Rasieren der Herr?" – Hoff wunderte sich über das Deutsch, sah mit schma-

len Augen in den Spiegel und befahl auf das kürzeste: „Schnurrbart.“ Der Kittel drückte Hoffs Kopf gegen den Genickhalter und stellte sich zwischen ihn und den Spiegel. Um nicht den schmutzigen, groben und mit Härchen bedeckten Kittelstoff aufdringlich vor den Augen zu haben, schloß er sie und roch dann nur den Duft schlechter Seife an den Händen, die sich auf seiner Oberlippe zu schaffen machten. Es ging sehr schnell. Hoff hatte kaum Zeit, an Hertzens Lippenbärtchen zu denken, als der Kittel schon zurückwich. – „Bedient der Herr.“ – Hoff stand auf und sah in den Spiegel. Das neue Gesicht machte auf ihn keinen besonderen Eindruck; aber es unterschied sich augenfällig von dem Hertzschen. Der Kittel lief voran, um die getadelte Tür zu öffnen, bevor der Kunde aus dem Salon trat. Er schloß sie auch erst, als der empfindliche und wortkarge Herr schon auf der Straße verschwunden war. Hoff bemerkte diese Zuvorkommenheit nicht. Er hatte für die feineren Bezüglichkeiten des Lebens kein Organ mehr.

Ihn juckte ein wenig die nackte Oberlippe. Das hörte bald auf, weil die Luft wie eine Kühlsalbe wirkte; und damit erledigte sich für ihn der Vorgang. Seine Gleichgültigkeit, zumal gegen sich, war so groß, daß ihn auch die Motive für die Gesichtsveränderung zwanzig Schritte weiter nicht mehr beachtenswert erschienen. Er dachte jetzt, weil er eben

die Brieftasche in der Hand gehalten hatte, an das viele fremde Geld, das er besaß. Dadurch kam er auf den einstmals sauber ausgearbeiteten Fluchtplan, nach welchem er bereits im Zug nach Basel hätte sitzen sollen. Aber er sah wiederum keine Veranlassung zum Fortfahren ein, ohne sich an seine Überlegung von gestern abend zu erinnern, die das Hierbleiben als eine taktische Klugheit anerkannte. Welcher Unterschied bestünde denn für ihn zwischen dieser und einer anderen fremden Straße? Weil sie ein paar hundert Kilometer entfernt liege, einer anderen Stadt und einem anderen Land gehöre? Was bedeute das für ihn? Nichts, gar nichts, oder doch nur die Trennung von Herrn Hertz und der alten Frau Hansmann. – Andere Namen fielen ihm im Augenblick nicht ein. – Aber er beschäftigte sich in einem absonderlichen Empfinden von Ehrlichkeit mit dem fremden Geld, das ihm nicht zukam. Wie konnte er es zurückerstatten, ohne mit der Liga in neue Verbindung zu kommen? Denn das wollte er nicht – nein, das wollte er nicht! Er pfeife auf ihre Heldenverehrung! Er wolle ungestört zusehen, wie es mit ihm weiterginge; denn so windstill würde es doch in ihm nicht bleiben. Er wolle abkommandiert bleiben, für immer. Und es war sogar angenehm zu denken, daß die Kameraden ihn außer Landes vermuten. – Ich muß wohl das Geld behalten, schon um nicht unter

Umständen – weiß man denn, was wird? – aus dem allersimpelsten Grund vor die Hunde zu gehen.

Hoff stand vor Hertzens kleinem Haus. Er sah es zum erstenmal am Tag. Es wirkte so schlicht, gepflegt und gutgeistig wie in der Nacht. Übrigens war kein Namensschild am Vorgartentürchen. Hoff sah näher hin und entdeckte im Holz vier Löcher von kleinen Schrauben und zwischen ihnen dünn gekerbte Linien, die von dem Abdruck der Metallplatte herrührten. Es war also einmal ein Namensschild vorhanden gewesen und dann entfernt worden. Welche unerfreuliche Arbeit, seinen Namen von der Tür zu entfernen, dachte Hoff. Ob Hertz es wohl selber getan hat?

Hoff stand vor der Tür und drückte nicht auf die Glocke. Das fehlende Schild wurde ihm unbehaglich. Wieviel mußte an einem Namen hängen, die Last welchen Geschehnisses, der Laut welcher Verrufenheit, daß man ihn von der Straße entfernt! Was ist das für ein Gefühl, in dem Haus zu sitzen und jedem Menschen, der vorübergeht und das Schild lesen mag, die Rekognoszierung zuzutrauen: aha, d e r wohnt hier? – Hoff wußte, was an Hertz hing. Die anderen wußten nur von dem Verdacht, der an ihm hing. Das genügte schon zum Bedürfnis nach Namenlosigkeit.

Hoff läutete nicht. Er ging sogar ein paar Schritte weiter. Was lief der Mitwisser zum Mitwisser? Er, Hoff, war in seiner eigenen Angelegenheit noch nicht so weit oder fühlte noch nicht so weit, wie sicherlich dieser überkluge Mann; und vielleicht hatte er sogar Angst, von Hertz über das Fehlende aufgeklärt zu werden. Es ging doch ganz gut bisher, und das Manko zwischen ihm und der Wirklichkeit war zu ertragen, nicht wahr? – Aber ein abgeschraubter Name war bedenklich, und der abgekratzte Schnurrbart wirkte mit einemmal wie die Vorstufe zur großen Angst.

Es mußte also mit der Angst anfangen, ginge es bei ihm mit rechten Dingen zu. Angst als Anfang bedeutet wiederum, daß sie nur die Stufe zu erhöhten Bedrängungen ist. – Ich gehe weg, beschloß er.

In diesem Augenblick wurde im Haus die Gardine eines dem Vorgarten zugewandten Fensters zurückgezogen und David Hertz hinter der Scheibe sichtbar. – Jetzt ruft er mich hinein, dachte Hoff. Aber Hertz öffnete nicht das Fenster. – Ob er mich nicht erkennt? fragte sich Hoff; doch er machte dem Freund kein Zeichen. Hertz stand hinter dem Fenster und rührte sich nicht. Hoff konnte sein Gesicht nicht erkennen, weil Licht auf den Scheiben lag. – Er ist so klug, dachte Hoff, daß er mir die Entscheidung

überläßt, die Entscheidung, hineinzugehen oder wegzugehen.

Hoff wandte sich ab, ohne Gruß, und ging quer über die Straße. Auf der anderen Seite drehte er sich um, von einem Alleebaum gedeckt, und sah die Gardine wieder geschlossen.

Ob er enttäuscht ist? fragte sich Hoff, oder ob er erwartet hat, daß ich gehe? Oder ob er mich in der Tat nicht erkannt hat? – Nein, er hat mich erkannt. Er weiß natürlich auch schon, daß der Minister erschossen ist.

Und wenn er mich anzeigt? – Dann zeige ich ihn an.

Das, Hoff, waren zwei böse, niedrige und dumme Gedanken. Das waren Gedanken, die du vor der Fahrt nicht gehabt hättest. Es stimmt dies und das nicht mit dir. Du weißt nicht einmal, wann du Herrn Hertz aufzusuchen fähig sein wirst. Du weißt nicht einmal, wo du jetzt hingehen sollst.

Hoff ging schließlich nach Haus.

Sein Zimmer war sich so gleich geblieben, es war so in sich ruhn geblieben, es war ihm so bekannt – bis auf den Balken im Fußboden, der besonders knarrte, bis auf den Geruch, der je nach der Zimmerhälfte von der Küche draußen oder von den Kosmetika auf dem Waschtisch bestimmt wurde – das

Zimmer war so ahnungslos, daß Hoff verwirrt in der Mitte stehenblieb und sich nicht rühren mochte. Ob Frau Hansmann schon weiß? fragte er sich und lauschte. Die alte Frau sang mit einem ganz dünnen und sauberen Stimmchen eine getragene Melodie auf den Kater Joseph. Der Text bestand aus dem Namen Joseph, der, immer wiederholt, einmal gedehnt wurde, einmal wie einsilbig einen kurzen Ton füllte und sich jedenfalls der Modulation lückenlos anpaßte. Hoff legte seine Sachen ab und schüttelte den Kopf. Sein Zimmer, die Wohnung, der Kater und die Witwe Hansmann wußten noch nichts. Hoff verwunderte sich nicht einmal so sehr über diese Ausnahme des politisch sehr radikalen Hauses, das durch den Ministermord in ein großes Kochen gekommen war. Er bestaunte vielmehr, wie unbekümmert und unschuldig nahe die Welt von früher ihm hier auf den Leib rückte. Es stand doch nun anders mit ihm. Trotzdem tat ihm die Ahnungslosigkeit des Ortes und der alten Frau sehr wohl. Er fühlte zum erstenmal so etwas wie Zuneigung für diese Umgebung. Er stand jetzt sogar an der Tür zum Korridor und hörte sich Frau Hansmanns Darbietungen an. Sie riet jetzt im Sprechton ihrem Kater, endlich doch seinen Widerstand gegen Erbsensuppe aufzugeben; er würde sich noch einmal alle Pfoten nach Erbsensuppe lecken, wenn er sie, Mutter Hansmann, nicht mehr

habe. Sie sang ein paar Töne Joseph. Sie sprach eine Feststellung: „Denn du, junger Joseph, lebst höchstwahrscheinlich länger als die alte Hansmann aus Abensberg bei Regensburg." Sie sang. Sie sagte: „Übrigens, Joseph, haben wir nicht die geringste Angst vor dem Sterben."

Hoff dachte: Was wird sie zu meinem neuen Gesicht sagen?

Er hielt es für gut, sie auf die Veränderung hinzuweisen, damit nicht der Anblick seiner kahlen Lippe und die Nachricht vom Attentat zu gleicher Zeit auf sie wirkten. Außerdem gefiel es ihm, mit einem bekannten Menschen zu sprechen; denn die zwei Worte an den Barbier rechneten nicht; er hatte seit der Kreisfahrt geschwiegen. Er war beinahe neugierig, wie es mit dem Sprechen stünde. Er öffnete die Tür und rief: „Frau Hansmann!" Er hörte auf seine Stimme und fand nichts Neues im Klang und in der Aussprache. Er hörte die Antwort der Wirtin: „Joseph, unser Herr ist schon wieder zurück."

Warum sagt sie: schon wieder? staunte Hoff.

Die dünne Frau stand in der Tür und sah ihn mit ihren guten und flinken Augen an. Hoff hatte die Hand auf dem Mund und versuchte eine scherzhafte Szene. — Ob es überhaupt mit dem Lachen geht? überlegte er; ich habe eigentlich auch früher nicht viel gelacht. — Ob er Zahnweh habe? fragte Frau Hans-

mann und machte sofort ihr therapeutisches Gesicht, das sich aus sanfter Genugtuung, Hilfswillen und Kennerschaft zusammensetzte. Hoff fühlte jetzt eine klare Freude über ihre Gegenwart und ihr Nichtwissen. Er gab sich zu, daß es angenehm sei, mit einem unschuldigen und ahnungslosen Menschen zu reden und daß es sich auch leichter sprechen ließe.

„Sehen Sie mal", lockte er, nahm die Hand vom Gesicht und wollte lachen; doch er machte nur spitz und verfehlt: „Hihi!" und hörte selber, daß es unangenehm und unnatürlich klang. Auch die Wirtin hörte zuerst den falschen Ton und sah ihren Zimmerherrn etwas unsicher und befremdet an. Dann erst entdeckte sie die Veränderung im Gesicht und schlug die Hände zusammen, auf das höchste überrascht und interessiert. „Sieh einer an!" rief sie zunächst viele Male; und trotzdem der Kater nicht im Zimmer war: „Joseph, unser Herr ohne Schnurrbart!" Hoff forderte sie auf, ein Urteil abzugeben. Sie wiegte den Kopf und wurde zurückhaltend: ihr persönlich gefielen Bärte nicht schlecht, was natürlich unmaßgeblich und unmodern sei; sie schätze eben Bärte aus Pietät, weil ihr verstorbener Mann sogar einen Vollbart gehabt habe; Herr Hoff sähe zwar jünger aus, aber natürlich auch etwas fremd; man muß sich an den neuen Zustand gewöhnen, und das fiele gerade ihr nicht schwer, da sie sich an alles gewöhnen könne. Sie

fragte natürlich auch, warum er es getan habe. Hoff nannte berufliche Gründe: man schätze nun einmal bartlose Tänzer. Frau Hansmann sah es ein.

Er fühlte auf einmal eine tiefe Abspannung. Selbst die paar Sätze, die er zu reden hatte, schienen anzustrengen. Er war nicht in Ordnung. Warum gab er sich eigentlich mit dieser gutmütigen Schwätzerin ab? Weil sie nichts wußte. Aber das ist doch kein Standpunkt, Hoff! Wie willst du denn mit solchen wirren Negationen weiterkommen!

„Wissen Sie eigentlich schon, Frau Hansmann?" begann er. Aber das Sprechen war nicht so einfach. Er ließ sich da in einen langen Satz ein, in eine Erzählung fast. Um Gott, wie war denn diese Geschichte zu erzählen, die er nicht einmal recht lesen konnte! Welche Arbeit für das Hirn, das jetzt gegen den Schädel wie eine schwere und lose Kugel drückte!

Frau Hansmann, sonst gesprächig, wartete immer noch auf das, was sie wisse oder nicht wisse. Herr Hoff schwieg aber beharrlich und wiegte langsam und leidend den Kopf von einer Schulter auf die andere, die Augen halb geschlossen. – „Kopfweh?" flüsterte sie und litt fast ein wenig unter dem innerlichen Triumph, daß er doch noch krank sei und heute morgen die Warnungszeichen von gestern hoffärtig wie die meisten Menschen in den Wind geschlagen hatte. – Er werde sich ein wenig hinlegen, gab Hoff ganz

demütig zu und machte eine kleine Geste zur Tür hin. Frau Hansmann ging sofort und sie ging sogar auf den Fußspitzen, trotzdem man ihr gewichtloses Schreiten auch sonst nicht hörte. Hoff setzte sich aufs Bett, zog die Schuhe aus und nahm den Kragen ab.

Er hob den Kopf. Die Alte sprach draußen so leise mit dem Kater, daß man es nicht verstand. Ob es Mißtrauen war oder Neugierde aus Verwirrung: Hoff stand wieder auf, ging auf seinen Socken zur Tür und öffnete sie auf einen Spalt. – „Joseph", sagte Frau Hansmann, „unser Herr hat keinen Schnurrbart, aber dafür die Grippe, gerade umgekehrt wie du. – Du bist also besser dran. Der liebe Gott ist zeitweise sehr tierfreundlich und sehr menschenfeindlich, fast ein bißchen ungerecht. Da hat er heute zum Beispiel den Präsidenten totschießen lassen oder was er war. Und morgen wird er natürlich den Totschießer totschießen lassen – so geht das immer weiter, Joseph ..."

Hoff schloß leise die Tür und legte sich aufs Bett. Sie hatte es also gewußt, aber wenig Aufhebens davon gemacht. Sie ist eine gute Frau. – Wer überhaupt schrie denn bisher Zeter und Mordio? Die Plakate. Selbst dieses Haus voll von Parteigängern blieb bei hitzigen Kolportagen, aber dachte nicht an Bourgeoispogrome. Was war denn, das so wenig verändert hat? Hoff lag auf dem gleichen Bett wie

vor ein paar Stunden, hatte einen schmerzenden Kopf und ein Empfinden von Bodenlosigkeit. Frau Hansmann konnte das Ereignis in einem Nebensatz des täglichen Monologes unterbringen; aber er doch nicht! Die Leute vor den Telegrammtafeln konnten es gleichgültig oder kritisch lesen; aber er doch nicht! Die Tat konnte politische Folgen haben oder nicht: aber er, Hoff, er wenigstens müßte doch mit ihr verhaftet sein wie das Wort: „Tat" mit dem Wort: „Täter"! — Er lag auf dem Bett, kam nicht weiter, weil vom drückenden Schädel ein Vorhang herabgelassen wurde, und wußte nur noch, daß er schlafen könne wie jeder sehr müde Mensch ...

Er wachte auf, weil die Wohnungsglocke anschlug. Daß an der Tür der Frau Hansmann geläutet wird, ist etwas Alltägliches und nichts Ungewöhnliches. Das Klingeln war auch nicht alarmierend, es war eher schüchtern. Trotzdem fuhr Hoff im Bett auf und dachte das, was jeder Verbrecher denkt: sie kommen schon. Er war also mit einemmal der Tat nähergerückt; aber er überlegte dieses Phänomen nicht. Er war in der Sekunde des Aufwachens nicht etwa in einem Zweifel über die Wirklichkeit, in einer Zwischenstufe zwischen Gestern und Heute, eine Wolke zwischen sich und dem Geschehnis des Vormittags. Nein, er kam mit dem Tatbewußtsein zu sich und

saß mit großen Augen und angehaltenem Atem wie einer, der Grund zur Angst hat.

Frau Hansmann ging über den Korridor, um zu öffnen. Würde sie nicht unterwegs etwas Unverständliches zu sich oder dem Kater gesprochen haben, so hätte Hoff sie nicht gehört. Die Tür zur Wohnung lag neben der Tür zu seinem Zimmer. Das Bett stand allerdings an der Gegenwand; aber er konnte doch einigermaßen auch die Worte vom Außenstehenden unterscheiden. An der ersten Frage seiner Wirtin erkannte er, daß das Läuten nicht ihr gegolten habe. Seine Angst war also berechtigt, und er dachte auch schon an die einzige Möglichkeit zu fliehen: aus dem Zimmer ins Treppenhaus zu laufen, während der Beamte oder wahrscheinlich doch die zwei Beamten die Wohnung betraten. Er dachte also sogar schon an Flucht und verwünschte, daß er die Schuhe ausgezogen hatte. Auf den Kragen hätte er verzichtet.

Dann hörte er, daß es der Zwerg Paula war. Die hohe, deutliche und artige Stimme erlaubte keinen Irrtum. Hoff ließ sich erleichtert auf das Kissen fallen. Paula war weder ein erfreulicher noch ein erwarteter Besuch (wie fand der Kerl her und was will er?), aber gegen die schreckhaften Vorstellungen der Gedanken eben war er sicherlich das kleinere Übel. Hoff hatte nicht Zeit, über seine Entwicklung zur Wirklichkeit hin, über diese neue Beziehung, die ihm

im Schlaf kam, nachzusinnen. Frau Hansmann draußen war deutlich mißtrauisch: Herr Hoff sei krank und schlafe gerade. Der Zwerg erklärte höflich, daß er zu warten gerne bereit sei, natürlich vor der Tür, und daß es sich keineswegs um eine Belästigung oder Anbettelung des Herrn Rittmeisters handle, sondern um eine dienstliche Bestellung; denn er, der Überbringer, gehöre zum Personal der Imperial-Bar.

Hoff rief hinaus, daß er wach sei und daß Frau Hansmann den Herrn, der scheinbar nach ihm verlange, eintreten lassen könne.

Der Zwerg klopfte sehr diskret an die Zimmertür, trotzdem die Wirtin sie ihm bereits geöffnet hatte. Hoff sagte ein ziemlich ungeduldiges Ja. Paula trat ein und blieb bescheiden an der Tür stehen. Er trug wie immer das schäbige Jäckchen und die clownhaften Höschen, die sehr breit und sehr kurz waren – unten fehlte eine Handbreite bis zu den aufgeschnabelten Schuhen. Aber er trug einen sehr hohen und engen Stehkragen mit einer weißen, etwas unsauberen Schleife, im Gegensatz zu dem feldgrauen Strickschal, den er während des nächtlichen Dienstes als Kragenersatz benutzte. Dieser Putz galt jedenfalls dem Besuchsanzug. Hoff sah ihn zum erstenmal in einem Raum und am Tag. So wirkte er größer als auf der Nachtstraße neben den Automobilen, und

sein riesiger Kopf war unerwartet rot. Es war eine harte Röte, die über den ganzen haarlosen Kopf lief, vom Kinn bis zum Nacken. Dadurch wirkte das Blau der Glotzaugen wie ein Farbenschreck. Aber diese kindliche Malerei von einem Gnomengesicht hatte einen edlen Mund mit schmalen Lippen, einen mönchischen Mund, der das Strenge und auch das Zarte verschließen konnte. Hoff entdeckte an dem Zwerg auch diesen Mund.

Paula bedauerte des Rittmeisters Erkrankung und hoffte, nicht gestört zu haben. Hoff richtete sich auf, um den kleinen Mann besser im Auge zu behalten. In dieser Stellung konnte er sich im Waschtischspiegel sehen. Sein bartloses Gesicht war ihm im Augenblick so fremd, daß er zurückfuhr. Er erinnerte sich gut, sich vor dem Schlaf ohne jede Regung besichtigt zu haben. Die Veränderungen in ihm gingen rasch und geheimnisvoll vor sich, scheinbar gesetzlos. Er gefiel sich jetzt sehr wenig, weil er kragenlos war, eine schlechte Gesichtsfarbe hatte und schlafwirre Haare. – Ich sehe jetzt kriminell aus, konstatierte er. – Vielleicht schämte er sich vor dem Zwerg, der ihn still ansah, vielleicht störte sein unschönes Bild ihn selber; er stand schweigsam auf, ging an den Waschtisch, richtete sich das Haar und band den Kragen um. Dann wandte er sich dem Kleinen zu: was er ihm zu sagen habe oder ob das

Gerede von der dienstlichen Bestellung – er, Hoff, habe es also gehört – eine Ausflucht gewesen sei.

Paula schüttelte den Purpurkopf und lächelte fein: nicht einmal eine Ausflucht; der Belagerungszustand sei verhängt, die Nachtlokale seien bis auf weiteres geschlossen und die Einwohner seien gehalten, nach neun Uhr abends die Straßen nicht mehr zu betreten. Hoff zündete sich eine Zigarette an: ob man ihn, Paula, in der Tat beauftragt habe, ihm einen Erlaß mitzuteilen, der doch jedenfalls durch die Presse und durch Anschläge publiziert sei und den er, Hoff, doch selber schon gelesen haben könne. – Einen Auftrag in diesem Sinne, also etwa von Herrn Direktor Salmon oder Herrn Leutnant Huber, habe er gerade nicht erhalten, bekannte Paula, zumal er ja nicht das Vergnügen habe, einen der Herren am Vormittag zu sehen; er sei, wie er zugebe, von sich aus gekommen, im guten Glauben ... –

„Woher wissen Sie eigentlich meine Adresse?" unterbrach ihn Hoff.

Der Zwerg drückte die Augen zusammen, über diese Frage doch ein wenig belustigt. „Aber Herr Rittmeister", rügte er leise, „ich kenne wohl alle in Betracht kommenden Adressen, ich kenne, wie Sie sich von heute nacht erinnern werden, selbst die Wohnung des Herrn ... des Ihnen ähnlichen Herrn von Tisch 21: wie sollte ich nicht bemüht

gewesen sein, die Anschrift des Herrn Rittmeisters zu erfahren!"

Hoff dachte: dieser Kerl verrät mit keinem Blick, daß er mich ohne Schnurrbart sieht. Er sagte: „Also ich danke Ihnen für Ihre Mitteilung, die ich in der Tat noch nicht wußte; denn ich bin heute noch nicht aus dem Zimmer gekommen ..."

Er stockte. Der Zwerg sah ihn unbefangen an und verzog nicht das Gesicht. Hoff schrie ihn an: „Ich rasiere mich selber, verstehen Sie! Mit einer neuen Klinge geht so ein Bärtchen weg wie nichts!"

Er glaube es gerne, sagte Paula sanft. – Mit einer Grippe gehe man nicht aus dem Haus, betonte Hoff, jähzornig noch. – Es wäre leichtsinnig, nickte Paula. – „Also ich danke Ihnen", wiederholte Hoff verabschiedend.

Aber der Zwerg ging nicht, natürlich ging er nicht. Hoff sah böse auf. „Noch etwas? – Ich dächte nicht."

Paula blickte an ihm vorbei ins Leere.

„Mein Lieber, ich habe jetzt leider keine Zeit mehr", sagte Hoff erregt.

Er sei doch krank, bemerkte der Kleine leise.

„Aber ich bitte Sie nicht um Ihre Gesellschaft", versetzte Hoff.

Der Zwerg wandte ihm wieder das Gesicht zu. Das Augenblau war zugleich hart und überblank, wie glasiert. – „Herr Hoff ...", sagte er weich.

„Ich bin krank!" rief Hoff außer sich. „Ich brauche Ruhe!"

Paula kniff merkwürdig die Lippen zusammen, und Hoff mußte seine vordringlichen Augen beobachten. Ihre Glasur nämlich schmolz, das Blanke wurde wässerig und lief über. Paula weinte stumm, ohne mit den Wimpern zu zucken oder das Gesicht zu bewegen oder die Tränen abzuwischen. Er weinte, als ob er selber es nicht bemerkte. Hoff drehte ihm den Rücken, aus Scham und aus Unsicherheit. Er fühlte, daß er dem Zwerg unrecht tat, und er wußte nicht, wie er mit dieser verwachsenen Hingabe umgehen sollte. Er fühlte auch die neue Grobheit seiner Wendung und korrigierte sie ein wenig, indem er tat, als suche er nach Streichhölzern.

„Herr Hoff", sprach Paula hinter ihm ganz ruhig und fein, „ich habe schon einmal einem Menschen so angehangen – seien Sie bitte nicht wieder böse. Das war noch zu meiner Zirkus-Zeit. Und der Mann war ein Looping-the-Loop-Fahrer oder ein Todesfahrer, wie er sich nannte. Er machte jeden Abend und Sonntags sogar auch nachmittags seine Todesfahrt. Er fuhr mit einem winzigen Auto ..."

Hoff wandte sich getroffen und hastig um und wollte unterbrechen.

Paula hob seine schwarzhaarigen Händchen: „Lassen Sie mich doch erzählen, Herr Hoff, das kann

Ihnen doch nichts ausmachen! Er fuhr also mit dem kleinen Wagen, der allerdings keinen Motor hatte, von der Zirkuskuppel eine steile Schiene hinunter, die sich dann wieder aufbog und abbrach. Er raste dadurch in die Luft, überschlug sich mit dem Wagen und landete auf einem mit Netzen abgeschlossenen und gefederten Gestell. Es war kein Trick, sondern eine reelle Sache auf Leben und Tod. Wenn die Schiene nicht auf den Millimeter genau eingestellt war oder wenn der Mann ein Pfund zu viel oder zu wenig wog, konnte es schief gehen. Er arbeitete mit einem Brother zusammen. Ein Zirkus-Brother ist natürlich kein richtiger Bruder; aber er sah ihm nun einmal ähnlich und war wie der Held – ja, ich nenne ihn Held wie Sie, Herr Hoff – er war wie der Held gekleidet, ganz in Weiß, etwa wie Herren auf Segeljachten. Dieser Brother hatte nur für das Technische und für die Sentimentalität zu sorgen. Das heißt: er überwachte ein bißchen übertrieben die Gerüstaufstellung und das Hinaufwinden des leeren Wägelchens, hielt eine kurze Ansprache über die Gefährlichkeit des Unternehmens und gab dann dem Helden zum Abschied bewegt und besorgt die Hand. Ich konnte den Brother nicht leiden, nicht etwa aus Eifersucht, sondern weil er der Schmarotzer des Heldentums war: Aber dieser letzte Händedruck regte mich jeden Tag furchtbar auf. Es gibt nicht viele

Fälle, wo in einem regelmäßigen Trick so viel Wahrheit steckt oder wo der Trick einfach die Wahrheit ist. Der Held kletterte dann ganz schlank und schnell die Strickleiter hinauf und lächelte. Was war das für ein schönes und natürliches Lächeln, Herr Hoff! Oben kletterte er in das Wägelchen und band sich fest. Er saß ganz tief, man sah über der Karosserie nur den schönen Kopf. Dann wurde er ernst und bekreuzigte sich. Das war wie der Händedruck vorher, zugleich gemacht und berechtigt – oder doch viel wahrhaftiger als gemimt. Ich schwitzte immer vor Angst und Begeisterung und bekreuzigte mich auch. Dann lächelte er wieder, rief: Avanti! – er war Italiener – und löste die Bremse. Dann kam das furchtbar schleifende und pfeifende Geräusch des Absturzes – ich machte die Augen zu und betete immer den Anfang des Vaterunser, weiter kam ich nicht – dann kam der Augenblick, wo er in der Luft war und ich den Atem anhielt – und dann mußte Aufschlag und Tusch der Kapelle kommen, damit ich wieder atmen und die Augen aufmachen konnte. Der Brother band ihn los, half ihm aus dem Wagen und küßte ihn auf die Wangen. Das interessierte mich nicht mehr, das war mir sogar unangenehm. – Einmal ging es natürlich doch schief; der Himmel weiß, was nicht stimmte. Er fuhr ab, wie immer, meiner Überzeugung nach ohne Todesahnung. Auch ich hatte sie nicht. Der Wagen

landete abseits und mit den Rädern nach oben. Der Held wurde nicht geköpft, der Kopf wurde in den Rumpf gestampft. Der Brother weinte ganz echt, aber er tat mir nicht leid. Ich war ziemlich krank und wurde entlassen. – Übrigens hatte der Held mit mir niemals ein Wort gesprochen. Ich bin also mit Ihnen noch besser dran, Herr Hoff. – Der Brother war zugänglicher; aber davon hatte ich nichts. Der Herr vom Tisch 21 ist ja auch freundlicher als Sie, Herr Hoff."

Hoff hatte sich wieder aufs Bett gesetzt und ruhig zugehört. Die Erzählung interessierte ihn und war auch dem zerreibenden Dialog vorzuziehen, wie er vorher geführt wurde. Die grobe Anzüglichkeit des Schlußsatzes allerdings führte wieder zum Anfang zurück. Zumal die letzte Bemerkung war bedrohlich. Hoff saß stumm und überlegte. Er fühlte nicht viel Widerstandskraft. Er suchte auch vergeblich nach seiner Wut. Er hatte vorgestern nacht den Zwerg vom Auto schlagen wollen und er hatte ihn gestern nacht angepackt. Warum denn? Paula holte ein kariertes Taschentuch hervor und schneuzte sich.

„Warum erzählen Sie mir das eigentlich?" fragte Hoff nach einer Weile. Paula hob die Schultern. – „Ist denn", fragte Hoff wieder, „zwischen mir und den Artisten wieder einmal eine äußere Ähnlichkeit?"

Der Zwerg sagte nein und sah ihn verwundert an.

„Eine andere Verbindung zwischen ihm und mir sehe ich nicht ein", erklärte Hoff.

„Diese Verbindung kann nur ich schaffen", sagte Paula leise, „und ich glaube doch, ich habe sie gezeigt."

„Was haben Sie immer mit dem Helden?" drängte Hoff, „das empfinde ich als Verhöhnung."

„Das glaube ich nicht, Herr Hoff."

„Dann machen Sie mich in Ihrer Narrheit zum Brother, verstehen Sie, zum Heldenschmarotzer – Sie machen mich widerwärtig, mein Lieber."

Der Zwerg sah ihn traurig an. „Aber ich war doch ganz deutlich, Herr Hoff! Wie kann ich Sie zum Brother machen, wenn ich weiß – und Sie wissen, daß Sie einen solchen Menschen haben."

„Sie meinen also in der Tat Herrn Hoffnung", sagte Hoff sofort, als habe er auf diese Auskunft hingearbeitet, „wenn Sie sich da nur nicht irren."

„Das macht doch nichts", meinte Paula vor sich hin.

Hoff stand auf und sagte: „Machen Sie keine Dummheiten."

Paula hing sich mit dem Blick an ihn: „Herr Hoff – der Sekretär ..."

Hoff hielt an sich, um seine Angst nicht zu zeigen.

„Lassen Sie mich doch sprechen, Herr Hoff", bat der Zwerg.

„Los doch!" befahl Hoff nervös.

„Der Sekretär hat nach den Blättermeldungen zwar nicht den Täter im Auto erkannt, aber er erinnert sich eines auffälligen Mannes, der genau vierundzwanzig Stunden vor dem Attentat an der gleichen Stelle stand."

Hoff ging langsam und gefährlich auf den Kleinen zu. „Und?" fragte er. Paula wich nicht zurück.

„Ich verstehe nicht, Herr Hoff, warum der Sekretär am Leben blieb."

„Was geht mich das an!" schrie Hoff und packte ihn am Jäckchen, wie gestern abend.

„Er ist ein Gefahrmoment", sprach Paula und ließ sich schütteln.

„Wenn Sie", flüsterte Hoff, „wenn Sie Herrn — — Hoffnung anzeigen ..."

„In der Not", erklärte Paula und ließ den anderen nicht ausreden, „in der Not muß das Hemd näher sein als der Rock."

„Aber was wollen Sie denn nur von ihm!" wehrte sich Hoff immer mühsamer, „er hat es doch sicher nicht getan — er kann doch sicher sein Alibi nachweisen ..."

„Er macht immer zwischen halbneun und halbzehn seinen Morgenspaziergang — allein natürlich."

„Aber er hat es doch nicht getan!" schrie Hoff.

„Natürlich nicht."

„Wo steckt dann der Sinn der Anzeige?"

„Man gewinnt Zeit."

„Wer?"

„Wir."

Hoff kapitulierte plötzlich. Er ließ den Kleinen los, das Zimmer drehte sich um ihn, er tappte nach dem Stuhl und ließ sich auf ihn fallen. „Woher wissen Sie eigentlich . . .?" fragte er wirr und wollte, auffahrend, die Frage wieder zurückholen. Doch Paula sagte schon: „Ich kenne viele Mechaniker. Ich kenne also auch Herrn Bremser. Aber tun Sie ihm nichts."

Hoff winkte mit der Hand ab. Was ging ihn das an? Außerdem war der Zwerg einen Liga-Wortbruch wert, das sah er ein. Paula kam näher, als fühlte er die günstige Stimmung. Er habe lange nachgedacht, ob Herr Hoff bleiben oder fliehen solle. Es sei nach allem in der Tat besser, er bliebe – schon wegen der begreiflichen körperlichen Reaktion.

„Ich bin jetzt mittendrin", klagte Hoff und hielt sich den Kopf. Aber er meinte die Tat und nicht den zerschlagenen Körper. Es war erklärlich, daß Paula ihn falsch verstand: er halte es sogar für gut, wenn der Herr Rittmeister ein paar Tage lang das Bett hüte oder doch das Zimmer nicht verlasse; er, Paula,

werde für die nötigen Informationen sorgen und stehe ihm natürlich auch sonst zur Verfügung; er, Paula, sei glücklich. – „Herr Hoff, ich bin jetzt glücklich." –

Hoff sah ihn an. Der Kleine reichte ihm, dem schlaff Sitzenden, kaum bis zur Schulter. Der Kleine war der Sieger: man sah es ihm an. Hoff wollte ihm die Hand geben, aber es gelang ihm nicht, den Widerstand gegen das haarige Händchen zu überwinden. – Ich bin mittendrin, sagte er sich, mir muß jeder Strohhalm recht sein, ich habe Angst vor dem Ersaufen. „Glauben Sie mir", sprach er, „das war keine Heldentat."

Der Kleine wollte etwas Gutes sagen: „Man denkt darüber anders, Herr Hoff."

„Ich pfeife darauf!" schrie Hoff.

„Es ist ja ..." sann Paula nach einer Tröstung, „nicht wahr, der Mut darf ja noch nicht an den Nagel gehängt werden."

Hoff lächelte in sich hinein. Er sagte jetzt mit ziemlicher Ruhe:

„Wenn Sie Herrn Hoffnung anzeigen – wissen Sie, mein Lieber, was ich dann tue?" Er lachte ein wenig irr. „Dann stelle ich mich."

Paula sah ihn prüfend an und wiegte den Kopf: „Gut, gut, ich werde den Herrn nicht anzeigen – aber vielleicht, nicht wahr, kommt man auch ohnedies auf ihn."

Hoff sah ihn an. „Wissen Sie denn, wie sein bürgerlicher Name lautet?"

„Ja – Hertz. – Es ist der David Hertz."

„Warum haben Sie es mir heute nacht nicht gesagt?"

„Ich weiß es erst seit heute vormittag – genau gesagt, seit drei Stunden."

„Sie können ihn nicht leiden?"

„Nein."

„Aber das ist doch nichts als Einbildung! Er schmarotzt doch nicht von mir, wie der Brother von Ihrem Artisten! Im Gegenteil, mein Lieber ..."

Paula hob widerspenstig die Schultern.

„Und wenn ich Sie bitte ..." sagte Hoff.

Paula unterbrach: „Er steht übrigens noch unter Polizeiaufsicht, jedenfalls ohne daß er es weiß."

Hoff gab es auf. Er gab auch das auf. Der Kleine war viel stärker.

Hoff fühlte die dicke Geldtasche. Er holte sie aus der Brusttasche und entnahm ihr eine Hundertfrankennote. „Für Herrn Bremser, aber ohne Angabe meines Aufenthaltes," sagte er und gab sie dem Zwerg. Paula verbeugte sich. „Benötigen Sie ebenfalls eine Kleinigkeit?" fragte Hoff mit Takt.

„Nicht das geringste", erwiderte Paula und verbeugte sich wieder. Er ging gleich darauf.

Anblick

Gegen sieben Uhr abends hielt es Hoff im Zimmer nicht mehr aus. Er war hin und her gegangen, hin und her, immer die acht Schritte zwischen der Stiegentür und der Korridortür, bis ihn Frau Hansmann, den besorgten Kopf ins Zimmer steckend, an seine Krankheit erinnerte. Er hatte sich wieder aufs Bett gelegt, um vor ihr Ruhe zu haben; denn er fürchtete ihr Interesse an dem wunderlichen Besucher und an dem langen, zuweilen wohl auch lauten Gespräch. Er hatte vor den Wortfetzen Angst, die bis zur Küche hinübergeflogen sein mochten, trotzdem er wußte, daß die Alte schlecht hörte und niemals horchte. Er befürchtete dies und das, lauschte auf das Treppenhaus hinaus, mißtraute jedem Gänger draußen und beschimpfte sich wegen seiner Nervosität.

Er sei jetzt mittendrin, wiederholte er sich wie zur Entschuldigung; aber er war es gar nicht: er tappte in seiner Angst umher wie in einem Nebel und sah nichts, keinen Gedanken, keinen Halt, keine Haltung. Er sah nicht einmal recht die Tat. Er fühlte nur kleinliche und selbständige Beängstigun-

gen. So konnte er natürlich auch keinen Schlaf finden, so gerne er in ihn hineingekrochen wäre.

Hoff stahl sich fort, aus Angst vor der Mutter Hansmann, einer lächerlichen Angst, wie er sich ohne weiteres zugab. Aber es war heute mit ihm schlecht bestellt; das Gespräch mit dem Zwerg Paula hatte es gezeigt. Er kam heute gegen keinen auf, der einigermaßen sicher stand. Das war begreiflich, weil er noch keinen Boden unter den Füßen hatte. Frau Hansmann besaß eine schmale, aber verankerte Position des Lebens. Dazu kam ihr gütiger Hang für ihn, wie er nicht mehr war: dieser mütterlich deutliche und nicht auszuhaltende Irrtum. Sie konnte ihn damit bis zum Geständnis treiben. Es war besser, sich von ihr nicht zu verabschieden.

Auf der abendlichen Straße fühlte er sich viel wohler. Es war auch wieder neblig. Er tauchte in eine graue Anonymität und ließ sich treiben. – Ob es nicht möglich gewesen wäre, überlegte er jetzt, sich und den Zwerg in der Schwebe zu lassen, also ihm nichts einzugestehen? – Aber er ist doch ein Freund, Hoff, vielleicht der nützlichste, und die paar Dutzend Männer vom Aktionskomitee wissen es doch schließlich auch. – Doch das Überspieltwerden war bedenklich, und noch bedenklicher war die Bereitschaft zum Geständnis, wenn es einer mit ihm gut meinte. Er mußte wieder härter werden. – Wie-

der härter? Muß ich nicht ganz im Gegenteil noch viel weicher werden, um erst einmal in die richtige Form zu kommen? – So kann es doch nicht bleiben.

Ob ich heute zu David Hertz gehe?

Aber jetzt hing doch wieder ein neues Gewicht an diesem Namen. Der Zwerg war ein gefährlicher Freund. Was für ein toller Gedanke von ihm, den Zufall einer halben Ähnlichkeit auszuschlachten! – Hoff blieb stehen. – Ganz ehrlich, Hoff: lauerte vorgestern abend hinter der Absicht der Damenwahl nicht schon die Verruchtheit dieses vagen Gedankens?

Hoff stand vor einem Zeitungskiosk. Die Abendblätter brachten das Bild des erschossenen Regierungschefs. Der Verkäufer hatte mit ihnen den Stand wirkungsvoll tapeziert. Der vermummte Mann im Ausschnitt des Häuschens war von den vielen Köpfen des Ermordeten eingerahmt. Ein wenig seitlicher hingen illustrierte Zeitschriften der letzten Wochen, die den Lebenden zeigten: als Redner, als Händedrücker, als Unterzeichner, als Privatmenschen. Hoff kam von seinen Gedanken ab und sah sich die Bilder an.

Er kaufte sich die Zeitschriften, in denen sich der Minister liebenswert zur Schau trug – zumal alle Bilder des Lachenden oder Lächelnden, das gewinnende und ganz bürgerliche Bild mit seiner ernsten und angenehmen Frau und schließlich das bedeut-

same Photo seiner Abholung aus dem Gefängnis durch die revolutionäre Masse. Außerdem kaufte Hoff die ausliegenden Abendblätter, mit Ausnahme eines Boulevardblattes, das schon ein Bild von dem Transport des getöteten Körpers in ein Sanitätsauto brachte.

Er verteilte im Weitergehen die Blätter in die Manteltaschen, als ob ihn das Pack Zeitungen verdächtig machen könnte. Er hatte plötzlich das Bedürfnis zu lesen: nicht über die Tat und den Täter, sondern über das Opfer. Es verlangte ihn vor allem nach einer gründlichen und ungestörten Beschau der Bilder. Es fiel ihm eine stille Weinstube in der Altstadt ein. Er nahm sich einen Wagen und fuhr hin.

Das Lokal war leer. Ein Kellner stürmte gegen den Eintretenden und wollte ihm Hut und Mantel ablocken. Hoff wehrte ab, wählte ein Wandtischchen, über dem sich ein Kleiderhaken befand, und hängte den Mantel neben sich auf, so daß er bequem die Taschen mit den Zeitungen erreichen konnte. Er gab etwas auf die Handlichkeit der Lektüre. Der Kellner bezog es auf die Kleidungsstücke, die zu jener Zeit vielfach aus den Wirtsstuben verschwanden, und lobte die Vorsicht, um sich des Gastes Wohlwollen zu verschaffen. Hoff sah ihn erstaunt an. Der Kellner wandte sich ab und brachte dem leider schwierigen Herrn die magere Speisekarte. Hoff hatte keinen

Hunger, trotzdem er heute noch nichts gegessen hatte. Noch nichts? Er dachte nach. Er hatte seit dem Frühstück nichts gegessen. Das Frühstück war vor der Tat.

Die Tat war noch nicht zwölf Stunden alt.

War nicht die Tat zwölf Jahre alt?

Wie war dieser tückischen Zeit zu glauben? Wie konnte er mit ihr jemals wieder zurechtkommen?

Hoff hatte keinen Hunger; aber er bestellte das Menü, um sich wieder an das zeitfolgende Essen zu gewöhnen. Er verlangte eine Flasche ziemlich schweren Rheinwein: 1915er Niersteiner Fritzenhölle. Er erinnerte sich sogar, diesen Wein zu kennen: Es würde also mit dem Trinken zwangloser gehen als mit dem Essen. Der Kellner enteilte zufrieden; denn er hatte nur mit Schoppenwein gerechnet.

Hoff war nicht zum Essen und Trinken gekommen, sondern zum Lesen. Er hatte sich sogar schon die Reihenfolge festgesetzt: zuerst die Bilder, dann die Zeitungen. Er nahm die illustrierten Blätter und ordnete sie. Er wollte mit dem Gesicht beginnen, mit dem menschlichen Antlitz, dem keine Körpergeste und keine Zeitgeschichte anzumerken war. Er erinnerte sich an eine Großaufnahme, an ein Titelbild: so fand er es leicht. Schon im Moment des Entdeckens vergaß er die anderen Bilder und ihre geplante Abstufung vom lachenden Ehemann bis zum befreiten Sträfling. Er strich das mächtige Gesicht

glatt und sah es an. Es war ein Blatt großen Formates. Das Gedeck störte: er schob es weg. Er stützte die Arme auf, so daß das Bild zwischen seinen Ellbogen lag und kein Rechts und Links den Blick störte.

Er sah es an. Das Bild sah ihn an.

Der Minister hatte einen hellen und geraden Blick. Hoff sah in die Augen. Und wie es so ist: neigst du dich ein wenig nach rechts, nach hinten, nach links – er folgt dir mit den Augen. Es ist nicht ganz leicht, den Blick auszuhalten.

Dir wird heiß und das Herz beginnt zu poltern, wie seit dem „Abschnitt" nicht mehr. Du weißt jetzt sehr genau, wie dann das Herz zu stechen begann und wie dann die Zählerei losging. Eins, zwei, drei ... du brauchst wahrhaftig nicht weit zu zählen und hast das Gesicht vor dir. Es ist mit ungeheurer Gewißheit sein Gesicht. Es ist ein Erkennen – nein, ein Wiedererkennen von solcher Schärfe, Härte und Schwere, daß es dich in der Brust schmerzt wie ein verschluckter Knochen. Du atmest und schluckst und hebst die Brust und schluckst – und dieses verfluchte Schlucken war sowohl auf dem „Abschnitt" als auch auf der Rückfahrt. Du weißt, wie es dann mit dir im Staatsforst ging, bevor du die Pistole vergrubst ...

Mein Gott, mir wird schlecht – mein Gott, mir

wird wieder schlecht: das geht hier doch nicht. Du bist hier in einem Restaurant. Du bist nicht in dem Wald, du hast auch nichts mehr zu vergraben. Du mußt dich zusammennehmen. Du hast das Bild anzusehen. – Ich nehme mich zusammen, ich sehe nicht immer den Tod des Bildes und den Töter des Bildes, sondern das dargestellte Leben.

Ich bin ruhig, ich bleibe ein wenig bei der ruhigen Stirn. Sie hat ein paar tiefe Falten und wirkt trotzdem glatt und klar. Es ist beinahe eine fröhliche, auf jeden Fall eine zuversichtliche Stirn. Der Haaransatz ist fest und noch wenig nach hinten getrieben. Die Haare sind noch jugendlich voll und in etwas romantischer Aufmachung: Stürmer und Dränger, man soll es ruhig merken. Dabei scheinen sie doch viel mehr weiß als grau. Wie alt ist denn der Mann? – Nein, das kommt später. –

Ich werde gestört – natürlich werde ich hier gestört, ich höre den Kellner heranklappern. Ich könnte das Bild gegen die widerlichen Speisen verteidigen, ich könnte dem Kellner grob bedeuten, daß auf meinem Tisch für seine Suppe kein Platz sei: aber ich will klug sein, ich muß klug sein. Hier ist ein Restaurant, ich bin ein Gast, ich habe zu essen.

Der Kerl langt mit seinen Fettfingern nach meinem Bild. Ich rette es vor der Befleckung. Kellner haben wendige Augen: er hat das Bild erkannt, von rück-

wärts. „Ja, ja", biedert er sich vorsichtig an, „der ist hin." Ich falte das Blatt vorsichtig zusammen und lege es zu den anderen auf den leeren Stuhl neben mir.

Der Kellner prüft meine politische Gesinnung mit einem schrägen Blick, während er die Suppe aus der Neusilbertasse in den Teller gießt. „Schließlich war er auch ein Mensch", bemerkt er dann. Das ist die beste Bemerkung, die er machen kann. Ich nicke. Er dreht die Flasche im Eiskühler. „Schade, schade", sagt er dabei, schon mutiger.

Ich will das nicht. Ich brauche das nicht. Ich bin nicht der und jener in dieser Affäre: „Nicht zu kalt", befehle ich. Der Kellner nimmt gehorsam die Flasche aus dem Eis, schenkt ein und stellt sie auf den Tisch. Ich danke, er geht. Ich löffle in der blassen Suppe.

Wie kann man neben einem Toten essen! Ich schiele auf den Stuhl neben mir. Ich habe das Bild dreifach gefaltet; Stirn und Augen liegen frei. Die Augen sehen mich natürlich an. Ich weiß, es ist Zufall und ich will mich nicht gegen das Bild, sondern gegen den Zufall wehren. Ich koste die Suppe, ich schmecke warmes und fettiges Salzwasser. Ich kann sie nicht essen. Ich esse Brot. Es läßt sich schlucken. Ich trinke Wein; er ist wohlschmeckend und voll, herbsüß, gutmütig, ermunternd. Ich trinke das Glas aus und bekomme warme Hände. Ich nehme das

Bild, entfalte es und spanne es zwischen mir und dem Tisch aus.

Unter seinen Augen sind dicke Säcke, die den heiteren Blick gehörig mit Ernst unterbauen, mit Erleben und Erfahrung bedrückender Art. Der Mann hat augenscheinlich viel durchgemacht. Er ist übrigens, von den Augensäcken abwärts, recht alt, im Gegensatz zur oberen Partie. Es ist ein Gewirr von Runzeln und Fältchen, die ihn zugleich verbraucht und gütig machen. Die Nase ist, sieht man genauer hin, unschön, kleinlich, knollig. – Der Kellner ist schon wieder da. Ich schütze mich vor ihm durch das Bild, das ich noch etwas höher halte.

Ich habe gleichzeitig vor dem Mund des Ministers etwas Angst; denn es bedarf nur einer kleinen Anspielung, um ihn wieder aufgerissen zu sehen und brüllen zu hören. Ich bin deshalb mit der neuerlichen Störung nicht einmal unzufrieden, halte die Augen wohl auf das Bild, aber sehe es nicht mehr an.

Der Kellner hat schweigsam die Suppe weggenommen, ein neues Gericht hingestellt und das Glas neu gefüllt. Ich danke, er geht. Ich lege das Bild immer noch nicht fort; denn ich frage mich etwas und will dabei das Gesicht nicht frei haben.

Ich frage mich, ob ich jetzt schon alles weiß, was ich getan habe. Ich sage weder ja noch nein; ich

kenne wohl auch den Mann vor mir noch zu wenig. Die Kupplung zwischen uns beiden geschieht auch zu schnell, zu fiebrig und zu einseitig von mir aus. Dieser Prozeß darf nicht durchgepeitscht werden; denn er ist zu folgenschwer. Ein glatter Einsturz der Nerven ist ein viel zu simpler und viel zu bequemer Vorgang. Man soll auch hier keine Schaustellung geben und sich nicht aus der Hand verlieren. Der richtige Weg ist ja schon beschritten: man muß den Toten kennen und lieben lernen. Zusammenbruch und Umnachtung sind Ausflüchte. –

Hoff legte das Bild zusammen und steckte es mit den anderen Zeitschriften in die innere Manteltasche. Er wollte die Prüfung in der Nacht und im Bett fortsetzen. Er hatte Durst und trank. Das graue Stückchen Rindfleisch aß er langsam und mit Zwang. Er wollte nicht berauscht werden. Der Wein war schwer und rückte gegen den Kopf vor. Am besten schmeckte ihm trockenes Brot.

Es kamen ein junger Mann und ein junges Mädchen. Sie verrieten ihre Liebe schon in der Tür, wie sie einander nicht leicht loszulassen vermochten. Der junge Mann betrat die Weinstube mit so kühnem und beinahe streitbarem Gesicht, daß sich die Ungewöhnlichkeit dieses Besuches ebenfalls sofort offenbarte. Das Mädchen hielt sich dicht hinter ihm und schaute sehr schüchtern. Die Anwesenheit nur eines

Gastes lockerte seinen Kraftaufwand: er blickte jetzt vergnügt und erleichtert um sich, ein hübscher Junge. Das kleine Lokal, das von Weinkennern und nicht von Liebespaaren lebte, hatte keine Nischen, wie sie der junge Mann vielleicht erwartet hatte. So wählte er einen Tisch, der von Hoff möglichst entfernt war. Aber da die Stube von geringem Ausmaß war, die Tische längs der Wände standen und Hoff zudem etwa in der Mitte saß, blieben die anderen nahe genug.

Der junge Mann hatte seine Dame nicht gefragt, ob ihr der Tisch gefiele. Sie schien sehr gefügig. Die beiden setzten sich eng zusammen und verbanden sich sofort gegen den überlegenen Kellner. Der junge Mann bestellte mit forscher Stimme die Speisen und war auch jetzt des Einverständnisses seiner Begleiterin durchaus sicher. Er ließ sich auch durch die vorgehaltene Weinkarte nicht beirren und entschied sich auf das rascheste für die Nummer neun. Sie schaute zu ihm auf; sie schien ihn gerne zu bewundern. Sie war sehr jung, vielleicht siebzehn, und schon deshalb hübsch, weil sie liebte. Sie umfing auch, kaum daß der Kellner gegangen war, seine Hand und spielte mit seinen Fingern. Er sah zu Hoff hinüber und sagte, daß es ja gleich sei, wo man esse, und daß heute bei der frühen Sperrstunde die Zeit dafür sowieso knapp bemessen sei. Sie sagte:

„Gott sei Dank", mit einer so wundervollen Ungeduld, daß Hoff plötzlich einen heißen Kopf bekam. Er ärgerte sich über sein Interesse an den beiden Kindern und nahm eines seiner Abendblätter, um sich von ihnen fortzubringen.

Er begann den trockenen und vorsichtigen Leitartikel des bürgerlichen Blattes über die durch das Attentat geschaffene Situation zu lesen. Man konnte zwischen den Zeilen die Spekulation auf eine Wandlung der Lage erkennen. Hoff fand diese ängstlich eingewickelte Hoffnung auf das Gelingen der Gegenbewegung unangenehm. „Das Attentat dürfte wohl nur der planmäßige Auftakt einer großangelegten Aktion der weißen Verbände sein", las er, und er hörte zu lesen auf.

Warum ging ihn das jetzt nichts mehr an? Hier war doch der Sinn der Tat, das Kommando, der Sinn seiner und vieler anderen Energien gewesen! — Auch darüber muß ich noch mit Hertz sprechen, entschied er. Jetzt ging ihn nur seine persönliche Bewegung an. Und die Zeitungssätze waren nicht nur unangenehm: der kalte Ton, den sie für den toten Mann hatten, verletzte ihn. Wie leicht machten es sich diese Etappenschreiber! Da fand sich einer, der den Führer abschoß, und nun rollt die Zeitgeschichte wieder hübsch nach rückwärts, und man saß gebührend abseits und registrierte die angenehme Bewegung!

Hoff warf die Zeitung auf den Stuhl. Er hatte getrunken. Da fand sich einer! da fand sich einer! tobte er heimlich.

Dann hörte er wieder die kleinen dummen Liebesworte vom anderen Tisch deutlicher. Er hatte Durst und trank: die Flasche war bald leer. Er dachte brutal: ich möchte dieses kleine Mädchen haben, ich gönne dem Jungen nicht das Glück. Daß es an einem Tag wie heute noch ein solches Glück gibt und solche kleine starke Sicherheit in der großen Unsicherheit! Die beiden waren jetzt still; denn sie aßen mit Eifer. Die Tische waren zu jener Zeit der Wäscheknappheit nur mit Kreppapier bedeckt. So konnte Hoff gut sehen, wie sie ihre Knie gegeneinander drückten, um keinen Augenblick den Kontakt zu vermissen. Ihr Appetit steckte an. Hoff aß seinen Nachtisch. Das Mädchen ließ nichts auf der Platte zurück, trotz seiner Freude über die kurze Eßzeit. Hoff sah auf die Uhr: es war Viertel nach Acht.

Wo soll er um neun Uhr sein? Auf seinem Zimmer? Dort fand er noch Frau Hansmann wach. Warum die Ausreden: du willst nicht nach Hause gehen. Du willst dich nicht ins Bett legen und die Bilder ansehen. Du hast getrunken. Du willst nicht zu David Hertz gehen. Du wirst nicht zu Herrgott gehen, weil du, Gott sei Dank, nicht seine Adresse weißt. Du hast getrunken, du bist von allen Sinnen

aufgewühlt, du bist von halben Erkenntnissen angeschlagen, du bist von gegensätzlichen Stimmungen hin und her gerissen. Du wirst dir doch keine Frau von der Straße holen? Du hast es nie getan, Hoff, du wirst es nicht tun! Du springst sonst morgen früh von deinem fünften Stock in den Hof, wo die widerlichen Abfalleimer stehen, oder du springst in einen Kanal, wenn du nicht mehr bis nach Hause kommst. Du hast noch etwas Wichtiges vor, Hoff, du darfst nicht abspringen! –

Das Mädchen wischte sich den Mund mit der Papierserviette und sagte: „Von mir aus, Charlie, darf jeden Tag so ein politischer Mord passieren; dann liegen wir schon um neun Uhr im Bett, Charlie." Charlie nannte seine Freundin lächelnd und glücklich einen Gemütsmenschen, bückte sich, als sei ihm etwas auf die Erde gefallen, und küßte sie schnell auf den Schoß. Sie streckte sich und schloß die Augen.

Hoff saß starr. Das war doch von diesem feinen Geschöpf eine unfaßbare Roheit, eine Lästerung, eine Todsünde! Aber es ist schon so: sie ist nicht zu fassen, nicht einmal vom lieben Gott, der eine offenbare Schwäche für die Kleine hat und auf ihr Stirnchen von solchen Worten keinen Schauder kommen läßt. Auch Hoff faßte nur die Worte und ließ die Sprecherin frei ausgehen. Es war nicht einmal zweierlei Maß für sie und für ihn; denn sie durfte sich alles er-

lauben, sie war eine kleine Göttin, sie war in ihrem Zweikörperreich souverän, und von allen ihren Gaben der künftigen Nacht war die bedeutendste nicht, das Schwere leicht zu machen. Außerdem gab es ja noch andere und geringere Nutznießer seiner Tat, wie er gelesen hatte. Er sah sie von der Seite. Sie flüsterte ihrem Freund kleine Sätze ins Ohr, dazwischen lachte sie ganz leise, so als sei auch das Lachen für ihn geflüstert. Der Geliebte hatte viel von seiner Forschheit verloren. Er war jetzt nichts als ein erregter Knabe und ihr nicht ebenbürtig. Sie hatte ihn mit ihrer Zärtlichkeit entthront, regierte schon und wird heute noch, wußte Hoff, bis zur Tyrannei kommen. Sie wurde immer schöner. Jetzt fühlte sie auch den Blick vom anderen Tisch und wurde nicht verlegen, sondern warf ein kleines Geschenk von ihrem Überfluß mit den Augen zu dem Einsamen hinüber. Hoff senkte dankbar und artig den Kopf. – Nur keinen Kampf mit Knaben, sagte er sich und dachte an Lys Kavalier von letzter Nacht. Aber der junge Mann drüben hatte ihren Seitenblick nicht bemerkt, vielleicht schon weil sie ihm verboten hatte, ihn zu bemerken. „Zahlen, Charlie, zahlen!" drängte sie.

Es war kurz vor neun Uhr, als Hoff vor Lillys Tür stand. Die Zeit war etwas hinterlistig gewählt,

weil sie ihn nicht gut auf die gesperrte Straße schicken konnte, zürnte sie ihm wegen seines Verhaltens von gestern nacht. Er schätzte außerdem die Dauerhaftigkeit ihres Zornes nicht sehr hoch ein: er verstand sie ja zu nehmen.

Lilly Schmid besaß eine hübsche Zweizimmerwohnung, die ihr ein früherer Freund, Angehöriger eines Staates mit hochwertiger Valuta, eingerichtet hatte. Sie war, wenn es ihr der Beruf erlaubte, sehr häuslich, wie viele Frauen ihrer Art, für die die eigene Wohnung die einzige Konzession der ersehnten Bürgerlichkeit bedeutet. Hoff konnte damit rechnen, daß sie das Geschenk eines freien Abends nicht außer Haus vergeudete, auch wenn keine Straßensperre einen Zwang ausgeübt hätte. Er läutete und hörte drinnen sofort die Tür gehen. Er hörte das Klappern von Pantöffelchen mit hohen Haken. Er freute sich. Sie fragte, wer da sei, und sah durch das Guckloch. Er schlug leicht die beiden Flaschen Wein zusammen, die er mitgebracht hatte und antwortete wie eine Parole: „Umberto und Ly." Er hörte ihr freudiges Auflachen und dann die Geräusche von allerlei Sperrketten, Sicherheitsschlössern und Riegeln.

Sie öffnete, lachte noch und lobte noch den guten Einfall beim Öffnen, sah ihn an und war ernst, sogar erschrocken: „Was hast du denn?"

Hoff war betroffen; denn er vergaß sein neues Gesicht ohne Schnurrbart und dachte an die Tat, die sie von ihm abzulesen schien. „Ich?" fragte er kehlig. Sie schloß zunächst die Haustür und verriegelte sie mit Sorgfalt. Dann wandte sie sich ihm zu.

Er stand noch immer mit den Flaschen im Arm. Sie mußte lächeln, weil er verlegen aussah, nahm seinen Kopf zwischen die Hände und bog ihn ins Licht. „Es steht dir nicht einmal schlecht", entschied sie.

„Das freut mich", sagte er erleichtert. Sie küßte ihn leicht auf die bartlose Lippe. Sie schien ihm gegenüber sehr viel sicherer als gestern, vielleicht weil es ihre Wohnung war und er zu ihr kam – vielleicht, dachte Hoff, weil ich ihr etwas von dem Zauber der kleinen Göttin in der Weinstube mitgebracht habe.

Er fühlte sich noch etwas unfrei, im Gegensatz zu ihr. Die Schuld mochte doch das Mißverständnis tragen, der fatale Irrtum über den Grund ihres Erschreckens bei seinem Eintritt; oder es war die rote Stehlampe in ihrem Wohnzimmer und das rote Licht, das aus dem Schlafzimmer kam. Hoff konnte rotes Licht nicht leiden, sie wiederum liebte es augenscheinlich; und er dachte etwas, das ihr gerade in diesem Augenblick nicht in den Sinn kam, trotz ihres Hanges zur Selbstkritik. Er dachte: sie bleibt doch ein Kokottchen. Sie aber machte die Hausfrau und sah überdies

in ihrem roten Kimono sehr hübsch aus. – Auch das kommt von der kleinen Göttin, sagte sich Hoff und setzte sich auf den Diwan mit den zahllosen Kissen.

Sie kam aus der Küche zurück, stellte die beiden Weingläser ab und musterte ihn wieder. „Warum hast du das eigentlich gemacht?" fragte sie.

„Was?" gab er nervös zurück.

„Warum hast du dir den Bart abnehmen lassen?"

Hoff lächelte etwas boshaft. „Damit du mich von Hoffnung unterscheiden kannst, Lieschen."

Sie hob die Schultern. Sie sah in der losen Seide voller und jünger aus als in den Tanzkleidern und in der heftigen Aufmachung der beruflichen Abende. Ihr Körper, den er nur durch die Berührung im Tanzen kannte, schien viel schöner zu sein und auch reizvoller, als er angenommen hatte. Er gab sich um sie als Frau rechte Mühe; denn er war doch zu diesem Zweck gekommen.

„Ach ja", sagte sie und wollte seine Bosheit nicht gelten lassen, „du warst ja angeblich gestern noch bei ihm."

„Ich war in der Tat bei ihm."

„Das war doch eine so wichtige Unterredung ..."

„Eine sehr wichtige, Lieschen."

„Worüber habt ihr denn so Wichtiges gesprochen – na?"

„Über das Gewissen, Lieschen."

Sie sah ihn nachdenklich an. – „Was ist er denn?" fragte sie nach einer Weile.

„Er ist Arzt", sagte er.

„Wie heißt er denn mit richtigem Namen?"

Hoff lächelte wieder. „Das habe ich zu fragen vergessen, Lieschen." – Sie schüttelte den Kopf: das glaube sie natürlich nicht. – „Dann heißt er also Hoffnung", meinte Hoff, „für einen Arzt ein sehr hübscher Name."

„Bist du denn krank, Hoff – ich meine wirklich krank, nicht nur ein bißchen vergrippt."

„Ja was soll man da sagen", überlegte Hoff, „da ist das Herz, da sind Lunge, Nieren, Magen, da ist der Kopf – am wenigsten gesund scheint mir der Kopf, Lieschen."

Das war kein Anfang für ein Liebesgespräch. Hoff war mit sich wenig zufrieden. Er fühlte sich schwunglos und verkümmert. Ihm war auch, als schiebe sich der Raum, der seinem Leben noch zur Verfügung stand, immer mehr zusammen. Der kranke Kopf mochte keine Andeutung mehr sein, sondern schon eine Drohung. Er saß auf dem Sofa sehr niedrig, er sackte jetzt noch mehr zusammen, und alles um ihn herum war sehr groß, sogar die Frau. Ly ließ die Arme hängen und schaute auf ihn herunter. Sie hatte das richtige Gefühl, daß der Mann, der zur Frau kommt, nicht über Lunge, Niere und kran-

ken Kopf brüten dürfe und daß sie, die bereite Frau, falsch oder sogar ungebührlich behandelt werde. Sie glaubte auch nicht an seine Krankheit. Sie glaubte viel eher an seine Mißachtung und dachte an den letzten Abend und an sein Spiel mit ihr. Das war doch Spiel, sie anzuziehen und abzustoßen, zu reizen, zu verwirren, zu enttäuschen. Es war auch unheimlich und unverständlich, und seine Unterhaltung mit Hoffnung über das Gewissen gefiel ihr nicht. Aber hier war ihre Wohnung, jetzt war sie kein Tanzmädchen und hatte etwas zu sagen. Sie sagte: „Warum kommst du eigentlich zu mir, wenn du doch nicht gut zu mir sein kannst?"

„Ich kann ja", antwortete er angestrengt und winkte sie zu sich heran. Sie aber ging wieder in ihre kleine Küche.

Hoff hatte sie im gleichen Augenblick vergessen. Er war mit einemmal Gedanken einer ganz bestimmten Richtung ausgesetzt. Die Tat war rund um ihn herum, über ihm und unter ihm; sie konnte von allen Seiten auf ihn einschlagen und nützte ihre Überlegenheit mit überraschender Tücke aus. Er war wehrlos. Er wollte doch an die Frau denken, aber er hatte zu denken, was die Tat wollte. Sie traf ihn jetzt wieder aus der Richtung David Hertz.

Warum bist du nicht zu ihm gegangen, Hoff? Soll ich dir sagen, warum? Weil du wie jeder Ver-

brecher von einiger Intelligenz nicht gerade zu exponierten Stellen läufst. Jawohl, das hat nichts mit der Reife des Gewissens und Bruderschaft und großem Dialog der Seelen zu tun. Mein Lieber, du lügst, du lügst – du hebst Pappgewichte, und selbst dein Ringkampf mit der Tat scheint eine arge Schiebung!

Hoff sank nach vorne über auf das Sofa. – Mein Gott, das ist nicht wahr, ich weiß, daß es nicht wahr ist! Ich weiß, daß ich mich nicht drücke! – Bitte, mein Lieber: die Polizei kann, wie du weißt, auch ohne die sinnlose Anzeige Paulas auf David Hertz kommen. Es kann auf die einfachste Weise vor sich gehen. Sie wird Photos von dem unter Aufsicht Stehenden haben. Es wird ein fatales Album sein, das der Sekretär zum Durchblättern bekommt. Keiner von allen Ähnlichen ist leichter zu haben als David. Bitte, Hoff, nimm den leichten Fall seiner Inhaftierung an. Du brauchst jetzt durchaus nicht hitzig zu folgern: daß er sagt, ich bin es nicht, aber ich weiß, wer es ist. Wie du ihn kennst, wird er das nicht tun. Er wird einfach sein Alibi nachweisen; es wird ihm etwas schwer fallen, weil er zur Zeit der Tat sein Haus verlassen hat, wie Paula behauptet. Es wird ihm aber doch der Nachweis gelingen, daß er sich auf einem harmlosen Spaziergang befand, wie an jedem Morgen. Gut, man wird es trotzdem nicht ohne

weiteres glauben und seinen täglichen Gewohnheiten nachforschen, falls man sie nicht schon kennt. Man kommt also unweigerlich auf die Imperial-Bar, und dort wird jeder Kellner aussagen, daß das Pseudonym Hoffnung von Hoff abgeleitet ist. Welche Deduktion für Tertianer, mein Lieber! Und wie du deine neue Bruderschaft und die Bartrasur zu bereuen haben wirst oder vielleicht in einer Ecke deiner winkligen Gedanken schon bereust! Und welche Schläue, nicht zu ihm hinzugehen, Hoff! Welche Schläue, nicht nach Haus zu gehen – man kann ja nicht wissen, Hoff... Und morgen gehen ja doch wohl noch Züge nach Basel, nicht wahr?

Er lag auf dem Sofa und hatte das Gesicht in den Kissen. – Sie rochen nach den Parfüms der Frau und auch nach ihren Haaren, deren leichten Duft er kannte; denn wenn sie tanzten, waren ihre grellen Locken seinem Gesicht so nahe, daß sie es manchmal kitzelten. So dachte er wieder an sie. Er wollte sich aufrichten, damit sie ihn nicht so sähe; aber das Liegen auf dem Gesicht war wohltuend: er sah nichts, er fühlte und roch nur.

Er hörte sie wieder hereinkommen und bettelte in die Kissen hinein: „Komm doch her!" Sie kam auch und beugte sich über ihn. Er fühlte ihre Brust an seiner Schulter. Sie sagte ihren alten Spruch: „Bei dir kenne sich einer aus." Sie legte ihr Gesicht

auf seinen Nacken. Das tat gut. Das sanfte kühle fremde Fleisch auf dem Genick nahm durch sein schmiegsames Gewicht die Last vom armen Kopf fort. Warum hatte er zu alledem noch die neue Angst vor der Krankheit des Geistes? Er dachte doch überscharf.

„Bleib so – bitte", flüsterte er, weil sie sich rührte. Sie bewegte leise ihre Lippen, fühlte er. Das war ein Ja oder ein Kuß.

Sie ist die beste, dachte Hoff, noch besser als der Zwerg, noch besser als David: das verpflichtet, verstehst du mich? Was es für gute Menschen gibt! Warum habe ich denn Angst, daß der Kopf den Kampf nicht aushält? Man wird doch wohl zumeist aus Einsamkeit wahnsinnig. Ich bin ja noch nicht einsam. Und warum sind die Gedanken manchmal so grob zu mir und so niederträchtig? Ich weiß doch, daß ich nicht wegfahren werde. Ich würde schon aus Widerspruch jetzt noch zu David gehen, wenn ich hinkäme: aber die erste Patrouille fängt mich ja ab. Ich bin wahrhaftig nicht so, wie ich beschimpft werde. Ich werde es schon noch beweisen. Oh, ich kenne meine Verpflichtungen ...

Lilly sagte plötzlich: „Ich habe dich viel zu lieb – dabei fällt man immer herein, das kenne ich." Hoff drehte den Kopf. Ihr Gesicht glitt über seine Wange ab und lag jetzt neben ihm auf dem Kissen. Sie sahen sich an.

Sie hat sich heute nicht zu ondulieren brauchen, dachte er; die schlichten Haare stehen ihr viel besser; und das Gesicht ist hübsch, trotzdem es katzenköpfig ist, mit den breiten Backen und dem winzigen Kinn; vielleicht ist es so hübsch, weil ich sie immer auf ihre Hübschheit anschaue: es hängt ja so viel von dem Blick ab, den man auf die Gesichter tut – weiß Gott, wie sich das Ministergesicht unter meinem Blick verhäßlichte, wenn er lebte.

Sie dachte: er liebt mich vielleicht doch; aber er hat schrecklichen Kummer, er sieht glattrasiert nicht einmal jünger aus, er sieht so aus der Nähe sehr mitgenommen aus, ganz zerknittert und zerrieben: ach Gott, ich bin viel zu dumm für ihn.

Er fragte sie, was sie mit dem Hereinfallen meine. Sie war verlegen, weil sie die Bemerkung innerlich ja schon zurückgenommen hatte. Sie küßte ihn und antwortete nicht.

„Du meinst vielleicht damit den Kummer, der dir von dem Mann allein zurückbleibt?" fragte er mit sanfter Hartnäckigkeit.

„Ich meine: einmal und dann Schluß", sagte sie es auf ihre Art.

Er strich ihr über Stirn und Haar. „Wenn ich nun selber Angst habe, daß du mit mir hereinfällst, Lilly?"

Sie hielt seine Hand fest, preßte sie gegen ihre

Wange und sagte sehr schön: „Wenn du Angst hast, ist ja alles gut."

Er dachte über ihre Antwort nach und bewunderte sie. Was für ein tiefer Sinn sprach aus der Frau und welches Vermögen an Freundschaft! Aufwand verlangt Aufwand, Bereitschaft verlangt Bereitschaft. Sie hat eine kleine, aber stämmige Stirn und feste Gelenke: sie hält etwas aus. Gab es eine größere Forderung an ihn?

Er richtet sie und sich auf. Sie lehnte sich an ihn und sagte, daß man überhaupt nicht so viel nachdenken sollte: es käme ja doch, wie es kommen müsse. Er lächelte und sah das nette Tischchen, das sie gerichtet hatte, mit sehr neuen Deckchen, Servietten und Bestecken, mit belegten Broten auf hübsch mit Grün garnierter Platte, mit Gebäck und schon entkorkten Flaschen. Er lobte ihre hausfraulichen Fähigkeiten. Sie hörte es gerne und bat ihn, zuzugreifen. Er gehorchte, um sie nicht zu kränken; aber er konnte nichts essen und hatte auch jetzt kein Verlangen nach dem Wein. Es war die gleiche Fritzenhölle, die er im Lokal getrunken hatte. — Was für ein dämonischer Name für einen Wein, dachte er und trank einen Schluck; denn er hatte mit ihr angestoßen. Sie schien Durst zu haben oder wollte lustig werden; sie trank ihr Glas auf einen Zug. — Es wird ja nicht lustig, lächelte er für sich und zerbröckelte das Gebäck auf

dem Teller. Sie brauchte nicht zu bemerken, daß er nichts aß. Sie lehnte sich neben ihm in die Kissen zurück, rauchte und schlug die Beine übereinander.

Sie hatte ungewöhnlich schöne Beine, langgestreckt, schlank und doch von ausdrücklicher Form, auch ganz ohne die peinlich sichtbaren Muskeln der Athletin. Hoff kannte sie gut. Es waren sehr selbstbewußte Beine, die gewohnt waren, betrachtet zu werden. Sie zeigte sie gerne, und jetzt zeigte sie auch, da das Kimono auf der Brust auseinanderklaffte, ihre sehr elegante Seidenwäsche, die sie ohne Zoll über Köln aus Brüssel bezog. Auch das wußte Hoff und lächelte wieder. – Es wird ja nicht lustig, wiederholte er sich. Aber sie konnte es nicht wissen.

Er begann. Er saß nach vorne gebeugt, den Arm auf das Knie gestützt, das Kinn in der Hand. Er sah von ihr neben sich nur ihre Beine, die jetzt noch leise wippten. Ihre Füße staken in pelzverbrämten Pantöffelchen von der Farbe ihres Kimonos. Er sprach leichthin und leise: Die abendliche Tanzfron ist häßlich. Die Freiheit heute tut wohl. Lilly zumal weiß sie zu nutzen. Sie hat ihre hübsche Wohnung und sie hat vor allem den Sinn für das Haus. Wenn sie Glück hat, dauert die Lokalsperre noch ein paar Tage. Sie ist also eigentlich, ohne es viel zu bedenken, kleine Nutznießerin eines öffentlichen Unglücks, wenn man den politischen Mord so bezeichnen will. – Hoff dachte

an die Liebende von der Weinstube, die es derber, viel derber gesagt hat. Er war versucht, ihren schlimmen Satz zu wiederholen, um die Wirkung auf Lilly zu beobachten; aber er ließ es doch sein. Bis hierher war alles glatt und schnell gegangen. Lilly wippte mit dem Bein und gab kleine zufriedene Antworten.

Jetzt fragte er: „Was sagst du eigentlich zu dieser Geschichte?" Sie fand sie scheußlich, eine Gemeinheit, ein Verbrechen, aber sie sagte es nicht gerade tief mitgenommen. Vielleicht ärgerte sie die Ablenkung. Er provozierte: „Gott – ein politischer Mord ..."

Sie antwortete sofort und schon schärfer: „Mord ist Mord. Ich verstehe die Leute nicht, die da von einer Heldentat reden."

„Ich auch nicht", sagte Hoff nach einer kleinen Pause.

„Außerdem", fuhr sie fort, „habe ich den Präsidenten sehr gern gehabt, weil er ein so gutes Gesicht hatte." Sie stockte über dieses gute Gesicht und wurde fast gehässig: „Und dann bin ich doch eigentlich auch Proletin, trotzdem ich mich parfümiere und seidene Strümpfe trage. Und dir gefällt vielleicht meine Meinung nicht, denn du warst ja ein feiner Herr!" Sie wippte immer noch mit dem Bein; aber jetzt war es wohl eine Art Trotz. Hoff war still. Sie wiederholte: „Mord ist Mord."

Er nickte und sagte leise: „Ja, ja, das Gesicht."

Ihr Bein stand still. „Welches Gesicht?" fragte sie.

„Sein Gesicht", antwortete er und stand auf.

„Wo gehst du denn hin?"

„Gleich, gleich." — Er ging hinaus.

Er holte die Zeitungen aus dem Mantel, alle Zeitungen, bis auf das liebloſe Abendblatt, das er in der Weinstube zurückgelassen hatte. Als er sich wieder zum Wohnzimmer wandte, sah er sie auf dem Sofa knien und ihm nachschauen. Er kam zu ihr zurück. Sie hatte ein erregtes Gesicht und sagte, sie habe einen Augenblick allen Ernstes gefürchtet, er wolle weggehen. — Warum denn? — Weil er ihr vielleicht wegen ihrer Meinung böse sei.

„Aber ich bin ja der gleichen Meinung, Ly."

„So", sagte sie zweifelnd und ließ sich zurückfallen; „und was willst du denn jetzt mit den Zeitungen?" Sie streckte sich aus, ein wenig gelangweilt. Er setzte sich wieder auf die Sofakante und sah jetzt nichts von ihr, die hinter ihm lag. Sie zog die Knie an und lehnte sie an seinen Rücken, nahe an ihn heranrückend. Es war vielleicht ihr letzter Versuch mit ihm.

„Ich habe sein Gesicht mitgebracht", sprach er und entfaltete die Großaufnahme.

„Warum?" fragte sie.

„Weil es ein gutes Gesicht ist, wie du selber sagtest."

Sie bewegte die Knie in seinem Rücken. „Ich will lieber dein Gesicht sehen", bat sie leise.

Er bückte sich noch weiter von ihr weg, sie rückte nach. „Sein Gesicht geht vor", sagte er bedrückt und schaute es an.

„Kanntest du ihn denn?"

Er schwieg.

„Du lieber Gott", meinte sie unwillig, „und wenn ich das Gesicht unsympathisch und die ganze Geschichte uninteressant gefunden hätte?"

Er bewegte den Kopf. „Dann würde ich dich vom Gegenteil überzeugen, Kind."

„Ach", machte sie.

Hoff schaute das Bild an und konnte sich schon sagen, daß es ein vertrautes Bild war. Es war ihm viel näher als noch vor einer Stunde und quälte ihn auch nicht mehr. Er ging wohl den richtigen Weg. Das Gesicht in seiner Gutmütigkeit wird schon auf ihn warten. Es war ganz still im Zimmer. Es war eine Stille, die ihm Raum gab und ihm nicht Raum nahm. Auch die Frau rührte sich nicht; aber sie drückte noch immer auf sein Kreuz.

„Ich will dir jetzt sein Gesicht erzählen", begann er.

„Was hast du nur mit ihm?" fragte sie still, von der schweren Stunde schon angerührt.

„Es gibt", sagte er mit einer Zärtlichkeit, die sie verstörte, „es gibt auf der ganzen Welt keinen Menschen, dem ich es lieber erzählte."

Ich habe bald Angst, dachte sie; doch sie sagte keinen Einwand mehr.

„Sieh mal: seine Stirn ist jung, seine Augen sind jung, das übrige Gesicht ist alt, die Nase ist unschön, der Mund ... es scheint gut, daß er den Bart trägt — auch der Mund ist häßlich ... ich weiß nicht, ich weiß nicht, — ich soll es vielleicht nicht so ansehen: es wird nicht schöner dadurch ..."

Hoff hörte schon auf. Vielleicht deckte der verfluchte rote Lampenschirm, der noch dazu schräg hinter ihm am Kopfende des Diwans stand, die Sicht zu. Vielleicht bekam er wieder seinen Anfall von Feigheit. Er ließ mutlos den Arm mit dem Blatt sinken. Lilly zog mit einemmal die Knie von ihm fort. Er war ganz allein.

Er hatte eine tiefe Schwäche zu bestehen und gab etwas nach. „Warum nimmst du sie von mir fort", jammerte er leise. Sie war gehorsam, aus Güte, aus Liebe, aus Angst, und schob sich wieder zu ihm hin. Er lehnte sich ein wenig fester gegen sie, sann eine Weile nach und sagte dann: „Sein Gesicht zum Schluß."

Lilly drückte vor Herzklopfen die Augen zusammen. – Er hat einen kranken Kopf, dachte sie, und das ist nicht einmal alles. Sie nahm ihren Mut zusammen und fragte kehlig: „Sag mal, Hoff, warum hast du eigentlich gestern nacht mit dem – dem Doktor Hoffnung über das – über das Gewissen ... Sag mal, Hoff, hat er etwas angestellt – oder hast du ..."

Hoff hörte nicht auf sie. Er blätterte in den Zeitungen, suchte ein Blatt aus und reichte es ihr über die Schulter, ohne sich umzusehen. Er bat sie, ihm den Aufsatz „Lebensgang des großen Volksmannes" vorzulesen; sie sei näher am Licht.

„Muß denn das sein?" fragte sie gequält.

„Hilf mir doch", bat er.

Sie setzte befangen an und las mit ihrem dünnen hohen Stimmchen wie ein von der Aufgabe geängstigtes Schulmädchen, sich oft versprechend. Der Inhalt war übrigens nichts Besonderes: 1860 geboren, Sohn von Kleinbürgern, Autodidakt, Volksschullehrer, Entlassung, Anarchist, Gefängnis, Parteifunktionär, Gefängnis, Parteiredakteur, Gefängnis, Schweiz, Barcelona, Paris, Generalstreik 1906, Gefängnis, Parteiführer, Abgeordneter, Krieg, Antikriegspropaganda, Gefängnis, Revolution, Befreiung, Regierungschef – Mord.

Hoff hörte stumm zu, ein anderes Bild des Mini-

sters auf den Knien, eine Momentaufnahme des Lachenden, der seine kräftigen Zähne zeigte. Als Lilly geendet hatte, schwieg er eine ziemlich lange Zeit. Sie hüstelte wie nach dem Tanzen und sagte, daß sie müde sei und ins Bett gehen möchte. Er schüttelte den Kopf und antwortete kurz: „Noch nicht." Sie rührte sich nicht. Er bat sie, den Tatbericht auf der ersten Seite vorzulesen. Sie begann nicht. Er bat sie: „Lies doch!" Sie weigerte sich mit flatternder Stimme. Er schrie: „Lies!" Sie weinte. Dann begann sie mit halber Stimme, die allmählich erlosch. Sie flüsterte tonlos.

Hoff hatte den Kopf zwischen den Händen. Es sah aus, als hielt er sich die Ohren zu. Sie flüsterte immer schneller, sie übersprang auch Zeilen. Sie war fertig.

Er sagte: „Falsch, ganz falsch."

Es waren die gleichen Worte und der gleiche Tonfall wie gestern nacht im Auto nach ihrer Geschichte von dem Selbstmörder. Sie sah, wie der Rücken neben ihr ganz rund wurde und wie er in der furchtbaren Anstrengung die Schultern hob und den Kopf einzog.

Sie nahm vor Angst ein Kissen und biß hinein.

Doch er sprach jetzt recht ruhig: „Sieh dir nur das Gesicht an. Es ist eigentlich ein erstauntes Gesicht, und es ist so gut, weil es so ahnungslos ist. Man soll es nicht glauben: aber er lachte noch einen

Meter vor dem Tod. Er lachte so wie hier, mit großen gelben und etwas vorstehenden Zähnen. Man soll es nicht glauben, wie er geschrien hat, durch die beiden Schüsse hindurch, und wie er stand, stand, stand und sich nach hinten abbog und das Kinnbärtchen in die Höhe stieß und dabei immer noch ein erstauntes Gesicht hatte, wie mir schien – wie mir schien ..."

Sein Kopf ging nach links, rechts, vorne und hinten, als hätte er den Halt verloren. Seine Hände flogen in die Luft und suchten dann rückwärts nach ihr. Er fand sie auch. Sie hatte sich weit von ihm weg an die Wand gedrückt. „Bleib doch noch eine Minute", bettelte er, trotzdem sie sich nicht rührte.

Er drehte sich nach ihr um. Sie fuhr sofort in die Höhe. Ihr Gesicht war blank vor Schweiß, rotgefleckt und verschwollen.

Jetzt habe ich auch sie noch häßlich gemacht, dachte er.

Sie sagte mühsam: „Du schläfst wohl hier", glitt an ihm vorbei und stand auf. Sie war jetzt wieder sehr viel größer als er. Er sah zu ihr hinauf. Sie blieb stehen und ließ die Arme hängen. Er sah, daß ihr das Kinn zitterte. „Laß mich jetzt gehen – bitte!" flehte sie mit schwerer Zunge, „ich kann ja nicht mehr!"

„Ja, ja", sagte er, „ich gehe auch morgen ganz früh. Ich nehme die Hausschlüssel. Ich schicke sie dir wieder – durch Paula", fügte er hinzu.

Sie gab ihm mit einer wunderschönen Bewegung der Schulter die Hand. Dann ging sie in das Schlafzimmer und schloß die Tür. Dann war es ganz still im Raum. Sie mußte hinter der Tür stehengeblieben sein.

Ob sie zurückkommt? dachte Hoff fiebrig. Ich will ihr ja nur sagen, daß ich jetzt schlafen kann. Sie glaubt sicher, ich könne nicht schlafen...

Dann drehte sie mit unendlicher Vorsicht den Schlüssel um. Aber er hörte es doch.

Spiegelfechter

In dieser Nacht hatten die Gewerkschaften den Generalstreik beschlossen, um gegen die Tat zu protestieren und die Gegner zu warnen. Als Hoff zu früher Stunde Lillys Haus verließ, waren die Straßen verhangen und trübselig wie gestern morgen auch, aber dazu noch träge und gleichsam lebensmüde. Er sah keine Fahrzeuge, mit Ausnahme von ein paar Radfahrern, und die Fußgänger gingen in freudloser Sicherheit zwischen den Trambahnschienen.

Hoff ging nicht nach Hause. Er trank in einer Bahnhofswirtschaft Kaffee und wartete dort, bis es acht Uhr war. Es war der Fernbahnhof für die Züge nach dem Süden. In der Halle und in den Warteräumen standen viele Reisende, die nicht wegfahren konnten, weil auch kein Fernzug abgelassen wurde, die immer noch auf eine Einsicht der Eisenbahner hofften und sich die Zeit mit Schimpfen vertrieben. Hoff schlenderte zu den Tafeln mit den Fahrzeiten und konnte lesen, daß der Zug in die Schweiz um sieben Uhr fünfundfünfzig abgehen sollte. Es machte

ihm ein wenig Spaß, daß der Plan, der so überaus sicher mit der Zeit umging, heute auf überraschenden Ungehorsam stieß und ganz vergeblich die zukünftigen Stunden auf die Strecke verteilte. Er freute sich über die allgemeine Insubordination, weil auch er aus dem Befehlsbereich herausgekommen war. Er war nicht unruhig, sondern sehr gespannt, beinahe neugierig, wie es nun mit ihm gehen werde. Denn er wußte es noch nicht. An das Geständnis, das er der Lilly Schmid abgelegt hatte, dachte er mit Genugtuung, ohne es für seine Person zu überschätzen. Es war eine private Erleichterung, die er sich verschafft hatte, nicht mehr. Es war keineswegs eine Abzahlung auf seine Schuld. Daß ihn die Frau anzeigte, hielt er für ausgeschlossen. Diese Gewißheit allein machte die Beichte in höherem Sinn wertlos.

Er kaufte sich die ersten Zeitungen und las, auf der Rampe der Gepäckannahme sitzend. Er erfuhr nicht viel Neues. Die Regierung, durch den Tod des Führers durchaus nicht kopflos und ihre Truppen scheinbar in der Hand, verstand ein Kraftgefühl zu zeigen, das bisher eine Gegenkraft nicht einmal zu notieren brauchte. Es war also noch zu keinem Zusammenstoß gekommen. Es blieb eigentlich alles, wie es war. Hoff nickte höhnisch. Wie es sich verlohnte! Die Regierung hatte zureichenden Grund gefunden,

gegen unliebsame Persönlichkeiten der Opposition schärfer vorzugehen: das war alles.

Unter den Verhafteten war sogar ein führendes Ligamitglied, Herr von Koppen, früherer Seeoffizier, der auch bei der letzten Führersitzung dabei war. – Ach, der nette kleine Koppen, dachte Hoff, da holen sie sich natürlich den Harmlosesten; man hätte es sich fast denken können, daß dieser Parsifal mit den Frauenwimpern und dem gläubigen Gemüt hereinfallen wird; dabei hat er eigentlich nichts anderes getan als Ja gesagt und den jeweiligen Frager leuchtend angesehen. – Hoff schüttelte den Kopf: ist das alles, was ich über den Fall zu denken habe? Geht mich das alles wirklich so wenig an? – Der kleine Koppen tut mir leid – mein Gott, ja; aber ich suche etwas anderes. Ich kann mir nicht helfen: diese Menschen und diese Probleme liegen so weit zurück ...

Er las weiter. Die Vorbereitungen der Regierung gegen eine Offensive des Freikorps Hartmann schienen durchaus zu genügen, um die Gefahr zu bannen oder sogar im Keim zu ersticken.

Natürlich: das war zu riskieren. Das war eben Kriegsglück. Eine mißglückte Offensive ist keine Ungewöhnlichkeit. Ein vergeblicher politischer Mord ist keine Seltenheit: er ist nur schlimm für den Mörder. – Hoff verzog das Gesicht. Schlimm? Mord ist Mord, nicht wahr? Was nützt es mir, wenn die Tat

die heftigsten politischen Folgen hätte. Ich habe den politischen Zusammenhang verloren, auch wenn es anders stünde.

Hoff suchte auch nicht Situationsberichte oder Meldungen über seine Kampfliga: er fahndete nach der Person des Ministers; doch er fand nicht viel. Die eigene Arbeit am Bilde des Toten schien ihm bedeutender. Er las ein paar programmatische Tagebuchblätter, die nicht sehr aufschlußreich waren und sich auch nicht viel über das Niveau einer mehr in die Breite als in die Tiefe wirkenden Rhetorik erhoben. Er fand nur einen Satz, der ihm gefiel: eine schöne Huldigung seiner Frau, ihrer Kameradschaftlichkeit, ihrer Einsicht und ihres unerschütterlichen Sinnes für menschlichen Anstand. Hoff erinnerte sich an das gemeinsame Bild des Ehepaares in einer der illustrierten Zeitschriften. Er hatte sie bei sich – er hatte alle Zeitungen mitgenommen. Er suchte die Photographie heraus und prüfte das Gesicht der Frau. Es war eine kleine Momentaufnahme: man konnte nicht viel mehr sehen, als daß es ein sympathisches Gesicht war, von schlichter Klugheit, und daß die bescheidene Frau etwa fünfzig Jahre zählen mochte. Hoff nickte; ich glaube, sie wäre für mich sehr wichtig, überlegte er.

Er sah auf die Uhr: es war viertel nach acht. Er ging in den nächsten Friseurladen und ließ sich

rasieren. Bartstoppeln waren ihm von jeher unangenehm, bis zum Gefühl eines seelischen Unbehagens. Er gehörte zu den wenigen Männern, die sich gerne rasierten, aus Freude an der scharfen Arbeit der Klinge. Im Krieg war seine Angst vor dem Bart das ewige Gespött seiner Kameraden. Er sah auch jetzt keinen Grund, sich zu vernachlässigen. Sein großer Kampf ging ja gegen die Nachlässigkeit. Er wollte nicht resignieren, sondern mit sich ins reine kommen. Stoppeln machten das Gesicht auch „kriminell", wie er es nannte. Er mochte unrasiert nach Basel geflohen sein; aber er durfte nicht verwahrlost zu David Hertz gehen. Immerhin machte er es sich klar.

Da er sich bis neun Uhr Zeit gab, ließ er sich auch die Haare schneiden und waschen. Der Gehilfe griff mit kräftigen Fingern tüchtig an die Kopfhaut. Hoff tat es zuerst ziemlich weh, weil ihn die Haarwurzeln wie nach einem Rausch schmerzten; aber dann bekam er einen klaren Kopf. Er war beinahe guter Stimmung und gab reichliches Trinkgeld.

Vom Friseur ging er in ein Wäschegeschäft und kaufte sich einen Kragen, den er in einem Waschraum des Bahnhofs anlegte. Den getragenen Kragen ließ er in der Tüte zurück. Die Wartefrau lief ihm mit dem Fund nach. Er dachte plötzlich und gegen seinen Willen an das mögliche Indizium und nahm den Kragen dankend an sich.

Es war viertelzehn geworden; er konnte sich endlich anmelden. Er ging in eine Telefonzelle des Bahnhofs und verband sich mit Hertz. Wieder, wie vorgestern nacht, war er sofort am Apparat, als ob er auf den Anruf gewartet hätte, und fragte sein leises: „Ja?" – Hoff fühlte über die Stimme eine große Freude. Dem Freund war noch nichts geschehen. Er meldete sich vorsichtig (vielleicht wurde auch Hertzens Telefon überwacht): „Hallo – wissen Sie, wer spricht?" – „Ja." – „Darf ich Sie besuchen?" – „Ja." – „Wann darf ich kommen?" – „Wann Sie wollen." – „Darf ich jetzt kommen?" – „Ja." – „In einem halben Stündchen – es verkehren ja keine Taxi wegen des Streiks." – „Gut."

Auf der anderen Straßenseite von Hertzens Haus promenierte Zwerg Paula. Als er Hoff kommen sah, blieb er unschlüssig stehen, weil er nicht wußte, ob ihn der andere sehen wollte oder nicht. Hoff war über den Zwerg nicht sonderlich überrascht; er vermutete ihn entweder hier oder vor dem Hansmannschen Haus. In der ersten Regung wollte er ihn übersehen; dann wollte er ihn mit dem Schlüssel zur Lilly Schmid schicken; schließlich aber überlegte er, daß er ihn ruhig als Wach- und Horchposten auf seinem Platz lassen sollte. Er ging an ihm vorbei

und fragte, ohne stehenzubleiben: „Neues?" – „Nichts", sagte Paula, der die Technik des Gesprächs sofort begriff und langsam in entgegengesetzter Richtung weiterschritt, „Hertz zu Haus – aber warum Besuch?"

Diese Frage war eine Dreistigkeit, mochte sie auch durch die Sorge des Kleinen verständlich sein. Hoff ging ohne ein Wort über die Straße und läutete an der namenlosen Vorgartentür. Das Häuschen lag still und sauber, mit hochgezogenen Rolläden. An dem Fenster, von dem gestern die Gardine fortglitt, rührte sich nichts. Hoff freute sich auf das Haus, als gehörte er hinein. Das Pförtchen vor ihm surrte und ließ sich aufdrücken. Hoff ging über gepflegten Kies. In der Haustür stand ein Hausmädchen mit ernstem und etwas kränklichem Gesicht unter dem weißen Häubchen. Rote Backen gehören nicht hierher, dachte Hoff. Das Mädchen fragte nicht nach dem Namen, sondern sagte nur, daß Herr Hertz warte. Sie führte den Gast zur Bibliothek, die Hertz selber öffnete, als sie klopfte.

David gab ihm ruhig und freundlich die Hand, aber unterließ jede Formel einer Gesprächseinleitung. Er sagte nicht einmal guten Tag, er sagte gar nichts. Die Hunde Barry und Bia saßen auf ihren Sesseln und bellten nicht, sondern wedelten nur gemessen mit den Schwänzchen. Hoff wußte nicht, ob

es bei ihnen Wiedererkennen oder Hausdisziplin war. Hertz bot ihm mit einer Handbewegung den gleichen Sessel an, den er gestern nacht gehabt hatte. Er selber setzte sich an seinen Schreibtisch und drehte nur den hochlehnigen Stuhl ein wenig in die Richtung des Besuchers.

Die Bibliothek war ein Eckzimmer und hatte zwei Fenster zur Straßenfront. Vom Schreibtischplatz aus konnte Hertz durch das eine Fenster die Straße überschauen. Hoff stand von seinem Sessel auf und blickte hinaus. Er sah die Vorgartentür des Hauses und auf der anderen Seite den promenierenden Zwerg. „Sie sehen ihn, nicht wahr?" fragte er David.

„Ja", sagte Hertz.

„Sie standen doch gestern vormittag an diesem Fenster, als ich vor der Tür war?"

„Ja", sagte Hertz.

Hoff ging an seinen Platz zurück. Hertz sah mitgenommen und müde aus und blickte beharrlich auf die Schreibmappe vor sich.

Wenn er für sich fürchtete, überlegte Hoff, dann hätte er mich ja nicht kommen zu lassen brauchen. Vielleicht ist seine Depression die Regel; ich sprach ihn ja noch nicht am Tag. Vielleicht aber gilt sie doch mir. — Hoff wurde etwas unruhig: vielleicht sieht er meinen Fall hoffnungsloser als ich. — Er fragte:

„Warum haben Sie mich gestern nicht hereingewunken?"

Hertz schüttelte den Kopf und gab keine Antwort; er sah nicht einmal auf.

„David", fragte Hoff bekümmert, „bedrückt Sie meine Gegenwart?"

„Natürlich", sagte Hertz.

„Aber warum ließen Sie mich dann kommen?"

Hertz hob langsam die Schulter. „Wie kann ich es Ihnen abschlagen." Er setzte nach einer Weile hinzu: „Ihr Dasein bedrückt mich, nicht Ihre Anwesenheit."

Hoff fuhr auf: „Hätte ich mich schon umbringen sollen?" fragte er grob.

„Nein", entgegnete Hertz sanft, „Sie mißverstehen mich."

Hoff sagte sich: da ist bei ihm eine andere Angst, die Angst vor mir als Beispiel eines Schuldigen und eines Kämpfers um die Schuld. Er fürchtet vielleicht mein Vorbild; denn er gibt sich ja in seinem Kampf mit dem Gewissen – wenn er überhaupt kämpft und nicht nur philosophiert – mit dem Remis zufrieden, also mit der Resultatlosigkeit. Ich nicht – ich glaube: ich nicht. Doch das kann er ja noch nicht wissen. Oder rechnet er schon mit allen Möglichkeiten?

Hoff fragte leise: „Haben Sie daran gedacht, mich anzuzeigen?"

Jetzt sah ihn Hertz an. Hoff kannte schon diesen klugen und klaren Blick. Hertz antwortete mit einer Gegenfrage: „Haben Sie denn damit gerechnet?"

„Sie meinen: der Bequemlichkeit wegen", gab Hoff sehr ernst zurück.

Hertz dachte nach, ohne den Blick von ihm fortzunehmen, und entgegnete: „Ich glaube, ich weiß, was Sie mit Bequemlichkeit meinen."

Hoff nickte ihm zu: „Ich will es mir nicht bequem machen, David, das verstehen Sie doch auch. Also rechnete ich nicht mit Ihrer Anzeige. Ich dachte daran nur einen Augenblick; das war gestern vormittag, kurz nachdem ich von Ihrem Haus wegging, und das war in einer Art Erfrorenheit des Gefühls. Trotzdem schämte ich mich gleich darauf, so maßlos niedrig dachte ich — Sie würden gar nicht darauf kommen, Hertz. Ich sollte davon nicht erst sprechen; aber wir sind ja nun einmal zueinander ehrlicher als vielleicht gut ist."

Hertz senkte wieder den Kopf. „Das ist schon möglich", sagte er. „Und Sie dachten in jenem Augenblick einfach aus Mißtrauen, daß ich Sie anzeigen würde?"

„Zu wenig", sagte Hoff, „ich dachte niederträchtig, das heißt: ich blieb nicht einmal bei dem Mißtrauen stehen. Ich dachte: wenn er mich anzeigt, zeige ich ihn an."

Hertz fuhr mit dem Finger über die Lederpressung der Schreibmappe. Dann sagte er: „Ich war heute nacht einen Augenblick so verzweifelt, daß ich nur den einen Wunsch hatte: Sie nicht mehr zu sehen."

„Warum?" fragte Hoff traurig.

„Weil ich unsere Freundschaft verwünschte."

„Aber warum nur!" klagte Hoff, „vielleicht halte ich mich nur durch sie!"

„Aber ich mich nicht – ich mich vielleicht nicht", erwiderte Hertz. „Sie sagten ja selber vorhin, daß Sie gegen sich selber unbequem werden wollen, und Sie sprechen jetzt von dem Halt durch die Freundschaft. Unter Umständen habe ich also darunter zu leiden. Und eben solche Gedanken kamen mir in der Nacht."

Hoff lehnte sich zurück. Im Grunde rührten ihn Davids Nachtgedanken wenig. So kamen sie auch nicht weiter. Er fragte ein klein wenig verletzend: „Was wäre also die bequemste Lösung für Sie gewesen?"

„Wenn Sie ins Ausland geflohen wären", antwortete Hertz ehrlich, und er setzte noch hinzu: „natürlich!"

„Ich denke nicht daran", sagte Hoff überraschend scharf.

Hertz winkte mit der Hand ab, als hätte er von dieser Auseinandersetzung genug. Er sah aus dem

Fenster und fragte mit einer Kopfbewegung: „Der da ist Ihr Faktotum, nicht wahr?"

„Ja", sagte Hoff, um keine weiteren Erklärungen zu geben.

„Warum überwacht er mich eigentlich? Er war gestern vormittag auch schon da."

„Nicht in meinem Auftrag", entgegnete Hoff. Er überlegte, ob er noch mehr sagen sollte.

„Als selbständiger Aufpasser ist er mir noch unangenehmer", bemerkte Hertz. „Schicken Sie ihn nachher, bitte, fort."

„Ich habe keine Befehlsgewalt über ihn", widersprach Hoff.

Hertz senkte den Kopf. „Wir geraten ja schon auseinander", sprach er leise.

„Nein", sagte Hoff, „dazu hängen wir zu fest zusammen. Paula beobachtet, ob die Polizei zu Ihnen kommt."

Hoff paßte scharf auf; doch Hertz erschrak nicht. Er fragte nur: „Zu mir? – Aus welchem Grund?"

„Der Sekretär des Ministers hat mich vorgestern früh an der Mordstelle flüchtig gesehen; ich war in dem Augenblick ziemlich außer mir. Er kombinierte richtig und gab nach dem Attentat eine ungefähre Beschreibung meiner Person."

„Das habe ich gelesen", warf Hertz ein.

„Gut. Die Polizei könnte dadurch auf Sie kom-

men, weil Sie ihr bekannt sind und das Signalement auf Sie ungefähr paßt. Ich halte es für unwahrscheinlich, Paula nicht."

Hertz drehte einen Bleistift in der Hand. „Ich halte es auch für unwahrscheinlich", sagte er einfach.

„Und wenn sie doch kämen?"

Hertz lächelte sogar: „Ich habe es ja nicht getan, Hoff."

„Sie sagten in diesem Fall wohl auch nicht, wer es getan hat, David?"

Hertz fuhr nicht auf, wie es Hoff erwartet hatte oder wie er es wohl an Davids Stelle getan haben würde, sondern schüttelte nur den Kopf und sagte nein.

„Allerdings", fuhr Hoff fort und begriff seine Tonart nicht mehr recht, „allerdings wäre dann auch für einen sehr unbegabten Kriminalisten der Schluß von Hertz über Hoffnung auf Hoff eine knappe Tagesarbeit."

„Möglich", gab Hertz zu.

„Also hat Paula für uns seinen Wert."

Hertz zog die Stirn zusammen und antwortete nicht. Hoff dachte: wir sind auf eine ganz falsche Bahn gekommen, durch meine Schuld. Ich benehme mich wie ein Hanswurst von einem Privatdetektiv. Doch diese eine Feststellung bin ich ihm nach alledem noch schuldig. Er fragte, und es war wieder eine

törichte Anmaßung in seiner Stimme: „Aber daß Sie noch von Ihrer Affäre her unter inoffizieller Polizeiaufsicht stehen, Hertz, das wissen Sie doch?"

Hertz machte wieder die merkwürdige Bewegung von neulich abend: er fuhr sich mit dem Handrücken über Kinn und Wange, wie man es nach dem Rasieren zu tun pflegt. Dieses Mal wirkte es wie ein heftiges Zeichen des Überdrusses. Er ließ sich auch mit der Antwort Zeit. Schließlich sagte er unerwartet laut: „Das weiß ich – das weiß ich!" und ließ die flache Hand auf die Schreibmappe fallen.

Hoff und die Hunde erschraken. Die laute Stimme und der Schlag beendeten seine Geduld und den ganzen unerträglichen, verrannten, schiefen Dialog. – Wir kämen ja auch nicht weiter, dachte Hoff, nervös durch das Gefühl, sich verlaufen zu haben. Die Schotten Barry und Bia nahmen es noch ernster. Sie sprangen fast gleichzeitig von ihren Sesseln, gingen einer hinter dem anderen zur Tür, die Vierkantköpfe nahe über dem Boden vor sich herschiebend, auch die Schwänzchen betroffen hängen lassend, und kratzten zaghaft. Hertz stand sofort auf und öffnete ihnen. Hoff war dieses Mal über ihre Trennung von den Menschen nicht unzufrieden; er wollte mit Hertz ganz allein sein: man mußte ja von vorn anfangen. Auch er stand auf.

Hertz blieb vor ihm stehen und sah ihn an, un-

freundlich. – Jetzt sagt er mir etwas Böses, dachte Hoff; vielleicht hat er sich nur vor den Tieren geschämt.

Hertz, mit der sparsamen Bewegung seiner Lippen: „Mein Lieber, Sie sind recht sicher für so kurze Zeit. Es sind doch erst vierundzwanzig Stunden her. Sie zeigen sich ja beinahe vergnügt. Sie sind überlegt und überlegen. Sie scheinen die Konflikte vorher erledigt zu haben. Da kann man es sich leicht unbequem machen, schon um nicht aus der Heldenfasson zu kommen."

Hertz ging an ihm vorbei und setzte sich wieder an seinen Schreibtisch. Hoff blieb auf seinem Fleck stehen und wollte sich beruhigen. Nur keine Empörung, nur kein Gezeter über Ungerechtigkeit und Verkennung! Schließlich war er selber zu sich noch gröber gewesen. Und Hertz war viel mehr aus Angst für die eigene Gewissenskonstruktion auffässig als aus Überzeugung von des anderen Gewissenlosigkeit.

„Ich möchte Sie etwas fragen", begann Hoff bescheiden und ging an den Schreibtisch heran. „Ich habe jeden politischen Zusammenhang mit der Tat verloren. Wie erklären Sie sich das?"

„Sie werden ihn wohl niemals gehabt haben", antwortete Hertz sofort.

„Das scheint mir nicht ganz richtig", wandte Hoff

ein; „ich war Organisator und Leiter des Aktionskomitees und arbeitete folglich mit politischen Begriffen und Zuständen. Das ist sogar ganz falsch, mein Lieber", setzte er lauter hinzu, „denn ich habe die Tat aus politischen Motiven begangen. – Ich bin ja schließlich kein Raubmörder."

Hertz streifte ihn mit einem Blick: „Sie sprachen neulich vom Gehorsam des Soldaten. Bleiben Sie doch dabei."

„Ich bin dabei geblieben. Deshalb habe ich die Tat getan. Aber der Gehorsam reichte nur bis zu den Schüssen, genau gesagt, bis ich das Auto in die Garage zurückgebracht hatte. Ich hatte schon vorher nicht erwartet, daß der Gehorsam weiter reichte oder mir gar helfen könnte, mit der Tat fertig zu werden wie mit dem Minister. Das habe ich nie erwartet, David. Aber daß ich auch – bei immer stärkerer Beschäftigung mit der Tat selber, also mit dem Mord, David!..."

Er sprach nicht weiter und drehte sich um, in plötzlicher Erbitterung über das ewig unberührte Gesicht Hertzens. Er riß die Zeitschriften mit den Ministerbildern aus der Tasche und warf sie auf den Schreibtisch.

Hertz nahm sie und sah sie sich an.

„Auch das mit den Bildern haben Sie von mir", sagte er dabei.

„Unsinn!" rief Hoff böse, „ich dachte gar nicht daran! Und das ist doch gerade umgekehrt! Wenn Sie jetzt Ihre Frau ansehen, dann wärmen Sie nur Ihre alte Liebe auf! Wenn ich seit zwölf Stunden dieses Gesicht ansehe, dann will ich eine neue Liebe eingehen!"

Er pflanzte sich vor dem Schreibtisch auf, legte seine Hände auf das große Ministerbild und sagte brutal: „Der Mann ist mir schon jetzt viel näher und viel wichtiger als Sie, David – damit Sie es wissen."

Hertz senkte den Kopf noch etwas mehr und kniff die Augen auf seine kurzsichtige Art zusammen, als sähe er noch nicht genug. „Ich bin ja nicht eifersüchtig", meinte er leise.

Hoff schüttelte den Kopf. „Sie reizen mich, Hertz. Stecken Sie doch nicht den Kopf in den Sack. Bei uns geht es um die Schuld. Bei uns geht es also um den Kopf."

Hertz richtete sich langsam auf und wich mit dem Oberkörper zurück, bis er an die hohe Rückenlehne stieß. Er war sehr blaß und hatte winzige Schweißtropfen auf den Nasenflügeln. Er fragte: „Was geht Sie meine Schuld an?" Er öffnete dabei kaum die Lippen; aber er sah nicht hochmütig aus, sondern verzweifelt.

Hoff entgegnete kalt: „Soll ich Sie das gleiche

fragen, David, oder soll ich auch ohne Frage fortgehen?"

Hertz sah von ihm fort durch das Fenster. Dann gab er nach. Er suchte nach einem Anschluß, der das Gespräch neutralisieren konnte. Seine Stärke lag im geistigen Abstand von den Dingen. Im Nahkampf war ihm der muskulöse Hoff überlegen; das hatte er jetzt erfahren. „Sie fragten mich vorhin nach dem Grund Ihrer politischen Indolenz", versuchte er zurückzugreifen.

Aber Hoff wollte nicht mehr kehrtmachen; vielleicht war seine erste Frage auch nur der Schlüssel, um die zugefallene Tür wieder zu öffnen. Jetzt unterbrach er entschlossen: „Bemühen Sie sich nicht, Hertz. Ich weiß inzwischen die Antwort selber. Ich bin kein Gleichgültiger, sondern ein Überläufer. Ich gehöre innerlich schon ganz und gar auf die Seite des Toten."

War das Hohn oder eine Wahrheit, die erschüttern konnte, oder setzte jetzt die Verwirrung des Geistes ein, die Hertz schon hinter ein paar früheren Worten des anderen zu spüren vermeinte? Er sah Hoff prüfend an; doch der blieb in seinem Schwung: „Jetzt zweifeln Sie an meinem Verstand, David, und einige Male, heute und gestern, fragte ich mich selber: aber der Kopf, aber der Kopf? – Aber der Kopf, mein Lieber, macht schon mit, und wenn auch

nur noch so ausgeklügelt lange, wie in anderer Funktion der besagte Soldatengehorsam."

Hertz trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. Jetzt griff er an: „Wie lange? – Los, los, Hoff, wir sind soweit: wie lange macht der Kopf Ihre Sprünge mit und wo werden Sie schließlich hingelangen? – Ich darf die bisherige Summe ziehen: aus dem politischen Mord ist ein gemeiner Mord geworden ..."

„Bravo", unterbrach Hoff und beugte sich über den Tisch, „Mord ist Mord. Aber diese Formel stammt nicht von mir, sondern von meiner Partnerin Ly, der ich heute nacht den Fall unterbreitete."

Hertz sprang auf. „Hoff, Sie sind krank!"

Hoff beugte sich, die Lippen wie in körperlichen Schmerzen von den Zähnen ziehend, immer weiter über den Tisch. Dann legte er den Kopf auf die Platte, es schüttelte seine Schultern, und er hatte eine enge Stimme: „Warum denn krank, mein Lieber? – Du weißt doch, das ist eine Heilung – nein, das weißt du nicht: das ist eine Lust, zu gestehen! Ich gestände am liebsten jedem anständigen Menschen! Schade genug, daß ich dir nichts mehr zu gestehen habe!"

Hertz tat etwas Gutes: er strich ihm über das Haar, immer wieder. Hoff ließ es sich gefallen und beruhigte sich dabei. Er richtete sich auf, schüttelte

den Kopf, ging vom Schreibtisch fort und ließ sich in seinen Sessel fallen. Er sah sehr müde aus.

Hertz sagte sich, daß der Augenblick günstig sei, um wieder die Führung in die Hand zu bekommen. Er habe ihm vorhin natürlich unrecht getan, begann er behutsam, es sei schon an und für sich eine Anmaßung, das Gleichgewicht eines Menschen zu stören, wie es auch erreicht worden sei.

Hertz schwieg, weil schon sein letzter Satz wieder mißverstanden werden konnte. Hoff ließ auch gar keine Behutsamkeit zu. Er sagte abgespannt: „Ihnen glückt heute keine Sentenz, Hertz. Mit dem hübschen Satz von der Gleichgewichtsstörung drücken Sie ja Ihren ganzen Widerstand gegen mich aus. Aber vielleicht haben Sie es zu sagen beabsichtigt. Bei Ihnen weiß man das nie."

„Also was wollen Sie jetzt tun?" fragte Hertz kurz und umklammerte einen Brieföffner.

„Ich bin noch nicht so weit, um es eindeutig zu sagen, David."

„Wollen Sie sich das Leben nehmen?"

Hoff lächelte ein wenig und schüttelte den Kopf.

„Warum lachen Sie?" fragte Hertz und kniff die Augen zusammen.

„Weil Ihnen trotz aller Bewunderung für das Leben der Selbstmord doch näher liegt als die Selbststellung, David."

Hertz legte den Brieföffner fort und bewegte die Finger, als seien sie eingeschlafen. Er schwieg eine Weile, biß die Zähne zusammen und bekam kantige Backen. Dann fragte er es doch: „Wessen Selbstmord und wessen Selbststellung meinen Sie eigentlich?"

„Wir sprachen von mir", wich Hoff aus.

„Ja", sagte Hertz sehr erregt, „aber warum schleppen Sie mich an der Kette hinter sich her?"

„Tu ich das?" fuhr Hoff auf, „fühlen Sie das? — Dann bleiben Sie doch, wo Sie sind und lassen Sie mich allein gehen! Aber Sie hängen sich ja an meine Rockschöße und bremsen!" — Hertz trommelte auf den Tisch. — „Sie bremsen!" rief Hoff lauter, „und dabei bin ich zu Ihnen gekommen — wahrhaftig, beinahe vergnügt und schon gut im Schwung — um angetrieben zu werden und endlich in dieser Geschichte Bescheid zu wissen! Wer hält das denn noch länger aus!"

Er stand schon wieder auf und ging im Zimmer auf und ab.

„Selbstmord ist schon Bequemlichkeit — was?" fragte Hertz rauh.

„Ihre Logik wächst mir aus dem Hals heraus!" schimpfte Hoff. Er kam an dem Schreibtisch vorbei. Hertz hielt ihn am Ärmel fest.

„Sie wollen sich stellen?" fragte er und sah ihm ins Gesicht.

„Ich bin noch nicht soweit!" schrie Hoff verzweifelt.

„Sehen Sie", sagte Hertz und ließ ihn los, „ich auch nicht. – Ehrlich gesagt: ich komme nicht so weit."

— — — — — — — — — — — — — —

Hoff setzte sich und hielt die Hand vor die Augen. Er wollte David nicht mehr sehen. Er wollte sich, ohne Hoffnung wie nur je, die Existenz dieses Menschen in Frage stellen.

Gibt es überhaupt den David Hertz oder habe ich ihn erfunden, um für die Auseinandersetzungen einen Partner zu haben? Vielleicht gar nur einen guten Geist, der beruhigt? Und gibt es ihn oder gibt es ihn nicht: wir sind dieselben! Wir sind dieselben! Wir haben höchstens umgekehrte Vorzeichen! Wir machen der Bequemlichkeit halber zwei aus einem, um aus unseren Zweifeln und Verzweiflungen einen Dialog machen zu können! Wir sind die Dramatisierung des einen Gewissens! Aber wir sind weder Freunde noch Gegner! Wir können uns im Grunde nichts geben! Es ist eine furchtbare Resultatlosigkeit! Es ist eine höllische Spiegelfechterei! Ich rede immer nur mit mir selber!

Was wird das mit meinem armen Kopf? Was wäre das für ein Schicksal, schuldig zu sein und

von der eigenen Schuld abgewiesen zu werden wie von einer geliebten und harten Frau? – Um Gottes willen, was sind das für Vergleiche, Hoff? Du mußt, du mußt dir den Kopf noch heil erhalten!

„Herr Hertz", fragte er, ohne aufzuschauen, „um Gottes willen sagen Sie mir – gebrauchen Sie ganz klare, ganz einfache Worte: warum interessieren wir uns für uns?"

„Weil wir das gleiche Schicksal haben."

„Das gibt es nicht, Hertz, das gibt es nicht! Das ist eine Phrase!"

„Weil wir sehr ähnliche Menschen sind."

„Was soll das heißen!" rief Hoff. „Sind sehr ähnliche Menschen schon gleiche Menschen? Meinen Sie das? Wagen Sie das zu sagen und dabei Ihre Angst vor mir zu haben?"

„Ich habe vor Ihnen keine Angst, Herr Hoff."

„Sagen Sie mir doch – aber ehrlich, Hertz, aber ehrlich! – warum haben Sie mich vorgestern kommen lassen?"

Hertz schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Ich wollte mich erleichtern. Und Sie sollten sich beruhigen."

„Also konnten Sie nicht mehr weiter?"

„Ich konnte nur mit großer Mühe weiter."

„Und jetzt?" fragte Hoff und sah auf.

Hertz antwortete nicht.

„Und jetzt?" fragte Hoff lauter.

„Wir beide können nicht mehr weiter", antwortete Hertz.

„Falsch!" rief Hoff. „Sie sind von uns beiden der größere Feigling."

„Wollen Sie sich stellen?" fragte Hertz und sah aus dem Fenster.

Er ist ja gefährlich, dachte Hoff, ich muß doch an meine Schuld heran — und er macht mich nur flüchtig. Er kennt die faulen Stellen in mir. Ich muß mich von ihm trennen — es hilft nichts.

„Herr Hoff", fragte Hertz wie zufrieden über das Schweigen des anderen, „können Sie mir eigentlich sagen, welches Resultat Sie von diesem Gespräch erwarteten, als Sie so — so vergnügt herkamen?"

„Natürlich kann ich Ihnen das sagen", entgegnete Hoff sofort, „ich wundere mich nur, daß Sie es nicht schon selber wissen. Ich kam, um mir völlig klar zu werden, was ich zu tun habe. Ich war schon auf dem richtigen Weg; das heißt: ich erkannte den Umfang meiner Schuld ..."

„Kann man das?" unterbrach Hertz.

„Natürlich kann man das", gab Hoff sehr erstaunt zurück.

„Sind Sie denn", fragte Hertz sehr gequält, „sind Sie denn wirklich schuldig?"

Hoff hob sich im Sessel hoch. „Mein Gott, mein Gott", stöhnte er, „ich rede immer nur mit mir selber ..."

„Nein", sagte Hertz, „Sie reden schon mit mir. Also weiter: was erwarteten Sie von mir?"

„Ich habe es ja jetzt schon beinahe vergessen", klagte Hoff erschüttert. „Ich erwartete von Ihrer Klugheit, daß sie mir hülfe und meine Einsicht zur Schuld hin förderte und meinen Mut stärke und mich zum Entschluß brächte und meinen Entschluß lobte ..."

„Den Entschluß, sich zu stellen?" fragte Hertz.

„Ich muß mich von Ihnen trennen", stöhnte Hoff.

„Den Entschluß, sich zu stellen?" fragte Hertz.

Hoff schrie dreimal: „Ja! Ja! Ja!"

Hertz faßte zusammen: „Sie hofften also, von mir entschlossen wegzugehen, geradenwegs zur Polizei, mit dem Willen, die Verantwortung für die Tat zu ertragen, und mit dem guten Gefühl, auf diese Weise mit sich in Ordnung zu kommen – nicht wahr?"

Hoff sah ihn gehässig an: „Wir können uns nichts geben, Herr Hertz", sprach er.

„Lieber Hoff", sagte Hertz und sah zur Decke, als läse er von dort den Text ab, „wenn ich Sie zu einem solchen Entschluß bringen soll, so muß ich

ehrlich sein, nicht wahr? Sonst lade ich ja eine neue Schuld auf mich – eine noch größere. Sehen Sie es bitte ein. Ehrlichkeit für Ihren Fall bedeutet die Konsequenz für meinen Fall. Ich kann Ihnen nicht raten, sich zu stellen, und selber ..." Er setzte ab und rief dann mit ganz anderer, mit geschüttelter Stimme: „– – weiterleben!"

Hoff sagte: „Das versteht keiner besser als ich." Er dachte: vielleicht erreiche ich es mit Härte.

Hertz geriet in eine furchtbar verhaltene Aufregung. Er klammerte sich an die Tischplatte, daß die Handknöchel weiß wurden. Er preßte die Brust an die Tischkante und hielt den Kopf ganz dicht über der Schreibmappe. Eine Ader schwoll ihm über der Nasenwurzel auf der Stirn. Er öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Er wollte wohl etwas sagen.

Hoff wartete es nicht ab, stand auf und sprach: „Stellen Sie sich doch auch, David."

Hertz schüttelte den Kopf und pendelte auch mit dem Oberkörper nach rechts und links, als genüge nicht die eine Verneinung. Es wirkte sinnlos und maßlos widerspenstig. Es reizte den andern.

„Warum nicht?" fragte Hoff scharf.

„Warum ja?" flüsterte Hertz.

„Weil Sie Ihre Frau ertränkt haben", flüsterte Hoff, der jetzt neben ihm stand und Lust hatte, ihn zu schlagen.

„Nur ertrinken lassen ...", sagte Hertz und war ganz heiser.

„Und der Schlag mit dem Ruder – na?"

Hertz rüttelte an dem schweren Schreibtisch, daß seine Gegenstände wackelten und ein paar Bücher umfielen. Auch das Bild seiner Frau fiel um. Er schrie: „Ich leugne! Ich leugne! Ich leugne!"

„Adieu", sagte Hoff und ging zur Tür. Hertz sprang auf, lief ihm nach und hielt ihn fest.

„Sie Lügner!" stöhnte David, „Sie Lügner!"

Hoff hob die Hand; aber er konnte ihn doch nicht schlagen.

„Loslassen!" kommandierte er. Hertz umklammerte ihn mit überraschender Kraft.

„Wissen Sie, warum Sie zu mir kommen?" flüsterte Hertz mit seiner verengten Stimme. „Um sich Ihre Schuld von mir ausreden zu lassen ..."

„Loslassen!" keuchte Hoff und wollte ihn abschütteln.

„Sie sind genau so – genau so weit wie ich ..." wimmerte Hertz.

Hoff ließ ihn in Ruhe. „Was meinen Sie damit?" fragte er.

„Sie sind noch nicht so weit – Sie sagten es ja selber. Ich glaube, Sie werden so wenig ans Ziel kommen wie ich. Sie kämen doch nicht zu mir, wenn Sie so ganz anders wären. – Bleiben Sie

doch bei der Resultatlosigkeit, Hoff, auch dazu gehört schon sehr viel, glauben Sie mir nur!"

„Nein", sagte Hoff, „das kann ich nicht."

Hertz kam mit dem Gesicht sehr nahe; er war gleich groß wie Hoff.

„Warum", fragte Hertz und kniff die Augen zusammen, „warum haben Sie sich denn den Bart abnehmen lassen, Sie Held?"

Hoff wurde rot vor Wut. „Um anders auszusehen wie Sie! Aus keinem anderen Grund!"

„Gewiß", sagte Hertz, „um die Tat auf mich abzuladen."

Hoff stieß ihn vor die Brust, daß Hertz den Halt an ihm verlor und zurücktaumelte.

„Hoff! Hoff!" rief Hertz, „was soll denn jetzt werden!"

„Was aus mir wird, darf Ihnen gleichgültig sein", sagte Hoff an der Tür, „und umgekehrt."

„Hören Sie!" bettelte Hertz, „wenn man nicht mehr weiter weiß, macht man besser selber Schluß mit sich ..."

„Ich nicht", sagte Hoff und ging.

Gläubiger

Hoff dachte nicht an den Zwerg, als er auf die Straße trat. Er sah ihn und wollte ihm in der ersten Regung davongehen; denn er hatte von den Nothelfern genug. Er hatte auch ein ganz anderes Ziel und konnte keine Anhänglichkeit gebrauchen. Aber, überlegte er dann, die Flucht war ein unvollkommenes Mittel, um Paula loszuwerden; denn der Kleine hatte eine Spürnase wie ein Jagdhund. Er mußte ihn beschäftigen oder, besser noch, an seiner Hilfsmission irremachen.

Hoff ging zu Paula, der sich sofort anschickte, das Gespräch wieder in der Technik des langsamen Aneinandervorbeigehens zu führen.

„Bleiben Sie ruhig stehen", befahl Hoff.

Der Kleine schaute sehr aufmerksam zu ihm hinauf und sagte: „Sehen Sie, Herr Rittmeister, jetzt sind Sie doch schlechter Stimmung geworden."

Hoff hörte nicht darauf und gab ihm den Schlüssel für Fräulein Lilly Schmid: er soll ihn abgeben und auf Fragen, die die Dame möglicherweise stelle, nicht eingehen.

„Verstanden", sagte Paula, er könne in einem halben Stündchen wieder zurück sein.

„Wo?" fragte Hoff.

„Hier", antwortete Paula etwas zaghaft.

Er habe ihm niemals den Auftrag gegeben, sich hier aufzupflanzen, meinte Hoff, und da sich Herr Hertz die Überwachung verbitte, habe er, Paula, auf Unannehmlichkeiten gefaßt zu sein. — Paula wiegte den Kopf und machte listige Augen: Man könne ihm kaum verwehren, sich auf öffentlicher Straße nach Belieben aufzuhalten — es sei denn, Herr Hoff gebe ihm den ausdrücklichen Befehl, wegzugehen.

„Mir ist es vollkommen gleichgültig, was Sie tun und wo Sie sich aufhalten", sagte Hoff; „aber wenn Sie mir wirklich einen Gefallen erweisen wollen, dann schränken Sie Ihr Interesse an meiner Angelegenheit möglichst ein."

Das war überraschend. Paula schaute zu ihm auf, und seine Kugelaugen waren wie glasiert. — Er wird doch nicht wieder zu heulen anfangen, dachte Hoff erschrocken und sah sich um. Das Bibliothekfenster Hertzens war von der Gardine verhangen; aber Hoff fühlte beinahe, daß David sie beobachtete.

„Es ist ja richtig", sagte Paula verhalten, „daß ich noch gar nichts für Sie habe tun können, Herr Hoff. Und leider mißachten Sie auch meinen bescheidenen Rat, zum Beispiel meine gehorsame Bitte,

in den ersten Tagen Ihre Wohnung nicht zu verlassen. Aber vielleicht kommt schon noch die Gelegenheit für mich."

„Sie scheinen mich nicht gut verstanden zu haben", sagte Hoff grob. „Die Umstände sind seit gestern anders geworden. Von mir aus können Sie auf Herrn Hertz aufpassen oder nicht: aber mich lassen Sie bitte in Ruhe."

Paulas Augenglasur drohte jetzt zu schmelzen. Doch er sagte mit einer leisen Schärfe: „Sie sind ja nur durch den Menschen enttäuscht, Herr Hoff. — Ich denke nicht daran, es auf mich zu beziehen. Im Gegenteil! Im Gegenteil! Ich beziehe es nur auf ihn!" Das waren dreiste, sogar mit einer leisen Drohung gesprochene Worte, und Paula hatte die Taktlosigkeit, dabei auf Hertzens Haus zu zeigen. Hoff ließ ihn stehen und ging weg. Er drehte sich nach zwanzig Schritten um, weil er wieder das Gefühl hatte, dem Kleinen Unrecht getan zu haben. Doch auch Paula hatte sich auf den Weg gemacht, in entgegengesetzter Richtung. Hoff sah nur noch den Rücken des Abmarschierenden und seine Zwergenbewegung. Die Beinchen waren so kurz, daß ihm die Knie zu fehlen schienen. Er ging auch so: steifbeinig, wacklig und die Füße mit den Flatterhosen in kleinen hastigen Halbkreisen voreinandersetzend.

Er ist wahrhaftig eine böse Laune des lieben Got-

tes, dachte Hoff und ging weiter, ohne noch einmal zu Hertzens Haus hinaufzuschauen: ach Gott, der arme David ist es auch und ich bin es auch und unsere Zeit ist es auch. Wir Gezeichneten finden vor lauter Gleichheit und Mitleid mit uns keinen anständigen Gegensatz mehr. Dieses Krüppelchen verdiente vielleicht mehr Vertrauen als der laue Hertz. Paula ist treu, ohne Debatte und Reflexion. Aber ich brauche keinen Knappen, sondern einen Gegner – oder besser: Gläubiger. Denn Gegner können geschlagen, Gläubiger müssen bezahlt werden.

Hoff betrat den ersten Tabakladen, der offen war (viele Geschäfte hatten geschlossen, teils aus Sympathie mit den Streikenden, teils aus Angst vor Unruhen und Plünderungen). Er kaufte sich Zigaretten und bat um ein Adreßbuch. In der Öffentlichkeit war bekannt, daß der Revolutionsminister seine Barockresidenz nur dienstlich benutzte und sein häusliches Leben – soweit er dazu kam – in der bescheidenen Wohnung weiterlebte, die er vor seinem Eintritt in die Zeitgeschichte innehatte. Die radikalen Zeitungen hatten oft genug auf diese vorbildliche Art persönlicher Führerhaltung hingewiesen. Die Opposition wiederum verwarf es als falsche Bescheidenheit und als besonders billige Art von Demagogie.

Das Adreßbuch, noch aus den ersten Kriegsjahren, enthielt viele Bewohner des gleichen Namens und nannte ihn endlich, noch als Redakteur und Parlamentsmitglied, mit der Adresse eines halbproletarischen Stadtviertels im Osten der Stadt. Hoff prägte sich Straße und Hausnummer ein. Er glitt noch einmal über die vielspaltige Seite mit der winzigen Type und der Menschenmasse, die an ein und demselben Buchstaben hing. Es war eine ordentliche, sogar bürokratische, fast schon militärisch ausgerichtete Versammlung, die dennoch von ihren Geheimnissen nichts preisgab als den Namen. Hoff nahm mit den Augen den Appell ab und staunte über die vielen Gleichheiten und Ähnlichkeiten. — Sie unterscheiden sich verteufelt wenig, dachte er, und wenn man sie so liest, wimmelt es von Doppelgängern und Spiegelfechtern. Die immer gleichen Buchstaben, voneinander in nichts unterschieden, wagten die Bezeichnung von Menschen. Was ist das für eine Anmaßung! Was ist das für eine Bauernfängerei mit dem Zufall! Wie kommt dieser und der und der dazu, gleich dem Minister zu heißen? Wie kommt David Hertz dazu, als „Hoffnung" genannter Mensch den Menschen Hoff genau zur Hälfte zu enthalten?

Aber siehst du dir den einen Namen an, der nicht nur den Minister bezeichnet, sondern auch ihm ge-

hört, einzig und allein den einen und besonderen Menschen benennt, in den Hintergrund sein ureigenes Schicksal zeichnet und über die ganze große Seite schon sein unendlich vertrautes Gesicht, dann fallen die Imitationen um ihn herum zusammen wie Kartenhäuser. Das ist doch wiederum eine Genugtuung. Du kennst von allen Menschen dieser Seite eben doch nur diesen einen Menschen. Von allen Spiegelbildern und Hoffnungen gehört zu dir doch nur der wirkliche Hoff. Hier bist du und dort ist der Minister. Du bist jetzt schon so weit, die Augen zu schließen, sie wieder zu öffnen und aus der Kolonne der zahllosen Namen den einen gesuchten, den Menschen vertrauten Lebens und Todes mit dem ersten Blick herauszustechen. Du und er stehen immer wieder einander gegenüber, immer profilierter, immer mehr von den Schlacken der Reflexion und der Resonanz gereinigt: Schuldner und Gläubiger. Du brauchst doch nicht mehr, um weiter zu kommen.

Mensch vertrauten Lebens und Todes. Ist dieser Gustav-Adolf-Kopf denn schon der vertrauteste Mensch? Das Adreßbuch ist so dick, wie eine kräftige Männerhand breit. Es enthält Millionen Menschen. Es lockt mit solchem Aufgebot zu der Gegenprobe.

Hoff schlug die Seiten zum H zurück und suchte den eigenen Namen. Es gab von ihm nicht so viele

wie von dem des Ministers. Der Blick fiel sofort auf den gesuchten Träger des Namens, vertrautesten Menschen: „Andreas Hoff, Generalmajor und Brigadekommandeur, Ludwigskirchstraße 17, hochparterre.“ Hubert fand den General noch viel schneller als den Minister, vielleicht aber nur, weil Andreas der Vater die Hoffs des Adreßbuches anführte. Aber es war ja kleinlich und häßlich, nach solchen Gründen äußerlichster Art zu suchen. Wollte er denn den Vater absetzen und den Usurpator, der schon die Dynastie verdrängt hatte, auch in seinem Privatleben inthronisieren? Nein, er wollte die Gegenprobe machen und besaß das Recht jedes Menschen, über den Grad persönlicher Nähe zu entscheiden.

Er sah durch die väterliche Namenszeile hindurch Aufbau und Handlung der eigenen Familie und des eigenen Lebens bis zu den kleinsten Einzelheiten. Er erkannte sich zu, daß es nichts Vertrauteres gäbe. Er las die Adresse und sah die väterliche Wohnung bis in die letzten Winkel. Es waren sieben Zimmer, von Andreas Hoff gemietet, als er in den Generalstab und der fünfzehnjährige Hubert, das einzige Kind, in das Kadettenkorps kam. Die Wohnung hatte eine etwas kühle und menschenleere Atmosphäre; denn die Mutter starb wenige Jahre nach dem Einzug an den Folgen eines Sturzes vom

Pferd. Trotzdem liebte der Kadett Hubert das väterliche Haus; denn er sah es ja nur in den Ferien und es war für ihn Begriff und Raum der Freiheit, Erholung von dem trübsinnig korrekten Korpszwang. Durch seine und der Familie Lebensumstände war für den Knaben Liebe immer gleich Respekt und Respekt eigentlich eine gehobene Form von Angst. So liebte oder respektierte oder fürchtete er auch den Hauptmann, den Major, den Oberst, den General Hoff, der für ihn der doppelte Vorgesetzte als Vater und Offizier blieb und auch diese zweifache Subordination forderte. Bedachte er jetzt recht, so war auch der Vater für ihn immer eine Art Gläubiger gewesen.

Daß dieses Wort jetzt wiederkam, als sei es die umgeblätterten Seiten mitgesprungen!

General Andreas war sehr viel größer und breiter als Leutnant Hubert (die Mutter war eine kleine, zierliche und sehnige Dänin, Turnierreiterin), er war zu dem Sohn, auch zu dem Erwachsenen, von einer freundlichen Strenge, eigentlich immer dienstlichen Tones, bestenfalls von einer Herablassung, die von den Unterschieden der Körpergröße und des militärischen Ranges herrührte. Hubert erinnerte sich nicht, jemals von seinem Vater einen Kuß bekommen zu haben.

Trotzdem hatte er niemals das Empfinden ge-

habt, daß er vom Vater nicht geliebt werde. General Hoff beorderte für den Sohn, übrigens auch für die Frau, eine Sparsamkeit des Gefühls, die indessen eine gute und starke Basis hatte und durchaus genügte. Als er nach dem Reitunfall der Mutter, von dem der Sohn noch gar nichts wußte, von der Klinik nach Großlichterfelde fuhr, stand der Kadett Hubert stramm, blaß vor Schrecken über das unerwartete und unangemeldete Kommen des Vaters. „Lieber Junge, deine Mutter ist gestorben", meldete der Vater und hatte das gesunde rote Gesicht wie immer und die tönende Kommandostimme, die nicht leise sprechen konnte. Dabei liebte er seine Frau mit seiner ganzen ehrlichen Kraft, vergaß sie nie, blieb Witwer. Hubert glaubte sogar, daß er auch später niemals eine Freundin hatte. Über diese Dinge sprach allerdings General Andreas auch nicht mit dem Leutnant, auch nicht mit dem Oberleutnant Hubert.

Der Vater wurde außerhalb des Dienstes immer wortkarger; aber er verringerte darum nicht seine Art Freundschaft für den Sohn. Im Krieg nahm er ihn nicht in seinen Stab; doch er schrieb ihm jede Woche eine Feldpostkarte mit vier Zeilen, fast immer des gleichen Inhalts. Im Mai 1916 blieb die wöchentliche Karte plötzlich aus. In den zwei Tagen der Ungewißheit fühlte Hubert zum

erstenmal mit allen Graden der Angst und der Unruhe, wie sehr er an dem Vater hing. Dann wurde er zum Regimentskommandeur gerufen und wußte sofort Bescheid, als er das Gesicht des Chefs sah. Die Offiziere nannten es: das Pastorengesicht. Exzellenz Hoff — Fliegerbombe — Heldentod.

Hubert hatte den Vater, der schon im Jahre 1915 Divisionär wurde, das letztemal bei einem kurzen Urlaub in Brüssel gesehen. Der riesige Mann mit den roten Mantelaufschlägen, dem roten Gesicht und dem weißen Schnurrbart sah prachtvoll aus. Der Leutnant Hubert war so stolz auf ihn gewesen, wie früher der Kadett Hubert, wenn er Sonntagnachmittag eine halbe Stunde mit dem Vater spazierengehen durfte. General Andreas drückte ihm auf der Brüsseler Gare du Midi zum Abschied die Hand und sagte: „Mach's brav, Junge." Dann legte er die Hand an die Mütze und ging, noch ehe der Zug abfuhr. Man stob rechts und links vor ihm auseinander. Die mächtigen, eckigen Generalsschultern waren noch lange zu sehen.

Der Oberleutnant, der Rittmeister, der Tanzlehrer, der Ligamann Hoff war stolz auf den Vater. Der Mörder Hoff war stolz auf den Vater. Man wußte wieder, woher man kam und woher der Gegensatz zu dem anderen, dem nicht so vertrauten, dem Minister stammte. — Du brauchst bei alledem kein

Gesinnungslump zu werden, Hoff. Auch der Vater ist noch Gläubiger.

Das war die Gegenprobe. –

Der Zigarrenhändler fragte, ob das Adreßbuch wieder frei wäre. Hoff klappte es zu und ging.

Unterwegs begegnete er einem Demonstrationszug. Zu vier und vier kamen Männer und Frauen auf den toten Straßenbahngeleisen heran. Es sah von weitem aus, als rollte der dunkle und geschlossene Zug auf langsamen Rädern. Hoff blieb stehen. Es kann sein, dachte er, daß ich jetzt, wie dieser und jener Passant, in eine Seitenstraße eingebogen wäre, käme ich nicht gerade von der Begegnung mit meinem Vater. Ich bilde mir ein, daß er mir nachschaut, vielleicht schon lange. Ich will mir sagen, daß mein ganzer Kampf aus seinem anständigen Geist heraus geschieht: dann biege ich in keine Querstraßen mehr. Andreas Hoff hätte jedenfalls schon die Pari-Chance mit dem Fordwagen und den gelben Marienglasern abgelehnt.

Hoff stand auf dem Randstein des Bürgersteiges. Die Demonstranten kamen heran, barhaupt und stumm. Es schrien nur die Aufschriften auf den Schildern, die sie mit sich führten und wie Fahnen trugen. Den Zug eröffneten vier Ordnungsmänner mit roten Armbinden. Es waren gesetzte Leute,

bärtig, unterernährt und von einer gewissen Führerwürde. Sie sahen geradeaus. Keiner sah Hoff an. Der aber prüfte jedes Gesicht und las jede Aufschrift. Ob es eine Parole war oder ob es aus dem Ernst der gemeinsamen Bewegung entstanden war: auch die Nachfolgenden sahen geradeaus, keiner blickte zur Seite, auch die Frauen nicht. Das war sehr eindrucksvoll. Hoff, der einsam, unbeobachtet, unberufen die Parade abnahm, hatte mit bösen Blicken oder gar mit Zurufen gerechnet, nicht weil er den Leuten Rächerinstinkte zuschrieb, sondern weil er gut gekleidet war.

Dieses Nichtbeachtetwerden rührte ihn an. Er hatte wieder die dunkle und zerrüttende Ahnung, daß man ihn an seine Schuld nicht heranlassen würde. Hier stand er, Schuldner Hoff, floh nicht, verkroch sich nicht, bot sich dar – und dort marschierte das Gläubigerregiment und beachtete ihn nicht einmal als Gaffer oder als Angehörigen feindlicher Klasse. Würde er jetzt brüllen: „Nieder mit dem Minister", so möchten sie ihn wohl totschlagen; aber warum sollte er es rufen? Er hätte sich ja eher, seinem Gefühl für den Toten folgend, ihnen anschließen können. Und rief er: „Ich bin der Täter!", so riskierte er, den schönen Ernst der Leute zu zerstören.

Die Masse marschierte im Gleichschritt; aber der Marsch hatte nichts Militärisches, viel eher etwas

von einer Prozession. Es lag über der Bewegung kein Kommando, sondern die eigene Kraft und der eigene Willen. Es lag über dem Zug wohl Trauer, doch zugleich auch etwas Bedrohliches und Gefährliches. Sie klagten und sie klagten an. Sie wollten aber auch zugleich wie Urteilsvollstrecker wirken. Ihre Uniform war das Unförmliche, ihre Verwahrlosung aber sah nicht immer natürlich aus. Die Männer waren nackthalsig und die Frauen ganz ohne Anmut. Alle brauchten scheinbar nur ein wenig aus ihrem geschlossenen Ernst gebracht zu werden, um Wütige und Barrikadenkämpfer zu sein.

Ich finde, dachte Hoff, daß der Minister mir ähnlicher sah als ihnen. Und zwischen mir und ihnen gibt es schwerlich größere Gegensätze: ich werde ja beinahe wieder politisch.

Die Aufschriften, die sie mit sich trugen, gehörten vollends vielmehr der Revolution als der Trauer um einen Menschen. Fast alle fingen mit „Es lebe ..." und „Hoch ..." an und hatten gar nichts mit dem Tod gemein.

Vier um vier, Männer, Frauen, wilde und stumpfe Gesichter, alle ernst, alle stumm, alle, als seien sie hungrig, alle die Augen geradeaus.

Hoff wurde der starren Profile überdrüssig und sah nach links, wie lange der Zug noch dauere. Es ging dem Ende zu. Doch über der Schlußgruppe

schwankte ein Riesenschild ihm in den Blick. Es war rot und überwölbte wie ein Tor die Vier-Mann-Breite des Zuges. Es saß auf zwei roten Stangen, die von den beiden Außengängern der Reihe getragen wurden. Es hatte auf der oberen Randmitte einen medaillonartigen Aufsatz, auf den mit gröbster Schablone, rot und schwarz, das Gesicht des Ministers gemalt war. Das Gesicht sah aus wie von einem Räuberhauptmann. Hoff, der das wahre Gesicht kannte, fand es empörend. Aber unter dem Medaillon war die Aufschrift, und die riesigen schwarzen Lettern von absichtlicher und aufreizender Unregelmäßigkeit waren schon von weitem zu lesen. Es war ein brutaler Vierzeiler, der zweite Vers größer geschrieben als der erste, der dritte größer als der zweite, der letzte am größten.

Hoff kniff böse die Augen zusammen und versenkte die fahrigen Hände in die Manteltaschen: das ging ihn an. Er las:

Die Mörder kennen wir!
Die Mörder nennen wir!
Die Mörder hassen wir!
Die Mörder fassen wir!

Hoff las immer wieder die Verse, die in ihrem eigenen Rhythmus schütterten, taktfest näher kamen und immer größer wurden. Mit einemmal war die

ganze Demonstration unter dem stummen Gesang dieser vier Verse marschiert: so schien es wenigstens Hoff. Er wußte das Marschlied, das einprägsam genug war, schon auswendig, und sprach es sogar im Takt des Massentrittes mit: aber er nahm nicht die Augen von dem mächtigen Spruchband. Darüber das mißlungene Opferbild sah er nicht mehr. Er las nur die Worte, das Gesicht erhoben und den Kopf im Schlag der Silben und der Schritte mit winzigen Rucken nach rechts drehend.

Die vier Männer unter dem roten Schild – die beiden äußeren, die es trugen, und die beiden in der Mitte – sahen aus, als seien schon sie allein imstande, das Gedicht in die Tat umzusetzen. Sie waren auffallend groß und kräftig. Alle vier trugen Kord-Stoffhosen, breite Gürtel und rotgestreifte ärmellose Trikots, die die Muskelkeulen der Oberarme und grobe Tätowierungen sehen ließen. Ihre Gesichter waren jung, verwegen, sehr unbarmherzig in dem gebotenen Ernst und glichen sich durch die übermäßig herausmodellierten Unterkiefer auf unangenehme Weise. Da sie im ganzen Zug die einzigen waren, die nichts als Trikot und Hose trugen und ihre Kraft auf demonstrative Art zeigten, dienten sie wohl bewußt als Fahnenmannschaft des blutroten Spruchbanners und als Darsteller einer derben Regie für die Straße.

Sie waren so auffallend und aufreizend, daß sie Hoffs Aufmerksamkeit von ihrem Emblem auf sich herunterzogen. Er sah sie an – sie kamen ja nahe genug an ihm vorbei – er vermeinte sogar, ihre grobe Ausdünstung zu riechen. Er achtete nicht auf sein Gesicht, das sich vor Abscheu zusammenzog. – Sind das meine Gläubiger und Richter und Nachrichter? fragte er sich; und werden sie, bei so anspruchsvoller Aufmachung, mich wenigstens bemerken?

Sie gingen an ihm vorbei, mit herausgedrückter Brust und hartem Bizeps, breitbeinig wie Matrosen oder Ringkämpfer. Sie hatten auch wohl die dicksten Nägel unter ihren Sohlen, den lautesten Tritt. Das Gedicht, das sie trugen, krachte durch sie hindurch stramm auf das Pflaster. „Nennen wir! – Hassen wir! – Fassen wir!" schlug Hoff ihnen den Takt. Sie kümmerten sich nicht um ihn und blickten böse in die Nacken ihrer Vordermänner.

Die Vier bildeten den Schluß des Zuges. Hinter ihnen waren nur noch Ordnungsmänner. Hoff sah ihnen nach. Aber sein Blick sprang sofort von ihren rotgestreiften Rücken in die Höhe. Die Rückseite der Spruchtafel war nicht leer und stumm wie die Rücken ihrer Träger, sondern trug die Kopie der Vorderseite in genauer Wiederholung des Kopfes, des Textes und der Schriftgrößen. Die rote Wand

schrie ihre Kampfverse nach vorwärts und rückwärts.

Sie wissen doch, daß es nur Einer war, dachte Hoff, während das janusköpfige Gedicht abmarschierte; aber sie generalisieren den Mörder – vielleicht wegen der Rhetorik, vielleicht aber für den wirklichen Klassenkampf. Sie steigern meine Tat und meine Schuld und meine Verantwortung ins Maßlose. Sie zeigen sich mir als Gegner ohne Gnade und ohne den kleinsten Sinn für Verständigung. Sie schreien als A und O ihrer Empörung, daß sie mich kennen, nennen, hassen, fassen: Aber sie nehmen mich nicht einmal mit einem Blick an. Ich lebe doch noch! Ich habe doch keine Tarnkappe auf!

Der Demonstrationszug rollte schon ziemlich weit auf seinen Trambahngeleisen, das rote Spruchband wie eine mächtige Schlußlaterne hinter sich. Hoff setzte seinen Weg fort und hatte das verfluchte Lied hartnäckig im Rhythmus der eigenen Schritte. Er brachte sich mißmutig aus dem Marschtakt, ging sehr langsam, sehr schnell: doch die Verse ließen sich dehnen oder zusammenpressen und kamen immer mit.

Er ging etwas kreuz und quer, weil er den östlichen Stadtteil wenig und die gesuchte Straße überhaupt nicht kannte. Zu fragen wagte er nicht. Er machte gewiß Umwege; doch er war ja an keine Stunde gebunden und rechnete nicht damit, mit dem

ersten Versuch ans Ziel zu kommen. Er wußte nur, daß er nicht locker lassen würde und daß ihm Zeit und Geduld genug zur Verfügung stand.

An einer Kreuzung sah er in der Straße, in die er einbiegen zu müssen glaubte, wieder den Demonstrationszug in etlicher Entfernung davonrollen. Er erkannte ihn sofort an dem roten Schlußschild. Er ging hinterher, mit einemmal neugierig, welches Ziel die Menge haben mochte, und seiner leisen Ahnung mißtrauend. Der Zug, etwa zweihundert Meter vor ihm, schwenkte nach rechts in eine Seitenstraße. Hoff ging langsam nach. Er wollte ihnen weder zu nahe kommen noch sie aus dem Auge verlieren. Er sah jetzt, daß die vier Athleten unter dem Spruchband, die wie unterstrichen in der Masse auffielen, nicht mehr die letzten waren. Es hatte sich inzwischen wohl eine Folge von Nachläufern gebildet. Hoff hielt sich auf dem Bürgersteig, um nicht zu den Schienengängern gerechnet zu werden.

Er kam zu der Abzweigung und sah auf das Schild der Straße, die den Zug aufgenommen hatte. Es war die gesuchte Straße. Die Demonstranten hatten also das gleiche Ziel wie er. Das Haus, in dem der Minister gewohnt hatte, trug die Nummer 55, wie Hoff es sich gemerkt hatte. Er las jetzt neben sich die Hausnummer 80. Die Demonstranten verstopften die ziemlich enge Straße. Wahr-

scheinlich hielt der Kopf des Zuges auf der Höhe des Hauses 55.

Hoff blieb stehen, weil die Nachhut jetzt nahe vor ihm war. Er sah schon hinter einer dünnen Schicht von schwarzen und grauen Rücken die rotgestreiften Rücken der vier Muskelmänner. Zwischen ihnen und den Nachläufern war ein Abstand geblieben. Es herrschte Stille. Hoff glaubte nicht an sie und mißtraute seinem Gehör. Vielleicht war dieses und jenes Organ unter der Anspannung der letzten Tage zu Schaden gekommen. Er hatte doch die Demonstranten gesehen, jeden einzelnen. Jeder sah aus, als wartete er auf die Gelegenheit, nicht mehr stumm sein zu brauchen. Die Masse sah nach guten Lungen aus. Aber sie war still.

Hoff glaubte es nicht. Er drängte sich vor. Er stand jetzt in der ersten Reihe der Nachläufer, zwischen sich und den Ordnungsmännern einen leeren Raum von fünf guten Metern. Er sah schon die Konturen der Schulterblätter unter den vier rotgestreiften Trikots. Aber er hörte nichts, nicht die Fetzen einer Ansprache, keinen Ruf. Schloß er die Augen, dann wurde die Gegenwart der Menschenmasse in verwirrender Weise aufgehoben: so stumm stand sie.

Die Stille wurde Hoff unerträglich: er wußte nicht warum. Vielleicht reizte ihn das rote Spruch-

band mit dem Schablonenkopf, den er nicht anerkannte und der sich leicht vor und zurückbewegte, zusammen mit den großsprecherischen und überlauten Versen.

Warum zum Teufel legen sie jetzt nicht los! schimpfte er für sich. Man kann doch vor seinem Haus die schönsten Reden halten, Treue geloben, Rache schwören! Was ist das für ein sakraler Trick! Was macht denn nur die Spitze vor dem Haus 55?

Hoff ging vor. Er betrat auf dem rechten Bürgersteig die leere Zone und sah noch die erschrockene oder mißbilligende Kopfwendung der hinter sich gelassenen Nachläufergruppe.

Der Ordnungsmann rechts, den er jetzt erreichte, rief scharf: „Zurückbleiben!"

Hoff ging schneller und war jetzt unmittelbar neben dem Muskelmann, der die rechte Spruchbandstange hielt.

„Emil!" rief der scharfe Ordnungsmann. Emil der Stangenträger begriff sofort. Er hielt seinen Fahnenschaft mit der Linken und packte mit einer Ausfallbewegung nach rechts den Oberarm Hoffs. Es war eine tolle Kraft in seinen Fingern.

Hoff konnte nicht einmal stehenbleiben: er flog nach rückwärts, an dem Ordnungsmann vorbei bis in die leere Zone. Der Mann Emil drehte sich nach

dem Zurückgeworfenen nicht um; er hatte ihn kaum angesehen, als er ihn packte. Der Ordnungsmann sagte nur, ganz gemütlich jetzt: „Det kommt von die Eile, Herr Jraf", und kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Hoff hatte Mühe gehabt, das Gleichgewicht zu bewahren, auch das körperliche, und hörte hinter sich die Schadenfreude der Nachläufer. Er blieb mit rotem Gesicht in dem Zwischenraum. Man ließ ihn dort.

Was hat denn seine Frau von stummen Protesten? dachte er hartnäckig.

Plötzlich kam das Erwartete über den stehenden Zug und wälzte sich wie eine Welle von vorne nach hinten. Es begann mit einem Aufruf und scharf skandierten Spruch von der Spitze her, im Text noch undeutlich. Hoff erkannte sofort das verfluchte Marschlied, auch der Mann Emil und seine drei Kameraden schienen Bescheid zu wissen: denn im gleichen Augenblick ging das rote Spruchband auf und ab, auf und ab, wie ein mächtiger Taktschläger. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis der ganze Chor von dem Gedicht erfaßt wurde. Er sprach es gut, wie einstudiert, mit wuchtiger Betonung des „Nennen", „Hassen", mit hinausgebrülltem „Fassen! Fassen!"

Der Chor sprach das Gedicht einmal, den letzten

Vers zweimal. Dann marschierte er ab, stumm. Aber den Marschtakt schlug das Gedicht weiter.

Hoff hielt sich dicht hinter dem Zug, weil er sehen wollte, ob die Demonstration von der Frau des Ministers abgenommen wurde wie etwa eine Parade oder ein Fackelzug. Er konnte sich ihr Gesicht und ihre Haltung dabei nicht vorstellen. – Wie soll eine trauernde Frau vor dem stummen Haufen stehen und wie gar vor dem Sprechchor? fragte er sich. Er stellte sie sich – nach dem bescheidenen Gesicht auf der Momentaufnahme – sehr zurückhaltend vor, vielleicht sogar vielen Menschen gegenüber schüchtern, sicher auch ohne Begabung für das Repräsentative; denn sonst wäre sie ja in den Barockpalast gezogen. Was machte sie mit einem Demonstrationszug, roter Marschtafel und Muskelmännern? – Hoff wollte sie sehen, um sich für sie vorzubereiten.

Die Demonstranten drehten vor dem Haus 55 die Köpfe beinahe militärisch nach rechts, irgendeinem Fenster zu; sie schauten gleich wieder geradeaus und kamen nicht aus dem Tritt. Nur die Emblem-Männer taten noch ein übriges: die beiden inneren traten auf der Stelle, die beiden Träger schwenkten ein, so daß der eine vor, der andere hinter die Innenleute zu stehen kam und das Spruchband parallel zu den Häusern. Nummer 55 und das salutierte Fenster sollten lesen, was es schon zu hören bekommen hatte,

und sollten wohl auch die rohe Zeichnung des Ministerkopfes kennenlernen. Nach ein paar Schritten gingen die Muskelmänner wieder zur alten Marschordnung über.

Hoff blieb vor dem häßlichen und ziemlich heruntergekommenen Haus stehen, sah an ihm hinauf und stellte fest, daß mit Ausnahme einiger verhangener Fenster des zweiten Stockes alle Fenster geöffnet und mit Zuschauern besetzt waren. Die Ministerwohnung lag laut Adreßbuch im zweiten Stock. Es hätte Hoff eine gewisse Genugtuung bereitet, wenn die geschlossenen Fenster zu der Wohnung gehörten und die Witwe nicht unter den Zuschauern stände. Er wünschte sie sich mit der Demonstration nicht einverstanden.

Er wartete, bis sich die Leute verlaufen hatten, auch die an den Fenstern. Dann betrat er das Haus. Er hatte Herzklopfen und erstieg langsam eine Stufe nach der anderen. Er legte sich allerlei glaubwürdige Einführungen zurecht. Er zweifelte trotzdem, ob sie ihn empfangen würde, ob sie allein sei, ob sie überhaupt zu Hause sei. Die Leiche des Ministers war nach der Zeitung im Ministerium aufgebahrt. Vielleicht war sie dort.

Hoff blieb stehen. Und wenn sie die natürliche Gegnerin war, die er suchte, die große Gläubigerin, dann würde sie ja auch das Geschrei vom Kennen —

Nennen – Hassen – Fassen mitmachen oder doch billigen. Warum also seine Spekulation auf ihren humanen Abstand von den Muskelmännern?

Er stand vor der Tür mit dem Namenschild. Es war ein unmodernes ovales Porzellanschild mit dem Namen in Kursivschrift, dem Nachnamen allein. Hoff dachte an die Kolonne im Adreßbuch: wieviele gab es, die so hießen! Dieses Schildchen konnte zwei Druckspalten Menschen dienen...

Er preßte die Zähne zusammen, um den Ansturm der Unruhe, der Zweifel, der Verzweiflung zu überwinden. – Wenn die Frau vor Feindschaft sprühte, dann setzte doch bei ihm die automatische Abwehr des kampffähigen Menschen ein, wie vorhin gegen die Demonstranten, vielleicht sogar, wurde sie aus Schmerz brutal, der Abscheu wie vor den vier gestreiften Trikots. Wenn sie sehr scharfsichtig war und er sehr ungeschickt, dann ließ sie ihn kurzerhand verhaften. Und das wollte er doch nicht. Es war doch nicht die Lösung, überrumpelt zu werden. – Wenn! Wenn! Wenn! erregte er sich; was für ein Held mit Bedingungssätzen!

Er klingelte. Es dauerte ziemlich lange, bis er drinnen schlappende Schritte hörte. In der Tür öffnete sich ein vergittertes Fensterchen. Eine alte Frau fragte, was er wünsche. Sie hatte ein gekränktes

Gesicht, das aber nicht von der Störung durch den fremden Mann herzurühren brauchte, sondern durch einen anderen Anlaß verursacht sein mochte oder sogar nur griesgrämige Gewohnheit war. Hoff war zufrieden, nicht sofort auf Trauer und Auflösung zu stoßen, und gewann an Sicherheit. Er fragte, ob die Frau Minister zu Hause sei. Die alte Dienerin sagte sofort ja, auf ihre unwirsche Art, die eine diplomatische Antwort nicht kannte. – Was sind diese Leute leicht zu treffen, staunte Hoff für sich. Er stellte sich als Parlamentsbeamter vor, der der Witwe einige persönliche Gegenstände des Verstorbenen übergeben möchte. Das war ein gerissener und denkbar unschöner Vorwand, auf den er erst in diesem Augenblick gekommen war; denn noch auf der Treppe dachte er an die Ausnützung seines falschen Passes, der auf einen Journalisten namens Furrer ausgestellt war, und wollte um ein Interview bitten.

Die Alte ging nicht fort, um den Besucher anzumelden oder zu fragen, ob er eingelassen werden könne, sondern öffnet sofort die Tür. Im Korridor, der ziemlich dunkel war, ließ sie ihn stehen, ging in den Hintergrund und sagte in ein Zimmer hinein: „Da ist jemand mit Sachen vom Herrn."

Hoff hätte jetzt gewünscht, eine andere Lüge gewählt zu haben, eine unbestimmtere, die er nicht

sofort einzugestehen haben würde. Aber nun war es zu spät. Die Alte kommandierte schon: „Kommen Sie nur!"

Er ging unsicher durch den finsteren Gang auf den Flecken einfallenden Tageslichtes zu, auf dem die Alte stand. „Hier hinein", kommandierte sie.

Hoff ging durch die Tür und schloß sie hinter sich. Er war durch die Helle etwas geblendet und fühlte sich elend. – In dem Zimmer mit einfachen Biedermeiermöbeln lag die Frau auf einem Diwan. Sie war schwarz gekleidet und schien sehr mitgenommen; aber sie hatte keine verweinten Augen.

Hoff verbeugte sich: „Mein Name ist..." Er hatte den Paßnamen vergessen. Es ging ihm noch schlechter als er gefürchtet hatte. Er murmelte etwas Unverständliches. Die Frau entgegnete mit einer leisen und angenehmen Stimme, daß es sie freue und daß er ihr wohl erlaube, liegen zu bleiben; denn sie fühle sich ein wenig angegriffen. Sie bat ihn, sich zu setzen. – Sie ist eine gute Frau, dachte Hoff und setzte sich verlegen. Er saß auf dem Rand des Stuhls und krumm, weil es ihn auf den Nacken drückte. Der Hut auf den Knien fiel zu Boden. Er hob ihn auf. Er sah die Frau an. Der Hut fiel wieder. Er hob ihn auf.

„Was haben Sie mir von ihm mitgebracht?" fragte sie.

Er sah sie an. Sie hatte ein schlichtes flächiges Gesicht, eine breite und klare Stirn wie ihr Mann, spärliches glattes graues Haar. Sie hatte eine knochige Nase und einen alten Mund; aber das mochte von ihrem Leid kommen. Sie hatte müde graue gute Augen und ein zurückfliehendes Doppelkinn. Sie war niemals schön gewesen; aber sie hatte es niemals vermißt.

Sie sah nicht mehr zu ihm hin, sondern zur Decke. Sie war weder neugierig noch mißtrauisch.

„Was haben Sie mir von ihm mitgebracht?" wiederholte sie. Sie war geduldig.

„Nichts", sagte Hoff leise.

Sie löste die Hände, die sie unter dem Nacken gekreuzt hatte, und schaute ihn an. „Ach, dann ist es ein Mißverständnis", erklärte sie freundlich, „dann hat meine alte Minna wieder einmal schlecht gehört."

„Nein, nein", sagte Hoff und schüttelte den Kopf, „sie hat schon richtig gehört. Ich sagte es, um vorgelassen zu werden."

„Ach", sprach die Frau mit viel tieferer Stimme als eben noch und hob den Kopf vom Kissen. Ihre Augen lagen weit auseinander und hatten sehr gerade Brauen, die über der Nase zusammenwuchsen. Sie sah jetzt ziemlich streng aus.

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau", bat Hoff

und preßte den Hut zusammen, „es war geschmacklos. Ich sehe es ja ein."

Jetzt waren wieder ihre gutmütigen Augen stärker als ihre strengen Brauen. Seine offene Art gefiel ihr, auch sein Gesicht, das weder lügenhaft noch aufdringlich wirkte. „Sind Sie Reporter?" fragte sie. Hoff machte eine unbestimmte Bewegung. — „Dann hätten Sie gar nicht schlecht spekuliert", meinte sie; „denn ich hätte Sie in der Tat nicht empfangen." Sie tat eine entschuldigende Geste, sie wollte wohl den Berufsstand nicht kränken. „Ich bat sogar die Freunde und Mitarbeiter meines Mannes, mich heute möglichst zu schonen. — Denn morgen ist wieder ein schwerer Tag ..."

„Alle Tage sind wohl schwer", warf Hoff leise ein. Der Ton rührte sie an. Der Mann war nicht unsympathisch. Sein Gesicht war von einem Leben gestempelt, das ihr nicht fremd war. Entweder war es Krankheit oder Sorge oder eines der vielen Erlebnisse dieser Zeit, das mit beiden verwandt machte.

„Morgen ist doch sein Begräbnis", sagte sie weich.

Hoff hätte jetzt nicht mehr nötig gehabt, seine zweifelhafte Erscheinung unter neuen Beweis zu stellen. Sie machte es ihm ja leicht. Sie glitt über die Fragwürdigkeit des Eintritts und des Berufes hinweg. Vielleicht wäre bei dem guten Geist der

Frau ein Weiterreden und Vortasten möglich gewesen, ohne seine Person aufs neue zu beglaubigen. Aber ihre reine Traurigkeit trieb ihn zum Anfang zurück.

„Ich bin auch kein Reporter", sagte er und schüttelte wieder den Kopf.

„Schon gut", begütigte sie und hatte sogar den Anflug von einem Lächeln um den Mund, „es ist Ihnen ja verziehen. Ich sehe ja, Sie trauern um ihn. Sie wollen ihm noch einmal so nahe kommen wie möglich. Deshalb kommen Sie doch zu mir, nicht wahr? Und sehen Sie: wenn Sie mir statt eines Federhalters oder eines Notizbuches von ihm eine solche Verehrung für ihn vorweisen, so ist mir das doch noch viel lieber."

In der Unerschütterlichkeit ihrer guten Meinung erinnerte sie ihn ein wenig an Frau Hansmann. — Was wird sich die Alte um mich sorgen! kam es ihm in den Sinn. Wie wird sie dem Kater Joseph über meinen Leichtsinn und meine Unsolidität klagen! Ich muß noch einmal nach Haus gehen, um sie zu beruhigen. —

Die Frau des Ministers hatte wohl von ihm eine Bestätigung erwartet, als sie ihm die Totenverehrung zuwies; denn hier hörte ja auch ihr Verständniswillen auf.

„Habe ich nicht recht?" fragte sie etwas betont.

Es war nicht leicht, ihrem Zureden standzuhalten und nicht zu allem ja zu sagen. Aber gab er nach – aus Vorsicht oder aus Sympathie für sie –, dann tauchte er in ihrer Traurigkeit unter wie in einem stillen See und würde auch von ihr nicht mehr gesehen, so wenig wie von den Demonstranten. Er kämpfte nachgerade um seine schuldige Existenz, die man ihm immer wieder ableugnen wollte.

„Ich bin ein früherer Offizier", entgegnete er leise.

Sie freute sich. „Oh, es gibt gar nicht so wenige, es gibt eine ganze Reihe früherer Offiziere, die nach dem Umsturz zur Besinnung gekommen sind und sich durch die Persönlichkeit meines Mannes von der neuen Welt überzeugen ließen."

So ging es nicht weiter. Die Frau war von einer aufreibenden Konsequenz. Und ihre Gegenwärtigkeit war von einer erdrückenden Kraft. Sie sagte nicht einmal: „mein verstorbener Mann" oder „mein ermordeter Mann". Sie sagte immer nur und zeit ihres Lebens: „Mein Mann."

Hoff sprach leise, langsam und deutlich: „Ich bin Mitglied der Nationalliga."

Die Frau richtete sich auf. Sie nahm auch die Beine vom Sofa und saß jetzt auf dem Rand. Sie stützte die Arme auf den runden Tisch, der vor dem Diwan stand. Hoff sah, daß sie breitschultrig war

und kräftige Knochen hatte. Sie schaute ihn aufmerksam an, nicht erschrocken und nicht im Zorn. Unter ihren Augen waren tiefe dunkle Ringe. Es war vielleicht nicht möglich, mit solchen Leidsiegeln im Gesicht in eine grobe Wut zu geraten.

Hoff saß krumm und hatte den Hut verloren, der vergessen zwischen seinen Schuhen lag. Er sah sie ein wenig von unten an und erwartete ihren Spruch. Vielleicht müßte er jetzt gehen. Heimlich hoffte er auf ihre Gnade. Mit ihrer zwangvollen Art, alles in die Liebe für den Toten zu treiben, rechnete er jetzt nicht mehr.

Sie sagte überraschend genug, nicht als Frage, sondern als Feststellung: „Sie waren Mitglied der Nationalliga." Sie betonte: waren.

Hoff wehrte sich, von ihrer Zähigkeit tief bedroht. „Ich bin es, gnädige Frau."

„Nein", sagte sie entschieden, „oder nur rein äußerlich – innerlich doch nicht mehr."

„Mein Gott!" stöhnte er sehr bedrängt, „wie wollen Sie das wissen..."

„Ist das denn so schwer zu raten?" rief sie und leuchtete vor Überzeugung. „Sie kommen doch in seine Wohnung und zu seiner Frau, weil Sie es bei Ihren Leuten nicht mehr aushalten können – nach alledem. Sie halten die Feindschaft Ihrer Umgebung gegen einen solchen Mann nicht mehr aus –

aus Bewunderung für solches Schicksal, sage ich Ihnen, sicher sogar schon aus Abscheu gegen die Tat..."

Hoff hatte keine Kraft mehr. Er griff ja mit scharfen Ohren nach jedem ihrer Worte und suchte nach Einwänden, um sich zu halten. Aber er fand keinen Grund, sich ihnen entgegenzustemmen, am wenigsten gegen ihren letzten Satz von der Abscheu. Sie faselte ja nicht: es stimmte doch! Er war deshalb hier! Sie war sein Wegbereiter!

Er gab nach. Er nickte und sagte leise: „Sie haben recht – glaube ich."

Auch sie nickte und kam mit den Armen weiter über den Tisch ihm zu, mit den Handflächen nach oben, als erwartete sie seine Hände. „Wissen Sie auch", sagte sie und hatte jetzt wieder eine tiefe Stimme, „das ist Ihnen hoch anzurechnen, lieber Herr... Wie war doch Ihr Name?"

„Hoff", sagte Hoff.

Er erschrak erst, als er seinen Namen ausgesprochen hatte. Jetzt war doch eigentlich sein Schicksal besiegelt; und er brauchte sich nicht mehr viel erklären zu lassen. Aber das war eine Selbstüberrumpelung. Es ist doch nicht die Lösung des Problems, eine Dummheit zu begehen. Das hätte er auch bei dem Muskelmann Emil und bei jedem Polizisten fertigbringen können. Und an Dumm-

heiten war kein Mangel: der Sekretär, der Barbier, der ihm den Bart abnahm, Paula, Hertz, Lilly – jede Stunde seit gestern früh starrte vor Dummheiten, vom Aspekt des Verbrechers und des Kriminalisten. Aber es ging um seine Schuld, nicht um Schläue. Seine Dummheiten waren vielleicht die einzigen Ehrentitelchen auf dem langen Weg seit gestern. Gut, die Nennung des Namens eben mochte das folgenschwerste Wort sein bisher und die halbgesprengten Brücken hinter sich völlig abbrechen. Gut, gut, er hätte nicht mehr umkehren können, wie es auch kommen würde – und diese Frau war die Führerin, wie er sie brauchte. Sie schlug ihn nicht an seine Schuld heran, das hätte ihn ja nur wieder störrisch gemacht; es war schon so, daß sie ihn hineinstreichelte, ahnungslos.

Er hob etwas den Kopf. Sie sah ihn klug und mütterlich an.

„Ich rechne es Ihnen hoch an, Herr Hoff", wiederholte sie; „vielleicht bedeutet das etwas für Sie."

„Es bedeutet sehr viel für mich", sagte Hoff. – Wenn Sie mich nur nicht immer belohnen möchte, vor lauter Liebe für ihn, dachte er. Wenn sie mich nur nicht immer als Konvertiten sähe, als posthume Eroberung ihres Mannes! Sie läßt aus Pietät nichts an mich heran!

„Sie scheinen die Tragödie so tragisch zu nehmen, wie sie ist, Herr Hoff", sagte sie weich. „Wissen Sie auch, daß das für mich die erste Erleichterung ist – dieses Mitgefühl eines sogenannten Gegners?"

„Sie sehen mich viel zu – viel zu wertvoll", erregte sich Hoff, „Sie überschätzen mich ..."

„Ich glaube kaum", fiel sie ein, unbeirrt, „denn ich sehe das Symptom, Sie begreiflicherweise nur Ihr persönliches Gefühl. Ich spreche immer im Zusammenleben mit meinem Mann – das hört für mich nicht auf, Herr Hoff. – Auch er – gerade er rechnete es Ihnen hoch an ..."

„Lassen Sie das doch, gnädige Frau – um Gottes willen! Sie ahnen gar nicht, wie mir Ihre Güte zusetzt!"

„Er ist gütig, Herr Hoff, ich habe es vielleicht von ihm gelernt. Ich habe alles von ihm gelernt. Ich kenne ihn, wie ihn kein Mensch auf der Erde kennt. Ich weiß, daß er noch sehr weit von seinem Ziel entfernt war. Die beiden Kugeln waren furchtbar dumm, entsetzlich dumm: aber das sind alle Kugeln. Das Ziel meines Mannes war die Versöhnung, die innere und äußere Versöhnung, Herr Hoff, die große Versöhnung!"

Hoff stand auf. Er war außer sich. Wenn es so weiterging, absolvierte die Frau auch den Mörder. Sie war von dem Toten mit einer solchen Vollmacht

ausgestattet, daß sie binden und lösen zu können vermeinte und es gar auch konnte, wenn der Schuldige nur ihr einfaches Dogma annahm. Sie band ihn an den Toten und löste ihn von der Schuld. Es war ein Verfahren von evangelischer Schönheit. Aber ihm, Hoff, nützte es nichts! Ihn machte es schlapp und abtrünnig!

„Verzeihen Sie mir!" rief er. „Verzeihen Sie mir! Aber solch ein Ziel liegt im Dritten Reich. So lange können wir beide nicht warten: Ihr Mann nicht und ich nicht. Und ich habe es fast so eilig wie er ..."

Die Frau lehnte sich etwas zurück, hielt sich am Tisch und sah ihn prüfend an, nicht mißtrauisch, sondern mitleidig. Ihre Augen rückten leicht hin und her. – Jetzt sieht sie mir auf den Mund, fühlte Hoff, jetzt auf die Stirn, jetzt in die Augen, jetzt wieder auf die Stirn. – Sie sprach nichts. – Jetzt fragt auch sie sich, ob ich nicht einen kranken Kopf habe ...

Hoff setzte sich wieder, als wollte er ihr mit seiner Gesittung auch seinen heilen Verstand zeigen. Er wollte sich mäßigen, nicht laut sprechen, nicht gestikulieren. „Ich muß bei der Gegenwart bleiben", sagte er gehalten und sah auf den Boden, „die Gegenwart hat mir allerlei beigebracht, und auf dem Weg hierher hatte ich ein Gedicht auswendig zu lernen. Ich möchte es Ihnen aufsagen, gnädige Frau."

„Herr Hoff", unterbrach sie besorgt, „ich komme jetzt mit Ihnen nicht mehr mit. – Ich glaube, Sie machen sich noch krank ... ich meine, Sie vergrübeln sich, Sie komplizieren ..."

Die Frau verstrickte sich selber in dem Wunsch, ihm aus seiner Verwirrung herauszuhelfen, und schwieg verlegen. Sie kannte Fälle, wo sich junge Menschen in einem Fieber der Ehrlichkeit verzehrten, schließlich zu verbohrten Abstraktionen kamen und sich in den äußersten Radikalismus retteten, um nicht verrückt zu werden. Jetzt fehlte doch ihr Mann, der solche Menschen mit seiner ruhigen Vernünftigkeit oft wieder auf die richtige Straße zurückgebracht und sie zu nützlichen Mitarbeitern erzogen hatte. ‚Ich brauche keine Fanatiker, keine Genies und keine Hysteriker', pflegte er zu sagen, ‚ich brauche Kameraden, die einen Witz verstehen.' „Wäre mein Mann hier", fuhr sie fort und sprach vor Wehmut unsicher; denn sie hörte mit dem Zitat auch seine geliebte Stimme, „wäre er hier, er hätte Sie rasch wieder beieinander. Er verstand sich darauf, Herr Hoff."

Hoff hob das Gesicht und deklamierte beinahe schüchtern: „Die Mörder kennen wir – die Mörder nennen wir – die Mörder hassen wir – die Mörder fassen wir! – – Das habe ich von der Straße mitgebracht, gnädige Frau."

„Ach so!“ rief sie erleichtert, „das ist es! Das macht Ihnen soviel Sorge?“

„Nicht Sorge“, sagte Hoff, „eher Verwirrung; es ist einfach die Gegenprobe zu Ihrem gütigen Exempel. – Haben Sie es gehört?“

„Ja“, sagte sie, „aber es gefiel mir nicht. Es ist wider seinen Geist.“

„Standen Sie am Fenster?“

„Nein, ich lag hier auf dem Sofa.“

„Haben Sie von der Demonstration gewußt?“

„Ja, Herr Beutelmann kündigte sie mir an.“

„Wer ist doch Herr Beutelmann?“ fragte Hoff leise, wie für sich.

„Der Sekretär meines Mannes – Sie wissen doch, der dabei war.“

„Ach ja“, flüsterte Hoff, „und warum sahen Sie sich die Leute nicht an, gnädige Frau?“

„Ich liebe keine Demonstrationen, mein Mann auch nicht. Für ihn war es immer eine Qual, unter dem Druck von Demonstrationen und Plakattafeln zu sprechen, also eigentlich nur das zu sagen, was sie ihm in Stichworten mitbrachten. Aber er hat es natürlich oft tun müssen. Ich brauche es nicht. Ich kann das auch nicht. Ich habe niemals seine Kraft aufgebracht, ein Mittelpunkt zu sein, – und am allerwenigsten heute.“

„Sehen Sie“, sagte Hoff mit Genugtuung, „ich

habe Sie mir ähnlich vorgestellt. Deshalb fragte ich so aufdringlich."

Auch sie war zufrieden. Sie rechnete es sich zugute, eine Entspannung herbeigeführt und den offensichtlich Leidenden beruhigt zu haben. Für sie lag der Fall ziemlich klar: da war ein junger Mensch von williger, prägsamer und moralischer Natur, ein wertvoller Mensch also, der durch die letzten Ereignisse aus dem Gleichgewicht gekommen war, seine politische Verranntheit bereute und nun herkam, um seinen inneren Frieden wieder zu finden. Der Frieden würde zu ihm kommen, wenn sie ihn dem Geist ihres Mannes nahe brachte. Es gab für sie keine schönere Aufgabe.

„Sehen Sie", sagte sie, „jetzt sind wir schon ruhiger. Und ich werde Ihnen auch Ihre anderen Fragen beantworten können, glaube ich. Sie haben sicherlich noch mehr auf dem Herzen. Ich möchte haben, daß Sie ganz leicht und befreit von mir weggehen."

Sie war abgespannt. Ihre körperliche Schwäche, die sie in der letzten Erregung vergessen hatte, machte sich wieder bemerkbar. Sie streckte sich auf dem Diwan aus.

Ich bin froh, daß sie wieder liegt, dachte Hoff, und nicht mehr so unerschütterlich gutgläubig und wohlmeinend vor mir sitzt. Wenn sie liegt, denkt sie wohl

mehr an sich, ihren Körper, ihre Trauer und wird skeptischer. Ich wünschte, es bliebe möglichst sachte zwischen uns, damit sie nicht wieder auffährt.

„Wären Sie bei meinem Mann," meinte sie versonnen und sah zur Decke, „so läse er Ihnen Ihre Nöte von den Augen ab und heilte Sie, ehe Sie es sich versähen."

„Ich denke die ganze Zeit daran", sagte Hoff von einem ganz anderen Ende der Welt her, „ob Sie sich nicht insgeheim fragen: weiß dieser Mensch vor mir, ein Ligamann, vielleicht nicht mehr von dem — von dem Mord als ich?"

„Das frage ich mich ganz und gar nicht", erwiderte sie still und rührte sich nicht.

„Aber wenn ich es wüßte", drängte Hoff und hakte die Finger ineinander, „erwarteten Sie dann nicht nach alledem, daß ich Ihnen sagte, was ich weiß?"

„Nein", sagte sie sehr knapp.

Hoff bebte. Er nahm sich zusammen, so gut es ging. Vor Angst, zu laut zu werden, sprach er ganz leise: „Aber das ist doch beinahe unglaubhaft, gnädige Frau! Wenn ich in der Lage wäre und willens wäre, Ihnen den Täter zu nennen ..."

„Ich bin nicht der Staatsanwalt", sagte sie kalt. Sie war grenzenlos enttäuscht. Entpuppte sich aus dem neuen Jünger ein kleiner Judas?

„Sie sind doch die Frau des Ermordeten!" flüsterte Hoff außer sich.

Sie hob die Hand und ließ sie auf den Tisch neben sich fallen. „Eben deshalb!" sagte sie überraschend hart. „Sie haben es wenig begriffen. Ich bin seine Frau und wollte Ihnen gerne helfen, in die Nähe seines Geistes zu kommen. Aber er und ich: wir interessieren uns nicht ..."

„Er ist ermordet!" rief Hoff unbeherrscht.

„Ja, er ist ermordet!" rief sie noch lauter und traf mit der Hand von neuem die Tischplatte, „da nützt es ihm und mir entsetzlich wenig, wenn Sie sagen können, wer es getan hat!" Sie schluchzte auf und schlug die Hände vor das Gesicht. „Warum kommen Sie damit zu mir?" klagte sie.

Hoff preßte die Finger gegen die Schläfen und schloß die Augen. Umkehren! Ich muß umkehren! dachte er, sie liegt wie eine Mauer vor meiner Schuld – ich renne mir noch den Schädel ein ...

Aber wie sollte er umkehren? Sollte er wieder lügen und umschreiben und sich in Bedingungssätzen zurückwinden? Er hatte dazu nicht mehr die Nerven.

„Warum? Warum?" flüsterte er verzweifelt, „aber man geht doch auch zum Priester! Es gibt doch eine Gewissensnot!"

Sie rührte sich nicht. Vielleicht begriff sie noch nicht seine Verzweiflung, vielleicht wollte sie sie nicht

begreifen, weil es über ihr Dogma hinausging. – Oder sie wußte nicht, was Gewissensnot ist.

Hoff hielt sich den Kopf. Er wurde vor Hoffnungslosigkeit böse. Er sagte fast gehässig: „Es gibt doch außer dem Opfer auch noch den Täter. Es gibt außer Leidenstragödien: Tätertragödien. Wie kann der Täter, der dazu bereit ist, seine Schuld tilgen?"

Sie schwieg. Vielleicht wußte sie keine Antwort.

„Ja, ja", quälte sich Hoff, „das ist vielleicht zuviel gefragt. Ich will ja nur wissen, wie er an seine Schuld herankommt?"

Sie sagte kalt: „Das klebt ja an seinen Händen."

„Nur das Blut! Nur das Blut!" stöhnte Hoff, „aber die Schuld kann durch die Finger rutschen und davonlaufen ..."

„Haben Sie Fieber?" fragte sie.

Jetzt hatte er Fieber. Das Hemd klebte ihm am Rücken, trotzdem es im Zimmer nicht warm war. Es schüttelte ihn. Sie sah es und stand auf. Sie war eine stattliche Frau, größer als der Minister, oder sie schien ihm nur groß, weil er krumm auf dem niedrigen Stuhl saß. Sie war schon wieder gutmütig. „Sie sind ja krank, Herr Hoff", sagte sie besorgt, „legen Sie sich doch ins Bett."

„Was soll denn der Mörder tun – nach Ihrer Meinung?" fragte er hartnäckig und mit flatternder Stimme.

Sie hatte zu begütigen. „Wenn er so leiden würde, wie Sie", sagte sie, „dann hat er nicht mehr weit zur Versöhnung mit sich und dem Opfer. Und mein Mann nähme auch diese Versöhnung an, glauben Sie mir. Und beruhigen Sie sich doch."

Hoff hielt sich an dem Gestell seines Stuhles fest. Er fand, daß das Zimmer nicht fest stand. Er hatte Magenschmerzen vor Hunger. Er hatte heute noch nichts und gestern zu wenig gegessen.

„Nichts ist gut", kämpfte er. „Versöhnung ist Einbildung. Das ist doch beinahe ein Trick, um zu kneifen. Aber wenn er sich stellte, sind Sie zufrieden, nicht wahr?"

„Was für eine Zufriedenheit sollte mir das geben", antwortete sie traurig.

Jetzt ertrinke ich, dachte er und sah dicht unter den Augen eine glatte graue Fläche, wie Wasser oder Sumpf oder Nebel. Er griff nach ihrer Hand und hielt sich an ihr. „Sagen Sie doch ja!" flehte er erstickt, „sagen Sie doch: wenn er sich stellt, dann bin ich zufrieden!"

Was es für arme Menschen heutzutage gibt, dachte sie mitleidig, und was er für heiße Hände hat. Er muß ins Bett. Ich muß ihn loswerden. Sie sagte also: Ja, ja, sie sei mit einer Selbststellung des Täters zufrieden; und es sei schließlich auch das beste, wenn ein reuiger Sünder die naheliegendste Ein-

richtung für seinen inneren Ausgleich in Anspruch nimmt, also das Gericht; das sei der einfachste Weg ...

„Zum Teufel mit der Bequemlichkeit!" unterbrach Hoff grob.

Diese offenbar sinnlose Antwort schien ihr so bedenklich, daß sie ihm vorsichtig die Hand entzog und ihm freundlich bedeutete, nach Hause zu gehen und sich hinzulegen. Mit einer Grippe dürfe man nicht spaßen. Sie erinnerte ihn wieder an Frau Hansmann.

Es klingelte. Sie hob den Kopf. – Dann sagte sie: „Sie dürfen sich auch nicht mehr mit diesen fürchterlichen Fragen quälen, Herr Hoff. Glauben Sie mir, der Täter selber macht sich das Leben nicht so schwer."

Sie ist doch nicht dumm! dachte Hoff, sie will mich nur nicht an die Tat heranlassen! – Er hielt den Atem an, seine Hände flogen auf, sein Kopf ging hin und her, oder es war das Zimmer. Plötzlich stieß er mit dem Atem heraus:

„Ich bin ja der Täter."

Was wird sie tun? dachte er sofort. Sie wird es mir nicht glauben. Sie wird vielleicht lachen.

Sie lachte nicht. Sie schüttelte nur den Kopf, sie kam sogar noch einen Schritt näher und dann strich sie ihm leicht über das Haar. Das hatte heute David

Hertz auch getan. Sie sagte nichts. Hoff saß wie betäubt.

Es klingelte wieder. „Die alte Minna hört wieder nicht", sagte sie und ging zur Tür. „Es wird nur Herr Beutelmann sein."

Hoff sprang auf. Er öffnete und schloß den Mund. „Bitte, nein ..." stotterte er. Sie blieb stehen. „Ach so", sagte sie, „Sie sind allerdings nicht in der richtigen Verfassung für neue Bekanntschaften, Herr Hoff."

„Adieu!" sagte Hoff. Draußen hörte man das Öffnen der Haustür und die Begrüßung des Ankommenden durch die Alte: „Ach, der Herr Beutelmann."

„Adieu!" drängte Hoff. Die Frau gab ihm die Hand. „Gute Besserung, und kommen Sie wieder, wenn Sie gesund sind. Ich möchte Ihnen gerne helfen."

„Vielen Dank", sagte Hoff, „verzeihen Sie, bitte, ... Adieu."

Er ging. In dem dunklen Korridor begegnete er dem Sekretär. Hoff klopfte das Herz bis in den Hals. Er drückte sich an die Wand. Der Gang war eng. Der Sekretär streifte seinen Arm. Das Gesicht war nicht zu erkennen, zumal die Augen durch das Tageslicht geblendet waren, Hoffs Augen durch das helle Zimmer, des anderen Augen durch das

helle Treppenhaus. Aber Hoff kannte ja das Gesicht.

Der Sekretär sagte höflich: „Guten Tag.“ Er hatte ein feines, helles, kühles Stimmchen. Hoff sagte kurzatmig: „Guten Tag!“ und schob sich seitlich vorbei. Die Alte hielt unwirsch für ihn die Haustür auf.

Via mala

Es war eine mangelhafte, eine jämmerliche Entscheidung; aber es war eine Entscheidung. Hoff hatte nicht viel Zeit mehr, oder richtiger: er wies sich eine bemessene Zeit zu, um zu Hause noch das Wichtigste zu erledigen, einige Briefe zu vernichten, kurz: aufzuräumen. Er war ein ordentlicher Mensch. Außerdem wollte er ja noch Frau Hansmann beruhigen, wie er es nannte.

Er ging wohl den kürzesten Weg nach Hause. Gewiß war es nicht; denn der erste Wegteil zumal stand noch unter der Herrschaft seines Fiebers – oder was es war. Er konnte sich später keine Auskunft geben, wie er aus dem Haus Nr. 55 herauskam, welche Straßen er wählte, welche Gedanken er hatte. Er war seiner überhaupt nicht mehr sehr sicher. Nach der Hälfte des Weges, als er nicht mehr einen brennenden und schwitzenden Körper hatte und der Kopf leichter wurde, fehlte ihm zum Beispiel die Kontrolle des Gedächtnisses über diese und jene Stelle seines Gespräches mit der Frau des Ministers. Er wußte vor allem nicht mehr mit Sicherheit, ob er das Geständnis zum Schluß ausgesprochen oder nur gedacht

hatte. Er wußte nur, daß er mit Ach und Weh das Ziel erreicht und daß sie doch schließlich nichts Besseres zu sagen gewußt hatte als das Verschen vom reuigen Sünder und den einfachsten Weg für ihn. Daß er bei dem Aufgebot an Widerständen und bei seiner geistigen und körperlichen Verfassung nicht mehr viel Zeit zu vertun hatte, spürte er.

Nicht mehr Kämpfe der Gedanken und Gesichte, nicht mehr reden, nicht mehr reden, kein Für und Wider mehr – und vor allem: keine neue Nacht mehr in der Unsicherheit! Keine neue Nacht mehr! –

Es war inzwischen schon Nachmittag.

Hoff hatte Hunger. Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn er der Frau mit vollem Magen gegenübergetreten wäre. Das körperliche Versagen kam zu einem guten Teil von der Unterernährung. Wenn er sich halten wollte, mußte er essen.

Er kaufte sich Brot und Schokolade. Er hatte so großen Hunger, daß er die Schokolade noch unterwegs verzehrte, im Gehen.

Im Haustor stand Paula und sagte: „Endlich!" Er hatte seit dem Auftritt vor Hertzens Gartentür an Devotion verloren. Stände er stumm und ergeben, so hätte ihn Hoff angebrüllt. Jetzt sagte er nur fein: „Ich habe keine Zeit!" und lief an dem Kleinen vorbei ins Haus. Er nahm zwei Stufen

auf einmal, um möglichst rasch in Sicherheit zu sein. Er lief eigentlich davon.

Er war im Augenblick nicht sonderlich mutig; denn er wollte auch nicht sofort Frau Hansmann auf dem Hals haben. Nur nicht gleich wieder sprechen müssen! Er schloß seine Tür vorsichtig auf, machte sie recht leise zu und ging auf Zehenspitzen. Er setzte sich auf das Bett und mußte den Mund öffnen: so schnell ging das Herz und der Atem. Er sah sich im Zimmer um. Es war aufgeräumt und traurig, wie ein gesäubertes Totenzimmer nach Abtransport der Leiche. So fand er es wenigstens. Er spürte noch nachträglich an jedem getanen Handgriff die Sorge und das Gefrage der Alten um ihn und ihren trauervollen Schwatz.

Jetzt hörte er sie wirklich. Sie redete in der Küche, natürlich mit dem Kater Joseph. Um zu verstehen, was sie sprach, hätte er aufstehen und an die Tür gehen müssen. Aber er war nicht neugierig; er konnte es sich ja ungefähr denken. „Wo mag nur unser Herr sein, Joseph?" oder so ähnlich, dazu ihre weltanschaulichen und moraltheologischen Betrachtungen. Sie hatte gleichsam ein Abonnement auf den lieben Gott.

Er war sehr abgespannt und ihn fror ein wenig, im Gegensatz zu den letzten Stunden. Es brauchte nicht wieder Fieber zu sein. Das Zimmer war nicht geheizt. Warum also immer die Schlüsse auf die Ge-

sundheit? Wenn das Zimmer kalt ist, friert man. Wenn man nichts im Magen hat, kommen Schwindel. Wenn das Biedermeierzimmer der Ministerfrau überheizt ist, schwitzt man. (Er hatte vergessen, daß es nicht überheizt war.) Hoff war abgeschlagen und hatte Bedarf nach Vereinfachungen, aus Überdruß gegen die vielen Windungen der letzten drei Tage.

Heute war Sonnabend, gestern war Freitag, vorgestern war Donnerstag. Großer Gott, am Mittwoch abend erst war die Führersitzung! Großer Gott, seine Geschichte lief erst drei Nächte und drei Tage!

Wie soll man mit dem Leben zurechtkommen, wenn der kleinste Zeitteil größenwahnsinnig wird! Er wurde dabei ja uralt im Nu! Sein Motor lief so irrsinnig, wie bei dem Schüttler, den er einstmals traf. Wann traf er ihn doch? Vorgestern – in der grauen Vergangenheit von vorgestern.

Da ist ja noch ein Brother, sagte sich Hoff zähneklappernd, noch ein Held: er kam vor lauter Zeitbedrängnis seiner Gesichtermenge nicht nach, trotz Pumpen und Grimassieren und fortwährender Arbeit – wie ich, wie ich, nur daß ich kein scheußlicher Ein-Person-Film bin wie er, sondern die Handlungen dramaturgisch besser verarbeite und verteile. Aber er will doch auch zu einem Resultat kommen und bei einem Gesicht stehenbleiben und seine menschliche Entscheidung haben und von der tobsüchtigen

Zeit abgekuppelt werden. Es ist im Grunde bei ihm wie bei mir ...

Daneben hörte er den ununterbrochenen Monolog der Frau Hansmann. Die Alte, um nicht närrisch zu werden, glaubte natürlich, es sei ein Zwiegespräch. – Sieh an, lächelte Hoff, sieh an, auch sie! Ich finde immer mehr Brüder und Schwestern. Frau Hansmann spricht mit dem Kater Joseph, wie ich mit David Hertz. Weiß Gott, mit wem alles der hundertgesichtige Schüttler spricht. Wir müssen alle unsere Partner haben ...

Jetzt aber hörte er jemand die Haustreppe heraufkommen. Die Lärmstiege krachte dabei so wenig, daß der Aufsteigende einen sehr leichten Körper haben mußte. Es war also entweder ein Kind oder Zwerg Paula.

Es klopfte an Hoffs Tür. Es war natürlich der Kleine. Er war wie eine Wanze. Eine Wanze schlägt man schließlich tot, so ekelhaft der Brei ist, der dann immer noch zurückbleibt. Paula wollte gewiß das Beste; aber nun stand es ja anders. Er, Hoff, war endlich umgekrempelt. Während dieser Arbeit kamen ihm die Begriffe von Gut und Böse und Gutmeinen und Schlechtmeinen gehörig durcheinander: so behandelte er auch seine Umgebung und vor allem den Zwerg höchst unterschiedlich: einmal gut und einmal schlecht.

Aber nun stand es anders. Er war Gott sei Dank zu einem eindeutigen Standpunkt gekommen, auch seinen sogenannten Freunden gegenüber. Er war ihr Gegensatz geworden. Die es also am besten zu meinen glaubten, handelten an ihm am schlechtesten. Er lobte sich die Remis-Leute wie Hertz, die Inaktiven: sie ließen ihn wohl jetzt in Ruhe. Die Wanze natürlich nicht.

Hoff saß auf dem Bett und rührte sich nicht. Paula klopfte ein zweites Mal, ein drittes Mal. Er pochte keineswegs schüchtern und zum Schluß mit dreister Faust. – Ob ich nicht die Tür aufreiße und ihn die Treppe hinunterwerfe, überlegte Hoff.

Paula ließ plötzlich von der Tür ab, trat nebenan zur Hansmannschen Wohnungstür und klingelte. Er tat es nicht zaghaft, wie bei seinem ersten Besuch (wann war das? – gestern, wahrhaftig erst gestern!), er klingelte auch nicht auf eine normal energische Art, wie es der Anstand auch dem Eiligen vor fremden Wohnungen gebietet: er läutete sofort Sturm. – Ich muß ihn so verprügeln, daß er von mir genug bekommt und gerne abzieht, sagte sich Hoff.

Frau Hansmann eilte entrüstet und kampfbereit den Gang entlang. „Ja, was ist denn das für eine Unverschämtheit!" rief sie mit ihrem zarten Stimmchen, das vor Zorn in spitzigen Diskant kam. Sie öffnete.

„Da sind Sie ja schon wieder, Sie ... Sie ... – Und was fällt Ihnen ein, so zu läuten, Sie ... Der Herr ist doch nicht da, sage ich Ihnen!"

„Natürlich ist er da", sagte Paula mit Bestimmtheit.

„Er ist nicht da, Sie ..."

„Er ist vor ein paar Minuten gekommen. Sehen Sie doch nach!"

Hoff stand auf, öffnete die Tür zum Treppenhaus und trat hinaus. Paula wartete vor der offenen Tür der Frau Hansmann, die gerade in die Wohnung zurückgegangen war, jedenfalls um in das Zimmer des Mieters vom Korridor aus hineinzusehen. Der Zwerg drehte sich um und erwartete Hoff mit großer Ruhe. „Sie werden mir unbegreiflich, Herr Rittmeister", sagte er.

Hoff ging zu ihm hin und nahm ihn am Kragen. „Wollen Sie mich in Ruhe lassen oder muß ich Sie die Treppe hinunterwerfen?" drohte er.

In der Wohnung rief Frau Hansmann: „Herr Hoff! Herr Hoff! – Ach du lieber Gott, da sind Sie ja wirklich!"

Sie lief herbei. Hoff mußte den Kleinen loslassen. Paula reagierte überdies nicht auf seine Drohung. Er ordnete den Rockkragen, zog den grauen Halsschal fester und meinte: „Wir dürfen Sie leider nicht in Ruhe lassen, Herr Rittmeister."

„Wer: wir?" fragte Hoff aufgebracht.

Frau Hansmann erschien in der Tür, mit erhobenen Händen, vor Freude strahlend: „Ja, Herr Hoff! Ja, Herr Hoff! Ich war schon ängstlich! Ja, wie Sie aussehen! Schlecht, sage ich Ihnen! Kaum zu erkennen! Ja, wann sind Sie denn gekommen?"

„Vorhin", sagte Hoff verlegen und zog sich über den Treppenhausflur in sein Zimmer zurück, „ich hatte sehr viel zu tun. Ich sage es Ihnen nachher schon."

Paula folgte ihm ohne weiteres und schloß hinter sich die Tür. Man hörte Frau Hansmann auf ihrem Weg durch den Korridor zur Küche dem Kater Joseph die Ankunft und das Aussehen des Vermißten verkünden.

Hoff saß auf dem Bett. Der Kleine stand noch an der Tür. Er sagte: „Der Hertz hat mich zu sich kommen lassen. Er sagte mir, daß man auf Sie aufpassen müsse."

Hoff gab keine Antwort. – Warum bin ich nach Haus gegangen, tadelte er sich, das ist jetzt die Folge, das war wieder einmal eine Schwäche; denn was geht mich im Grunde die alte Frau Hansmann an; sie hätte es noch früh genug erfahren und wäre auch darüber hinweggekommen. Oder legst du vielleicht auch noch auf ihre Meinung in dieser Frage

Wert? Hast du von den Konsultationen immer noch nicht genug?

„Haben Sie eigentlich gehört, was ich eben sagte, Herr Rittmeister?" fragte Paula.

„Natürlich", sagte Hoff.

„Sind Sie wirklich in der Lage zu hören, zu verstehen und auf die Worte anderer Menschen einzugehen? – Verzeihen Sie die Frage, Herr Hoff."

„Ich verzeihe Ihnen nicht, Sie Flegel."

Hoff machte kleine böse Augen. Dieser Zwerg war der unverfrorenste von allen, die bisher an seinem Verstand zweifelten. Er schien durch Hertz, den unsicheren Kantonisten, großzügig unterrichtet. Am besten wäre, man ließ ihn bei seinem Zweifel, schritte recht wahnsinnig auf ihn zu, stopfte ihm den Waschlappen ins Froschmaul, bände ihn an den Bettpfosten und ginge seines Weges.

„Ich wollte Sie nicht beleidigen", erklärte der Zwerg und wiegte bekümmert den dicken Kopf.

„Aber ich Sie", fuhr Hoff dazwischen.

„Das tut nichts zur Sache", meinte Paula; „meine Frage eben, die Sie so aufbringt, hätte natürlich anders lauten sollen. Ich müßte fragen, ob Sie noch das geringste Interesse für andere Menschen haben oder für das, was andere Menschen Ihnen noch zu sagen hätten."

„Allerdings nicht", sagte Hoff.

„Sehen Sie", bedauerte Paula, „da hat Hertz schon recht."

„Womit?" fragte Hoff.

„Mit seiner Befürchtung, daß Sie sich immer mehr isolieren und in Ihrer Verzweiflung dann natürlich Dummheiten machen."

„Was für Dummheiten?"

„Schlappmachen."

„Deutlicher!"

„Sich stellen."

Hoff schwieg eine Weile und dachte nach. Wie übel muß David dran sein, daß er sich diesen Verbündeten holt! Er hat noch immer nicht auf mich verzichtet. Er fingert immer noch nach meinen Rockschößen. Wie kann er mir so unmännlich nachlaufen? Er holt mich doch nicht mehr. Er könnte sich vor mir eine Kugel durch den Kopf schießen: und ich könnte nicht mehr stehenbleiben. Aber er tut es nicht; er vegetiert in den Parzellen Feigheit, die ich einmal hatte. Die Allianz mit Paula ist doch verächtlich ...

Er sprach langsam und verschränkte die Arme wie in Gleichmut: „Schlappmachen und Dummheiten? Sagen Sie einmal, Paula, sind das seine oder Ihre Ausdrücke?"

Der Zwerg sah ihn unsicher an und sein feiner Mund wurde vor Kummer noch schmaler. Herr Hoff, Rittmeister und Professeur, sein Held schien wahr-

haftig ein Irrer. Nach solchem Hin und Her der Worte und solchem Schweigen diese ganz abseitige und unsinnige Frage? Dann auch nannte er ihn zum erstenmal mit dem kränkenden Spitznamen, den die rohen Chauffeure für ihn gefunden hatten. Herr Hoff hatte noch niemals Paula zu ihm gesagt. Der Kleine wußte es genau, weil er darauf achtete. Der gesunde Herr Hoff war viel zu taktvoll, um nicht eine geschmacklose Anrede zu umgehen. Der Kleine hieß doch nicht Paula, sondern François Schopp und stammte aus dem Elsaß.

„Aber die Ausdrücke sind jetzt doch wirklich nicht so wichtig, Herr Hoff", wandte er leise ein.

„Sie sind sehr wichtig", behauptete Hoff; „hat Hertz die Selbststellung tatsächlich eine Dummheit genannt?"

„Ich kann es Ihnen nicht beschwören", räumte Paula ein, „ich heiße übrigens François Schopp."

Hoff ging ohne weiteres über die Vorstellung hinweg. „Bitte überlegen Sie, wie er sich ausgedrückt hat", verlangte er hartnäckig.

Paula fügte sich. „Er sprach wohl nicht gerade von Dummheiten. Er sagte etwa, er befürchte, daß Sie die Nerven verlieren ..."

„.... den Verstand verlieren", verbesserte Hoff.

Paula schwieg verdrossen.

Hoff stand auf. Er fühlte, er war in Fahrt. Mein

Gott, wo gab es denn Schwierigkeiten für einen Willen, der sich so aus allen Himmelsrichtungen Zufluß und Nahrung geholt hatte und langsam, langsam kräftig wurde wie der seine? Das Männchen dort? Paßt einmal auf, was ich mit dem Männchen mache.

„Passen Sie mal auf", sagte er auch zu Paula, ging auf ihn zu, nahm ihn bei den Ellbogen und stemmte das Körperchen mühelos in die Höhe. Paulas Kopf war jetzt recht nahe der Zimmerdecke, die nicht eben hoch lag. Der Kleine machte als alter Artist den Körper steif, drückte die Arme an die Seiten und schloß nach Möglichkeit die krummen Beinchen, die Fußspitzen nach abwärts drückend. Er hielt es nämlich nicht für ausgeschlossen, daß ihn der nicht mehr berechenbare Herr Hoff kurzerhand zu Boden fallen ließ, und die Höhe war für ihn beträchtlich. Zum Glück hatte er als Clown zu fallen gelernt, eine anspruchsvolle Kunst, die Geistesgegenwart und die Ausbildung besonderer Muskeln verlangte. Seine Spezialität war das Fallen in die Sitzlage gewesen, wozu er durch seine Kurzbeinigkeit begabt war. Er konnte in seiner Glanzzeit im Marschtempo und schneller auch vom Stand in den Sitz und vom Sitz in den Stand springen, mit gestreckten Beinen, und sich dabei noch fortbewegen. Er konnte auch von ziemlicher Höhe, von drei aufeinander-

gestellten Stühlen nämlich, in den Sitz fallen. Heute waren natürlich die Glieder steifer, es fehlte die Übung und selbstverständlich auch die wattierte Kleidung. Immerhin war er auf den Sturz gefaßt und spannte die Muskeln des Gesäßes und der Oberschenkel. Er trug dabei ein aufmerksames, ruhiges und entschlossenes Gesicht.

Hoff hielt ihn in die Höhe. Die Anstrengung war für ihn eine Befreiung und eine Lust. Er hätte mit dem Zwerg hanteln mögen. Paulas stummer Mut machte ihm Freude. Hätte der Kleine gezetert oder mit den Beinen um sich geschlagen, so würde er ihn auf den Kopf gestellt und geschüttelt haben, daß ihm Hören, Sehen und Schreien verginge. „Also Sie wollen mich überwachen, Kerlchen?" fragte er ganz freundlich hinauf. Paula sagte nichts und schielte auf ihn herunter. Er wollte den wilden Mann durch keinen Trotz reizen. Hoff ging mit ihm langsam zum Fenster. Paula zog die Knie an. Er hatte also doch Knie. „Sie brauchen ja nicht hinunter zu sehen", sagte Hoff, „Sie können so und so nichts machen, wenn ich Sie Häufchen Unglück durch das Fenster werfe. Ich taxiere die Höhe auf zwanzig Meter. Unten ist ein scheußlicher Hof mit Mülleimern."

Paula bekam blinzelnde Augen und krallte die Finger in das lappige Revers seines Jäckchens, als wollte er sich an sich selber festhalten. Sonst benahm

er sich bewundernswert. Hoff sah zu ihm hinauf, als erwartete er eine Äußerung. Paula sagte auch schließlich etwas unfrei: „Es ist Ihnen schon zuzutrauen."

„Das genügt mir fürs erste", meinte Hoff und ließ ihn sachte zu Boden, hielt ihn aber noch bei den Schultern. „Sie merken sich also, daß es mit der Überwachung eine böse Sache wird. Haben Sie mit diesem Hinweis genug?"

Paula hatte wieder glasierte Augen. Ihn kränkte nicht die Behandlung, die ihm widerfuhr; es war auch nicht die Drohung, welche ernst genug genommen werden mußte: es war der Kummer um den geliebten Menschen und zum erstenmal auch über die eigene Hilflosigkeit. Ach Gott, er hatte doch allerlei für Herrn Hoff getan – und Herr Hoff konnte ja nicht wissen ... ach Gott, Herr Hoff durfte ja nicht wissen, was er gerade heute für ihn getan hatte. Aber im Grunde genommen blieb es ja doch bei der furchtbaren und nicht zu verringernden Distanz wie zu jenem schönen italienischen Todesfahrer und ersten Helden – Gott ja, wie schließlich zu allen mit richtigem Gliedermaß, also zu den meisten Menschen. Aber die anderen Menschen liebte er ja nicht, sondern haßte er gar. Und an das ewige Hinaufsehenmüssen hatte er sich gewöhnt: das gab keinen tragischen Kontrapunkt mehr.

Paula hob abwechselnd die Schultern, weil ihm

Hoffs Hände auf den Achseln weher taten als vorhin unter den Ellbogen. „Lieber Herr Hoff", bat er zärtlich, vielleicht um abzulenken, „rufen Sie um Gottes willen den Hertz an. Er bittet Sie ganz dringend. Er wartet sicher schon lange drauf. Er sitzt schwer im Druck, scheint es. Er ist vielleicht auch in einer gewissen Zeitbedrängnis. Er bekümmert sich sehr um Sie. Ich glaube, ich habe ihm arg Unrecht getan. Sie tun es jetzt vielleicht auch. Er ist gar kein Brother – Sie wissen schon, was ich damit meine. Er ist sehr anständig."

Hoff nahm nicht die schweren Hände fort. Es war kaum noch zum Aushalten. Er hatte auch jetzt wieder das taube und verbohrte Gesicht. Er hatte gewiß nicht zugehört oder die Worte einfach nicht angenommen. Ihn interessierte nichts mehr, nicht einmal mehr der einst gepriesene und von Anfang an vorgezogene Hertz, den er doch selber, schien es, ziemlich übel zugerichtet hatte – den er also nicht besser behandelte als ihn, François Schopp. Dies war wohl eine gewisse Genugtuung; aber sie kam zu spät. – Paulas roter Kopf wurde noch röter.

„Also Sie haben noch nicht genug", redete Hoff unbarmherzig auf ihn herunter. „Sie haben zwar Angst; aber Sie wollen noch nicht verschwinden – ich meine diesmal nicht durch das Fenster – denn das hängt ja nicht von Ihnen, sondern von mir ab –,

sondern noch durch die Tür. – Oder wollen Sie lieber doch gehen?"

Hoff nahm den Kleinen zwischen seine Hände und trug ihn mit ausgestreckten Armen in die Nähe der Tür, wie eine Puppe. Hoff spürte eine merkwürdige Spielwut der Muskeln. Er hätte mit dem fremden Körperchen umgehen mögen wie gewisse japanische Parterre-Akrobaten mit den Jungen ihrer Truppe, die sie in die Luft wirbelten, auffingen, drehten, prellten und schwangen wie Turnkeulen.

„Herr Hoff", sagte Paula gequält, „Sie vergessen sogar, daß ich ein Mensch bin."

„Sie sind eine böse Gotteslaune", zitierte Hoff aus einer halben Erinnerung, „wollen Sie also gehen?"

„Nein", sagte Paula, „ich mache mir nichts aus schlechten Launen."

Hoff ließ ihn los, blieb aber bei ihm stehen. „Dann passen Sie bitte noch ein zweites Mal auf", begann er, und seine Lippen zuckten wie bei einem Kartenspieler mit dem Trumpf in der Hand. „Jetzt werden Sie von selber in die Luft gehen. Jetzt brauche ich Sie nicht mehr hochzuheben. Tu l'as voulu, Georges Dandin."

Er weiß sicherlich nicht mehr, wie abstoßend er geworden ist, entschuldigte ihn sich Paula.

Hoff steckte die Hände in die Hosentaschen. „Kurz

und gut, mon vieux, die besagte Dummheit habe ich schon getan."

Er erwartete, auf den Fußspitzen wippend, Paulas Explosion. Doch der Kleine rührte sich nicht und sah zu Boden.

Hoff fuhr fort: „Also Sie glauben es mir nicht. Gut, ich versuche Sie zu überzeugen. Ich versichere Ihnen, daß ich weiß, was ich rede. Ich lüge Sie auch nicht an; denn das habe ich nicht nötig. Sehen Sie mich bitte an."

Paula sah ihn nicht an. Hoff, in seiner körperlichen Anmaßung, nahm den Kleinen am Kinn und drehte das Gesicht sich zu.

„Aufpassen!" sagte er, wie zu einem unfolgsamen Schuljungen. „Ich komme geradewegs von der Frau des Ministers, Peterswalderstraße 55, zweiter Stock. Ich habe ihr gesagt, wer ich bin und was ich getan habe. Es bleibt sich also gleich, ob ich mich stelle oder ob mich die Polizei stellt. Sehen Sie das ein?"

Paula drückte die Augen zu und sagte nichts; aber seine Kinnbacken zitterten, wie der andere an der Hand spürte. Dieses kleine Beben machte auf Hoff Eindruck. Es sitzt, sagte er sich, und er tut mir schon wieder leid.

Hoff wandte sich ab und trat ans Fenster. Paula hinter ihm rührte sich nicht. Ich will zum Schluß noch freundlich zu ihm sein, überlegte Hoff. Er

drehte sich nicht um, weil ihn der Anblick des Zwerges leicht zur Gewalttätigkeit oder doch zur Unfreundlichkeit reizte – das war schon immer so, schon am ersten Tag, an dem ihm Leutnant Huber die Funktion des Kobolds erklärte. Er sagte zum Fenster hin: „Sehen Sie, Herr Schopf – so ist doch Ihr Name, nicht wahr? ..."

„Schopp", berichtigte Paula leise. Hoff machte eine Pause. Paulas Korrektur zeugte nicht gerade von großer Erschütterung. Überlegte der Zwerg vielleicht nur, ob das Gehörte glaubhaft war? –

Wenn ich mich umdrehe, dachte Hoff, gehe ich wieder auf ihn los. Ich bin gar nicht so weit von der Gewalttat entfernt, die er mir zutraut. Ich werde ungeduldig und habe mich heute schlecht in der Hand. Er stiehlt meine Zeit.

Hoff zwang sich zu sagen, was er sagen wollte: „Herr Schopp, ich bin nicht der Held, von dem Sie gerne faseln. Ich habe mich immer darüber geärgert und wußte schon, warum. Ich bin kein Held, sondern ich bin ein Mensch, der mit dem, was er verbrochen hat, nicht fertig werden kann. Es gibt für mich also keinen anderen Ausweg. Wenn Sie wirklich an mir hängen, werden Sie es respektieren."

Paula hinter ihm weinte. Herr Hoff hatte diesmal klar und vernünftig gesprochen. Man konnte ihm im Augenblick nicht einmal das Requisit der

geistigen Störung belassen. Paula weinte lautlos; es war eigentlich nur ein Überquellen der Augen. Hoff merkte es nicht.

„Also adieu", sagte er.

„Aber die Partei ...", würgte der Zwerg.

Hoff fuhr herum. Hörte es nicht auf? „Gehören Sie zur Partei?" fragte er scharf.

„Nein", sagte Paula.

„Wozu gehören Sie überhaupt?" rief Hoff, „ich hielt Sie für einen Spitzel."

„Das war ich auch schon", gestand der Kleine, „aber man beschäftigte mich nicht lange, wegen meiner auffälligen Statur. – Und jetzt gehöre ich nur zu Ihnen."

„Sie Narr", schrie Hoff, „suchen Sie sich doch einen anderen Helden! Da gibt es zum Beispiel den Borer Jack Jonson, allerdings ein Neger ..."

Paula schluckte Tränen. „Das sind bei Ihnen nur die Nerven, Herr Hoff. Sie sind nicht mehr recht beieinander. Vielleicht wissen Sie doch nicht ganz genau, was Sie tun – und die Folgen, Herr Hoff ..." Paula redete schneller, weil er merkte, daß er nicht mehr lange werde sprechen können. „Die Folgen – Sie sind keine Privatperson – ein Mann wie Sie darf nicht auf den ersten Anhieb kapitulieren. Können Sie nicht noch zwei Tage wenigstens ..." Er stockte. Hoff kam auf ihn zu, gefährlich. Paula zog

einen Brief aus der Brusttasche. „Hier ist außerdem noch etwas von Madame Ly."

„Behalten", schrie Hoff. „Ich will nicht mehr!"

„Rufen Sie um Gottes willen Herrn Hertz an!" flüsterte Paula, „er ließ sich von mir Ihre Adresse geben. Ich kann nicht beschwören ..."

Hoff hatte ihn schon am Genick, besann sich eine Sekunde – jetzt überlegt er wahrhaftig, ob Fenster oder Tür, dachte Paula und ging in die Knie. Hoff riß die Tür zum Treppenhaus auf, schaute hinaus und setzte den Kleinen auf der ersten Stufe ab. Paula brachte wortlos seinen Jackenkragen in Ordnung und stieg langsam die Treppe hinunter, ohne sich umzudrehen. Hoff beugte sich oben über das Geländer; er konnte den Treppenschacht hinunter bis zum Erdgeschoß sehen; er verfolgte den Abstieg des Zwerges bis zur untersten Stufe.

Hoff ging ins Zimmer zurück. Auf dem Boden lag Lys Brief, von Paula verloren, oder, was wahrscheinlicher war, mit Absicht fallen gelassen.

Hoff hob ihn auf und öffnete ihn. Er enthielt zwei Hundertdollarnoten, sonst nichts. Das gute Mädchen wollte jedenfalls damit seine Flucht finanzieren und hütete sich andererseits für alle Fälle, sich durch einen Begleitbrief in die Affäre hineinzubringen. Auch der Briefumschlag war unbeschrieben. Es war

ungefähr so, wie gestern abend der schöne Händedruck und dann das vorsichtige Schlüsselumdrehen.

Gestern abend erst? Die Zeit war maßlos. Er hatte sich zu beeilen. Die Zeit zwar war nicht zu fassen: sie trieb um ihn wie ein wildgeschwungenes Lasso mit immer größerem Radius. Aber die Brothers und ihre Zudringlichkeit waren zu fürchten. Paula hatte noch keinen Verzicht ausgesprochen, wie es auch sei, und Hertz wartete vielleicht nicht mehr lange am Telefon, sondern kam her. Was wollte er anders als betteln und bremsen.

Hoff öffnete die Tischlade und nahm die wenigen Briefe an sich, die er noch vorfand: Briefe von Freunden, früheren Regimentskameraden, Agenten und ein paar Frauen. Es waren harmlose Dokumente; aber er wollte keinen Namen in den Filter der Behörde kommen lassen. Die meisten Briefschaften hatte er schon im Laufe der letzten Wochen vernichtet. Mit der Liga zumal und mit ihren Mitgliedern war jeder schriftliche Verkehr verboten. So konnte er ihnen auch keine Begründung seines Schrittes schreiben, hätte es ihn dazu gedrängt. Es wäre eine Gefährdung der Organisation gewesen. Aber er dachte nicht einmal daran, sondern an die Schweizer Franken, die er los werden wollte. Soll ich sie zwischen Ly, Frau Hansmann, Herrgott und Paula teilen? fragte er sich. Er schüttelte den Kopf:

er dürfte es nicht, es wäre Unterschlagung – und er würde allein schon durch seinen Schritt Panik genug über die Liga bringen. Denn wer sich stellt, ist auch zum Verrat fähig. So werden die Kameraden denken. Aber das wird ein Fehlschluß sein.

Ich überlege doch vernünftig, kam es ihm in den Sinn. Keiner von den Zweiflern könnte im Augenblick an meinem Kopf etwas aussetzen. Ich denke ganz klar. Ich leiste mir noch nicht einmal das menschenfreundliche Vergnügen, mit Hilfe einer kleinen Geistesstörung das fremde Geld an die Vier zu verteilen, die es nötig haben.

Er zählte das eigene Vermögen durch. Da er sparsam lebte, nicht schlecht verdiente und durch die Wechselleidenschaft der Kellner sich stets fremde Devisen verschaffen konnte, war es nicht einmal wenig: außer einem Haufen Papiermark brachte er fünfzig Dollar, zweihundert Schweizer Franken und zweihundert holländische Gulden zusammen. Er konnte also zunächst mit Leichtigkeit die zweitausend Franken der Liga, von denen er hundert Franken dem Mechaniker Bremser gespendet hatte, wieder in Ordnung bringen.

Dann verteilte er die Legate. Für Frau Hansmann, zugleich als Mietsentschädigung: das gesamte Papiergeld und hundert Franken. Für Ly fünfzig Dollar als Zins für die gute Tat, und außerdem

natürlich die gesandten zweihundert Dollar. Für Paula und Herrgott je hundert Gulden. – Dieser Herrgott, dachte Hoff, könnte doch auch ein Brother sein; aber er ist es nicht. – Hoff überlegte ein wenig, nahm dann die hundert Franken, mit denen er das Ligageld vervollständigt hatte, und legte sie zum Legat Herrgott. Er lächelte jetzt sogar; denn er dachte an den Hunger, den der Schlagzeugmann jeden Abend in die Bar mitbrachte. Zweihundert Gulden und hundert Franken waren zu dieser Zeit ein Vermögen, mit dem ein Mann wie Herrgott ein halbes Jahr leben konnte. – Welch ein Prachtzeus! freute sich Hoff. Wie er donnern konnte! – Und der Liga-Rechnungsführer sollte die fehlenden hundert Franken ruhig auf Spesenkonto rechnen. So viel dürfte er, Hoff, ihnen doch kosten. – Ach Gott, der Leutnant Huber! fiel ihm ein, armer Teufel mit Generalshosen und abgerissenem Lodenmantel, braver Hartschier. Wie war es zu machen? Wem konnte abgezogen werden? Dem Zwerg Paula? – Keinesfalls; die Differenzen mit ihm haben nichts mit seinem Elend zu tun. Eher schon der Ly, die gut verdient; aber wie lange? Es ist ein unsicheres Brot, es kann durch einen venerischen Kavalier vergiftet werden. – Wem sonst? – Schließlich nahm Hoff noch zwei Zwanzigfrankenscheine vom Ligageld und schuf damit das Legat Huber.

Er musterte nochmal die sechs Abteilungen Banknoten und tat auf jede einen leeren Briefumschlag.

Dann ging er in die Küche. Die Alte hob wiederum vor Freude und Genugtuung die Hände und schilderte in längerer Rede ihre Sorge um sein vierundzwanzigstündiges Ausbleiben, ihre Angst, die schon gestern abend kräftig einsetzte, als sie, mit Kamillentee kommend, das leere Bett und seine Flucht entdeckte. Hoff ließ sie sprechen und trat an den Herd. Es brannte ein gutes Feuer. Hoff schob den Suppenkessel fort und sah sich nach einem Schürhaken um; denn er wollte ein paar Herdringe von der Feueröffnung entfernen. Frau Hansmann fragte ihn nicht nach dem Grund seines Hantierens, sondern versicherte, daß selbst Joseph unruhig gewesen sei und ihn gesucht habe. „Ich möchte etwas verbrennen", unterbrach Hoff und zog die Briefe aus der Tasche. Frau Hansmann machte den Feuerkreis frei und schwatzte weiter. Hoff zerriß die Briefe und warf die Fetzen einzeln in die Flammen. Dann nahm er den Paß auf den Namen Furrer aus der Brieftasche und verbrannte ihn ebenfalls. Der Kater Joseph sah ihm von einem Tellerregal aus zu und schnurrte. Die Alte machte ihn auf Josephs Zufriedenheit aufmerksam.

„Haben Sie etwas zu essen, Frau Hansmann",

unterbrach Hoff, „ich habe Hunger. Brot habe ich mitgebracht."

Die Alte zählte die Speisen auf, die sie teils vom Mittagstisch aufwärmen, teils in Kürze bereiten könnte: Erbsensuppe, die Joseph trotz ihrer Qualität verachte, etwas Rindfleisch und Eierkuchen. – „Vortrefflich", lobte Hoff und trat vom Herd weg, um der Wirtin Platz zu machen.

Sie arbeitete eifrig und erzählte auch dabei dies und das. Hoff lehnte hinter ihr am Küchenschrank. Er betrachtete ihren Kinderrücken, die abfallenden Schulterchen, den winzigen weißen Haarknoten und hatte sie gern. Ob auch sie mir mit ihrem Evangelium zusetzen wird? fragte er sich.

„Frau Hansmann", sprach er, „Sie wissen doch von dem Ministermord."

Und ob sie es wisse, entgegnete sie in voller Tätigkeit. – Was sie von der Tat halte, fragte Hoff.

„Was ich davon halte?" meinte sie und schlug mit einem Holzlöffel unabweisbar auf die Herdplatte. „Es heißt, du sollst nicht töten. Es gibt läßliche Sünden, Todsünden, himmelschreiende Sünden und Sünden wider den Heiligen Geist. Mord gehört zu den himmelschreienden Sünden. Da gibt es kein Hin und Her."

„Es war ein sogenannter politischer Mord, Frau Hansmann."

„Der liebe Gott macht da keine Unterschiede, glaube ich."

„Aber der Mörder macht sie vielleicht."

„Aber der arme Präsident hat gar nichts davon."

„Was sollte der Mörder nach Ihrer Meinung machen?" fragte Hoff und war ganz ruhig.

„Sich stellen", antwortete sie sofort und gab auch einen Kommentar. „Wenn er kein gemeiner Mörder sein will, muß er sich stellen. Raubmörder dürfen weglaufen und sich suchen lassen."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Frau Hansmann", sagte Hoff, „ich habe es getan."

Die Alte drehte sich herum; aber sie schob doch vorher noch die Töpfe vom Feuer. Sie war sehr blaß und riß die Augen auf. „Nein ...", flüsterte sie.

„Ich habe es wahrhaftig getan", sagte Hoff. „Es war furchtbar, vorher und nachher. Die Tat selber ging am glattesten."

„Und jetzt müssen Sie sich stellen", zog sie sogleich den Schluß, tonlos.

„Ja", sagte er, „und ich habe nur noch wenig Zeit."

Sie nickte. Er ging ins Zimmer zurück, mit ihr zufrieden. — Sieh nur diese alte Frau, dachte er, wie sie zu mir steht! Sie kennt gar keine andere Lösung und keine Debatte. Sie hätte mich vielleicht schon

gestern überzeugen können, aber die Reihenfolge mußte wohl so sein und hat ja auch ihr Gutes.

Es war in der Küche still. Frau Hansmann sprach weder mit sich noch mit Joseph. Dann kam sie mit dem Tablett, das immer gewaltig wirkte, weil sie es trug. Jetzt sah sie noch schmaler und verschrumpfter aus als sonst und weinte leise. Hoff nahm ihr das Tablett ab und stellte es auf das Bett. Er bat sie, sich an den Tisch zu setzen und ein paar Adressen zu schreiben. Sie begreife, daß seine Handschrift den Empfängern Unannehmlichkeiten bereiten könne. Es handle sich nur um Erledigung alter Schulden, wie sie sehe.

Sie nickte schluchzend, sie müsse aber ihre Brille holen, sie könne ohne Brille nicht schreiben, sie schreibe überhaupt nicht sehr schön. Sie holte ihre Brille. Der Kater Joseph folgte ihr, den dicken Schweif freundlich in die Höhe gestreckt. Sie setzte sich, hielt den Kopf schief und schrieb nach dem Diktat Hoffs mit sehr schrägen, dünnen und zitterigen Buchstaben.

Die Sendungen seien morgen vormittag durch einen Dienstmann besorgen zu lassen, ordnete Hoff an; der Dienstmann sei nicht etwa in die Wohnung zu rufen, sondern unauffällig auf der Straße zu beauftragen, am besten durch eine dritte Person, zum Beispiel durch eines der vielen Kinder im Haus.

Dann gab er ihr das für sie bestimmte Geld: Entschädigung für den Mietausfall. Sie stand auf. „Nein", sagte sie ängstlich, „doch lieber nicht."

„Ich habe es dem Minister nicht aus der Tasche geholt", sagte Hoff heftig, „es gehört schon mir, Sie dürfen es ruhig nehmen."

Sie nahm es still. Er trug das Tablett auf den Tisch und aß. Sie sah ihn an, kopfschüttelnd, schluchzend. Hoff glaubte, sie wundere sich, daß er unter solchen Umständen essen könne. Er gab viel auf ihre gute Meinung und verteidigte sich sofort: „Ich habe nämlich gestern fast gar nichts, heute früh nur eine Tasse Kaffee und vorhin etwas Schokolade genossen, Frau Hansmann. Man muß etwas in den Magen bekommen, sonst macht man schlapp."

„Natürlich, natürlich", flüsterte sie; aber vor Mördern habe sie Angst, schon wenn sie von ihnen lese oder ihr Bild sehe. Vor Herrn Hoff habe sie nicht die geringste Angst.

Sie weinte lauter. Er aß hastig und sah auf den Teller.

„Ach, Herr Hoff! Ach, Herr Hoff! Sie sind doch kein Mörder!"

Er zuckte unruhig mit den Augenbrauen.

„Aber wenn Sie es selber sagen, Herr Hoff ..."

Hoff aß hastig. Frau Hansmann schluchzte auf und nickte heftig mit dem Kopf. Sie sagte ihre per-

sönliche Entscheidung: „Für mich nicht! Ach Gott, für mich sind Sie eben keiner! Das kann jeder halten wie er will! Für mich sind Sie nicht anders geworden, Herr Hoff. Für mich sind Sie ein guter Herr. Für den lieben Gott sind Sie natürlich auch der arme Sünder. Aber das sind wir alle, Herr Hoff, und der liebe Gott versöhnt sich auch mit Ihnen, weil Sie nicht davonlaufen – und er täte es noch schneller, wenn Sie den Bart stehengelassen hätten ..."

„Ich lasse ihn mir ja wieder wachsen", verteidigte sich Hoff und preßte den Handrücken an den Hals, als hätte er Schluckbeschwerden; „aber jetzt kann ich nicht mehr sprechen, Frau Hansmann, und auch nicht mehr sprechen hören ..."

Frau Hansmann nickte und ging gehorsam hinaus, auf Zehenspitzen.

Hoff ging dann fort. Frau Hansmann schaute ihm aus der halbgeöffneten Haustür nach, weinend, und hatte Joseph im Arm, damit auch er nachschaue. Doch Hoff wandte sich nicht mehr um.

Er hörte jemanden die Treppe heraufkommen und beugte sich über das Geländer. Doch es war schon dunkel und das Treppenhaus schlecht beleuchtet. Eine Treppe tiefer erkannte er David Hertz. Hoff blieb einen Augenblick stehen; dann ging er weiter. Sie

trafen sich zwischen dem zweiten und ersten Stockwerk.

Hoff fühlte wieder die Lust am Gewaltsamen aufsteigen, nicht am Hanteln mit dem Körper wie bei Paula, sondern am ebenbürtigen Ringen mit dem Widerstand und am Sieg um jeden Preis. Es ging schnell mit seinen körperlichen Entschlüssen, fast jähzornig; er machte einen Schritt auf Hertz zu, als wollte er ihn anpacken, und Hertz wich einen Schritt zurück. Beide schwiegen. Beide sahen ruhig und entschlossen aus. Hoff hatte Frau Hansmann als eine Art Rückendeckung, Hertz jedenfalls den Zwerg Paula.

Er hält mich für irrsinnig, sagte sich Hoff, ich habe es eigentlich leicht. Und ich will nicht, ich will nicht, ich will nicht mehr reden. Es gibt nichts mehr zu reden; denn er ist ja durch Paula von allem unterrichtet. Ich bin ich und er ist er: ich lasse keine Grenzverwischung mehr zu, ich gebe nichts mehr, kein Wort, kein Wort mehr von mir her.

Hoff ging plötzlich weiter. Hertz war einen Augenblick verblüfft; dann folgte er ihm.

Hoff lief die vertrauten Treppen sehr rasch hinunter, Hertz mußte vorsichtiger sein, denn die ausgetretenen Stufen waren ungleichmäßig. Fiele er hin, dachte Hoff, ich bliebe nicht stehen.

Im Haustor stand wahrhaftig Paula. Der eine

Türflügel war geschlossen, der Zwerg versperrte die offene Hälfte. Hoff nahm die Hände aus den Manteltaschen und stürmte wie ein Boxer mit vorgestreckten Fäusten auf ihn los. Paula rettete sich rasch hinter die Tür. Hoff hörte Hertz hinter sich rufen: „Aufpassen, wo er hinläuft!"

Hoff war auf der Straße. „Er geht rechts!" rief Paula.

Dieser verfluchte Streik! schimpfte Hoff für sich, ich kriege ja keinen Wagen!

Er ging sehr schnell, aber er lief nicht, um nicht den Passanten aufzufallen. Darauf hatte Hertz gerechnet. Er lief hinter ihm her, holte ihn ein und hielt sich neben ihm. Auch Paula versuchte mitzukommen. Das war schwieriger, weil er mit seinen Beinchen das Tempo nicht halten konnte. Hertz drehte sich um und sah den verzweifelten Nachläufer. „Gehen Sie doch etwas langsamer", bat er den stummen Hoff, „der Kleine kommt nicht mit."

Hoff ging nicht langsamer. Hertz hakte sich plötzlich bei ihm unter und mäßigte das Tempo durch das Gewicht des eigenen Körpers. – Er bremst, er hat noch immer den Mut dazu, dachte Hoff, er geht Arm in Arm mit mir und bremst durch das Mittel der Freundschaft. Was für eine tückische Technik mit Hilfe des Symbolischen! Und ihn auf der Straße abschütteln? Zum Teufel, das bleibt dann nicht bei

einer stummen Szene. Der Hertz oder der Zwerg bekäme fertig, noch fremde Menschen auf mich zu hetzen!

Paula kam schnaufend näher, blieb aber hinter den beiden. Sie gingen zu dritt den Weg, den Hoff bestimmte. Wehe ihnen, dachte Hoff, wenn sie die Richtung ändern wollen.

Es war neblig. Die Luft war schwer, feucht, mißfarbig. Die Laternen steckten ihr Licht in Nebelsäcke. Sie sahen aus, dachte Hoff, als wollten sie uns nicht sehen und nicht sehen lassen. Man sah von den Leuten auf der Straße den Atem aus Mund und Nase quellen, aber die Gesichter blieben undeutlich. – Der Atem ist etwas Heimliches, dachte Hoff; daß man ihn so sieht, hat etwas Schamloses an sich. Daß mich Hertz unterfaßt und Paula mir nachläuft, ist auch schamlos. Daß mir nichts Heimliches gelassen wird, ist eine überflüssige Unfreundlichkeit, die man mir auf den Armesünderweg mitgibt.

„Hoff", sagte Hertz und sah ihn an (Hoff fühlte es), „hoffentlich betrügen Sie sich nicht."

Er ist ein Lügner, dachte Hoff; denn er hofft immer noch, ich betrüge mich und ihn.

„Ihr Kopf betrügt Sie schon", sagte Hertz; „denn er verspricht Ihnen Erleichterung und glaubt selber nicht daran. Oder er glaubt daran, weil er nicht mehr gesund ist. Das ist auch Betrug."

Ob er immer noch glaubt, ich anworte ihm? fragte sich Hoff. Sie gingen wieder eine Zeitlang stumm. Hoff ärgerte sich, daß Hertz im gleichen Schritt mit ihm ging. Er versuchte, ihn aus dem Takt zu bringen. Es mißlang.

„Sie sind kleinlich, Hoff", sagte Hertz, „Sie gönnen mir nicht einmal Ihre Schrittlänge; dabei sind wir mit unseren gleichlangen Beinen für den Gleichschritt wie geschaffen. Bei Paula ist es etwas anderes."

Er macht sich über mich noch lustig! erboste sich Hoff und ging wieder schneller. Hertz drückte ihn zurück. „Ich halte Sie nur ein wenig auf", sagte er dabei, „aber Sie brauchen keine Angst zu haben, daß ich Sie vor dem Polizeipräsidium festhalten werde. Sie sehen, ich kenne den Weg so gut wie Sie. — Und das ist großzügig von mir; denn Sie drängen mich mit Ihrer Entscheidung in meine Entscheidung. Ich will mich nur überzeugen, ob Sie es auch wirklich tun."

Kommt er mit mir mit? fragte sich Hoff, ist er mutig geworden? Oder will er mich nur in die Debatte locken. Aber wir wissen doch genug voneinander. Wir könnten schweigend gehen, wenn wir dasselbe Ziel hätten und einander trauten. Das wäre Freundschaft: er aber redet und schleift noch den Kleinen mit.

„Es ist sehr schwer", sagte Hertz, „bei Menschen, die die Vernunftsgrenze überschreiten, zu entscheiden, ob sie noch gesund oder schon krank sind. Ich persönlich halte Sie nur für verzweifelt, Hoff, aber noch durchaus für fähig, nach Belieben in die Überlegung zurück oder in die Sinnlosigkeit hinein zu springen. Doch ich bin selber bis an diese Grenze getrieben und kenne die Verzweiflung als Zünglein an der Waage. Die Institution aber, der Sie sich überantworten wollen, hat kaum solche Erfahrung."

Er kennt ja auch diese Institution, dachte Hoff, er will mich gegen sie aufhetzen.

„Gehen Sie doch langsamer!" bat Hertz erregter, „wir sind bald da und Sie haben eine verruchte Technik gegen mich gewählt. Ich muß alles allein tun, ich muß wieder Ihre eigenen Bedenken und Zweifel aussprechen."

Das ist nicht wahr! beruhigte sich Hoff, das ist seine furchtbare Anmaßung, die Grenzen zwischen uns zu verwischen! Das kenne ich schon.

„Sie überschätzen die Menschen, zu denen Sie jetzt gehen", sagte Hertz giftig; „das ist noch nicht das Jüngste Gericht. Die erlösen Sie nicht, helfen Ihnen nicht, nehmen Ihnen nichts ab. Die haben nicht mehr von Gottes Atem als Sie – oder weniger. Die machen Sie nur verstockt und lassen Sie Ihre Reue bereuen – ich garantiere Ihnen."

O nein, dachte Hoff, David geht nicht mit. Er ist ja giftig vor Angst und Ressentiment.

Hertz wurde immer gereizter: „Wissen Sie, Hoff, was das ist: Einschluß? Das ist der eingeschlossene Mensch. Das ist der Gefangene in der Zelle. Das ist so entsetzliche, so äußerste Feindschaft gegen das Leben, daß jede Vorstellung vom Einschluß, auch die heftigste, mangelhaft und lahm bleibt wie die vom Tod. Aber den Einschluß muß man zu alledem erleben!"

Er soll jetzt bald aufhören, dachte Hoff und zog ihn nach vorwärts.

Hertz umklammerte seinen Arm: „Wissen Sie, was das ist: kübelngehen? Das wissen Sie auch nicht. Das ist sechs Uhr dreißig morgens. Das ist der Kübel mit deiner Notdurft. Du bist so geschändet von diesem Kübel, nachtlang neben dir, daß das Kübelngehen, sechs Uhr dreißig, den Wärter hinter dir, gar nicht mehr so schlimm ist."

Wenn er nicht aufhört, schlage ich ihn auf den Mund! dachte Hoff.

Er ging schneller und schleifte Hertz mit.

Hertz hielt sich mit beiden Händen an seinem Arm. Er keuchte: „Die Verhöre, die Verhöre, die Verhöre! Kreuzverhöre, Trickverhöre! Es gibt die immer freundlichen Inquisitoren: sie sind die schlimmsten. Sie sagen immer ‚Danke' und ‚Sehr schön' und

‚Durchaus glaubhaft'. Und wenn du aufpaßt wie ein Luchs, lassen sie dich nicht schlafen. Sie können sich ja ablösen, und das geht dann die Nacht hindurch und sie bieten dir höflich einen Stuhl an, wenn du dich nicht mehr auf den Beinen halten kannst, und wenn du doch einschläfst, ist es nicht sicher, ob du ihnen nicht im Schlaf antwortest und weiß Gott was ..."

Jetzt versuchte Hoff ihn abzuschütteln. Hertz stolperte, hielt sich aber. Paula rückte wieder auf und fragte ängstlich: „Sie quälen ihn doch nicht, Herr Hertz?"

„Ich höre schon auf!" rief Hertz nach hinten. Er war auch eine Zeitlang ruhig. Doch als die Straße auf den großen Platz mündete und die breite böse Front des Polizeipräsidiums mit vielen hellen Fenstern aus der grauen Luft tauchte, machte er sich wieder schwer und bat verzweifelt: „Langsamer, Hoff, langsamer!"

Hoff ging auch langsamer, nicht aus Gefälligkeit für Hertz, sondern weil das brutale Gebäude schwerer angegangen werden konnte, so als wäre der Widerstand der Luft größer geworden.

Hertz drückte jetzt auch die Schulter gegen Hoffs Schulter und kam seinem Ohr näher. „Ich habe schon die Waffe dabei", sagte er leise.

Hoff machte keine Bewegung des Staunens oder

des Zweifels und dachte auch nicht derlei; aber Hertz fragte sofort: „Sie glauben es mir nicht?" ergriff Hoffs Hand und führte sie in seine Manteltasche.

Hoff fühlte die Konturen eines kleinen Browning. Er riß die Hand zurück, als habe er sie sich verbrannt.

Hertz erklärte erregt, als kämpfe er immer noch gegen skeptische Bemerkungen des anderen: „Sie glauben wohl, das ist Bluff? Um Gottes willen, Hoff, glauben Sie es nicht! Sie bluffen nicht – gut, ich auch nicht. Sie meinen vielleicht, ich gehe dann noch einmal nach Haus? Ich denke nicht daran, mein Lieber. Ich gehe dann in den Stadtpark, setze den Kleinen irgendwo ab, vielleicht fünfhundert Schritte vorher, so daß er es hören kann, und krauche dann in ein Gebüsch. Ich will nämlich, daß er es hört und das weitere veranlaßt. Ich will nicht weiß Gott wie lange liegen und die Menschen erst durch den Gestank heranlocken."

Das ist entsetzlich! dachte Hoff, das ist entsetzlich! Das ist entsetzlich, wenn er zu solcher Lüge greift, um mich zu halten. Das ist entsetzlich, wenn er die Wahrheit spricht. Jetzt müßte ich zu ihm sprechen. Aber was soll ich sprechen? Ich kann nicht mehr sprechen. Er dreht mir aus dem kleinsten Wort den Strick und zieht mich fort. Aber ich müßte sprechen, aus letztem Anstand. Das Wort sitzt mir im Hals...

Er schloß vor Angst die Augen und ging ein paar Schritte unsicher. Hertz fühlte sofort seine Schwäche und hielt ihn fester: „Kommen Sie mit, Hoff", flüsterte er. „Ich schwöre Ihnen, ich mache es Ihnen vor. Dann machen Sie es nach. Und wenn nicht – vielleicht ist der Schreck zu stark –, dann weiß ich es ja nicht mehr."

Hoff riß die Augen auf, befreite sich mit einem Ruck des Körpers und eilte weiter.

Er prostituiert sogar den Tod, dachte er geschüttelt.

Er war schon auf dem Platz. Er sah schon die Postenkette vor dem Vorgitter des Präsidiums.

Hertz war dicht hinter ihm. „Bleiben Sie noch einen Augenblick stehen!" rief er. „Ich spreche nicht mehr von Ihnen! Ich verdiene diesen Augenblick, Hoff!"

Hoff blieb stehen, von dem Ton angerührt. Hertz kam und atmete heftig. Er wischte sich mit dem Taschentuch das nasse Gesicht. Er drückte das Tuch vor den Mund. Paula stand in einiger Entfernung.

Hertz hatte sich etwas beruhigt. Er flüsterte hastig: „Ich saß mit meiner Frau in dem Boot. Wir zankten uns. Wir beschimpften uns. Sie schrie, sie könne nicht ohne Robert leben. Robert ist mein Bruder. Ich bin jähzornig. Ich sagte: ‚Dann spring ins Wasser!' Sie schrie, sie sei noch in der letzten Nacht

mit ihm zusammen gewesen. Ich sagte: ‚Spring ins Wasser!‘ Sie schrie mir gemeine Dinge von ihrem Zusammensein mit ihm ins Gesicht. Ich sagte: ‚Spring ins Wasser!‘ und hob das Ruder. Sie sprang auch oder wollte springen, oder sie stand nur aus Angst auf und trat auf das Bootsheck, oder sie tat es, um mich zu erschrecken. Das weiß ich wirklich nicht mehr genau. Ich gab ihr dabei mit dem Ruder den Schlag auf den Kopf. Sie fiel ganz stumm ins Wasser.“

Hertz schwieg und drückte wieder das Tuch an den Mund. Hoff dachte: er hat diesen Augenblick verdient, er steht wirklich da, wo ich stehe; er meint es so ernst wie ich. Man tut sich immer recht und unrecht. – Aber, wenn ich jetzt mit ihm spreche, widerruft er vielleicht, wie schon einmal.

Hoff gab ihm die Hand und ging.

Paula kam wacklig herangelaufen und rief: „Adieu, Herr Hoff!“

Hoff blieb stehen. Der Zwerg streckte ihm das haarige Händchen hin. Hoff konnte es nicht gut übersehen. Er gab ihm die Hand; aber er wischte sie sich unauffällig am Mantel ab, als er sich zum Gehen wandte.

Paula rief ihm nach: „Ich stehe zu Ihnen, Herr Rittmeister!“

Das war eine fatale Schlußbemerkung, wie er

sie auch früher anzuwenden beliebte. Hoff ärgerte sich. – Ich hätte ihm nicht die Hand geben sollen, dachte er und wischte sie nochmals ab.

Die Postenkette vor dem Außengitter war nur eine Sicherheitsmaßregel gegen Angriffe auf das Polizeipräsidium; aber sie kontrollierte nicht die Eintretenden. Warum nehmen sie keine Notiz von mir, dachte Hoff, als er an ihnen vorbei durch die seitliche Tür ging, die für den Passantenverkehr im Vorgitter offen war.

Rechts vom Eingang war die Loge mit dem Auskunftsbeamten. Hoff sah von ihm, der kurzsichtig über einer Schreibarbeit saß, nur die Glatze. Er erkundigte sich nach der Stelle, die in der Attentatsache die Nachforschungen führte. Der Beamte nannte Stockwerk, Zimmernummer und den Namen eines Polizeirates. Er gab die Auskunft, ohne den Kopf zu heben und seine Arbeit zu unterbrechen.

Er sieht mich nicht einmal an, dachte Hoff und ging die breite Steintreppe hinauf.

Hertz und Paula standen vor dem Außengitter und sahen Hoff im Hauptportal verschwinden. Sie warteten noch eine Viertelstunde.

Dann gingen sie.

Der Held

Ach, mein Bruder, sahst du
noch nie eine Tugend sich selber
verleumden und erstechen?

Zarathustra-Nietzsche

Der Polizeirat war kühl und von Anfang an skeptisch. Seine Redeweise war matt, kurz und scheinbar gleichgültig. Zur Frage hob er nicht die Stimme, sondern die rechte Augenbraue.

Der Polizeirat glaubte ihm nicht, von Anfang an.

Hoff besaß nicht mehr die Fähigkeit, sich anzupassen oder sich auf den Menschen einzustellen oder wenigstens den Menschen zu beobachten. Er kam mit seiner Last und wollte sie abwerfen. Er vergaß das Sinnfällige: daß nämlich seine Last den Fluch der Unsichtbarkeit trug.

Hoff stand unsagbar fremd und verbindungslos vor dem Amtsschreibtisch und gab sich keine Mühe, die geringste der Beziehungen zwischen dem Fragegewaltigen und dem machtlos Antwortenden herzustellen: die Angst wenigstens. Seine Energie, die beinahe anmaßend auftrat, war für den Beamten

rätselhaft, ohne daß der Inquisitor, durch zwanzig Jahre Inquisition abgeschliffen, sich die Mühe nahm, das Urteil, das er sich nach den ersten drei Minuten über den Verhörten bildete: das Vorurteil also zu revidieren.

Hoff vergaß, daß er einen befremdlichen Anblick bot.

Der Polizeirat fragte, hob die Braue, hörte zu, stenographierte mit und sah den Selbstbeschuldiger auf unangenehme Art durch die halb herabgelassenen Wimpern an. Der Untersuchende schien sehr viel matter zu sein als der Verhörte. Aber das konnte auch kriminalistische Technik sein.

Hoff bemerkte weder diese Mattigkeit noch die Ungläubigkeit, die der Beamte kaum verschleierte. Für Hoff war das Geständnis, das er ablegte, so sehr das Ziel seines wahrhaftigen Passionals, daß sein Geist, der nur noch in dieser einen Richtung lebte, keinen Zweifel an der gewaltigen Wahrheit fassen konnte. Es gab in seiner Welt keine stärkere Wirklichkeit als seine Tat.

Hoff gestand die Tat. Die Tat, in menschlicher Rede, war eine schmale Wahrheit. Sie umfaßte ein paar Sätze. Hoff wiederholte sie immer wieder und wunderte sich über die Fragen, die immer wieder von der Tat fort auf seine Person und die Vorgeschichte der Tat sprangen. Es gab doch nichts Wich-

tigeres als das, was er sagte! Warum tat der gelangweilte Mensch vor ihm, den der Zufall zum Abhörer eines ungeheueren Erlebnisses gemacht hat, als sei es mit seiner Darstellung noch nicht genug!

Hoff mißachtete nicht nur die Schwierigkeiten, die rund um seine Tatwahrheit auftauchten, sondern steigerte sie noch durch sein Verhalten. Er beantwortete keine Frage, die über das zugestandene Faktum hinausging, oder er antwortete immer wieder mit den Sätzen seiner Beichte.

„Warum wollen Sie denn die Tat begangen haben?" fragte der Beamte mit verdrossener Hartnäckigkeit.

Hoff ärgerte sich über die mißtrauische Form der Frage und sagte: „Ich habe es getan."

„Also, warum haben Sie es getan?" gab der Polizeirat nach.

„Die politischen Motive nannte ich bereits", wies ihn Hoff unfreundlich zurück.

„Handelten Sie im Auftrag einer politischen Gruppe?"

„Ich allein habe es getan."

„Sind Sie Mitglied der Nationalliga?"

„Ich allein habe es getan."

„Gehören Sie überhaupt einer politischen Partei an?"

„Ich allein habe es getan."

Der Polizeirat zeichnete mit der Füllfeder kindliche Muster auf das Löschblatt und wiederholte eintönig die alten Fragen: Wo ist die Waffe? – Wer hat sie gestellt? – Wer hat den Kraftwagen gestellt? – Wo steht der Kraftwagen?

Hoff ließ ihn fragen und antwortete nicht. Schließlich sagte er: „Es ist doch viel wichtiger, Sie wissen, wer es getan hat."

Der Polizeirat überlas sein Stenogramm. „Sehr dürftige Aussage", meinte er müde.

„Dürftig?" schrie Hoff empört.

Der Polizeirat sah ihn mit seinem verhangenen Blick an. „Im Krieg vielleicht Kopfschuß gehabt?" fragte er durch die Zähne.

„Ich bin überhaupt nicht verwundet worden", wehrte sich Hoff.

„Aber verschüttet?"

„Nein! Nein! Nein!"

„Seien Sie nicht so laut", verwies ihn der Beamte. Das Haustelefon surrte. Der Polizeirat nahm eine Meldung entgegen. „Also", sagte er zu Hoff, „Ihre Wohnungsangabe ist richtig. Sie sind ordnungsgemäß angemeldet. Ihre übrigen Angaben werden nachgeprüft werden. Sie können gehen."

„Wohin?" fragte Hoff und riß die Augen auf.

„Nach Hause," sagte der Beamte und beobachtete ihn.

„Nein! Nein! Nein!"

„Schreien Sie nicht so. Warum wollen Sie nicht nach Hause gehen?"

Hoff schüttelte langsam und mit schwerem Nachdruck den Kopf.

„Aha", sagte der Polizeirat und hob die rechte Augenbraue, „weil Sie sich zu Hause persönlich bedroht fühlen – nicht wahr?"

„Ich habe es getan", sagte Hoff mit ungelenker Zunge.

„Wer bedroht Sie denn?"

„Ich gehe nicht", flüsterte Hoff.

„Wenn Sie mir nicht sagen, von welcher Seite Sie sich bedroht fühlen, kann ich Sie nicht einmal in Schutzhaft nehmen."

Hoff stöhnte.

„Bedroht man Sie vielleicht, weil man weiß, daß Sie hierher gekommen sind?"

„Ich werde nicht bedroht!" schrie Hoff und klammerte sich an den Schreibtisch.

„Lassen Sie den Schreibtisch los und schreien Sie nicht", befahl der Polizeirat.

Hoff ließ den Schreibtisch los. Er war heiser. „Sie haben nicht das Recht, sich zwischen mich und meine Schuld zu stellen!"

Dem Polizeirat wurde es zuviel. Er kam auch mit dem offenbaren Psychopathen nicht weiter. Er

ließ ihn abführen. Er hätte ihn auf die Straße gesetzt, wüßte er nicht aus Erfahrung, daß solche Leute im Affekt zum Selbstmord neigten. Das gäbe nur dumme Komplikationen.

Der Polizeirat war kein fahrlässiger Beamter. Er dachte über den Fall nach und war schließlich ganz zufrieden, daß er den Mann nicht auf die Straße gesetzt hatte. Das Geständnis dieses Rittmeisters a. D. machte einen unwahrscheinlichen Eindruck; aber es mußte doch nachgeprüft werden. Das Mittel war einfach genug: Konfrontation mit Herrn Beutelmann. Der Polizeirat dachte an die Konfrontation natürlich schon während des Verhörs. Doch er ließ davon nichts verlauten, aus kriminalistischem Prinzip. Er hätte die Gegenüberstellung der beiden nicht gerade heute abend schon vorgenommen, sondern erst im Laufe der nächsten Tage und möglichst unauffällig, am liebsten eben in der Wohnung des Hoff. Der Polizeirat scheute blinden Pressealarm. – Doch gut, der Hoff will nicht fort: dann erledigt man es hier und sofort.

Der Polizeirat ließ sich mit Herrn Beutelmann verbinden, den er heute schon einmal hatte bemühen müssen. Dann ging er essen. Als er zurückkam, war Herr Beutelmann bereits zur Stelle, zuverlässig wie immer. Außerdem erschien der ehemalige Artist François Schopp, der Polizei von früheren Dien-

sten her bekannt, seit heute vormittag wieder beschäftigt, und zwar ebenfalls in der Attentatssache. Er kam an diesem Tag das zweitemal ins Polizeipräsidium und machte eine Meldung, die um vieles interessanter war als der kaum belangreiche Fall Hoff, von der größeren Wahrscheinlichkeit der Schoppschen Kombination ganz abgesehen.

Hoff wurde nicht in eine Arrestzelle gebracht, sondern in ein kleines Zimmer, in welchem ein Ruhebett, ein Tisch und ein paar Stühle standen. Es sah sehr harmlos aus und mochte abgelösten Beamten des Nachtdienstes für ein paar Stunden Schlaf zur Verfügung stehen. Es war aber nicht vollkommen harmlos, sondern diente auch als Beobachtungsraum. Hoff wurde nicht eingesperrt. Der Beamte, der ihn hierher geführt hatte, blieb nicht bei ihm, sondern ging stumm hinaus.

Hoff wurde also nicht wie ein Sträfling, sondern etwa wie ein unerwarteter und lästiger Besuch behandelt. Doch er bemerkte die zweideutige Gunst des Ortes so wenig, wie vorhin das Wesen des Untersuchungsbeamten. Er sah sich nicht im Zimmer um, er wartete nicht auf das Einschnappen des Türriegels, er horchte nicht auf die Schritte des abtretenden Polizisten, ob sie sich entfernten oder ob der Beamte vielleicht vor der Tür Posten stand; er

drückte nicht auf die Klinke, um festzustellen, ob die Tür verschlossen oder unverschlossen war.

Er stand mitten im Zimmer, etwas breitbeinig, mit hängenden Armen, und starrte zur Decke.

Der Beamte, der nach der Weisung des Polizeirates in das Nebenzimmer gegangen war und den Verhörten durch eine Spiegelvorrichtung im Oberlicht der Verbindungstür zu beobachten hatte, stellte ein Gebaren fest, das keineswegs normal genannt werden konnte. Er notierte auf seinen Meldungsblock als ersten Satz: „Mann steht wie Idiot, hat Mund offen, wackelt mit Kopf, starrt zur Zimmerdecke."

Hoff quälte sich mit dem unbegreiflichen Widerstand der Schuld gegen ihn. Großer Gott, er tat, was er konnte, und er kam nicht vorwärts! Sein Denken engte sich immer stärker ein, er übersah nicht mehr die Zusammenhänge, er vermochte nicht mehr das gute Recht der Behörde auf Klärung der Zusammenhänge zu begreifen. Der Sinn seiner Existenz war so schmal geworden wie sein Geständnis. Er forderte gerade für dieses zugespitzte Dasein die Anerkennung. Sein Tun war für ihn von der äußersten Folgerichtigkeit. Er verstand nicht das Zögern der äußeren Welt. Er sagte: hier ist meine Schuld. Die Schuld hat zu sagen: hier ist der Schuldige. Himmel, es gibt nichts Einfacheres und Selbstverständlicheres als diese Anerkennung! Aber die Schuld

sagt es nicht! Ich sage es, ich sage es: aber die Schuld quittiert nicht!

Der Beobachter notierte: „Mann steht immer noch, schneidet Grimassen, fuchtelt mit Händen. Keine Selbstgespräche."

Hoff hatte Zweifel und Fragen im Dreitagekampf um die Schuld überwunden. Er hatte sie mit solcher Kraft entfernt, daß er sie jetzt schon vergessen hatte und zusammen mit ihnen auch seine eigene Zweifelhaftigkeit und Fragwürdigkeit, die durch den grausamen Wechselstrom des Schicksals um so heftiger der Außenwelt offenbar wurde. Sein Blickfeld wurde enger. Es war, als sähe er nur noch mit einem Auge. Er zielte auf den einen Punkt. Er kniff auch das eine Auge zusammen und sah nichts mehr als den Zielpunkt. Die Schuld! Die Schuld! Die Schuld! Er war schon in einer Einsamkeit, die so groß wurde, mit jeder Sekunde größer, daß er sie nicht mehr von anderem Zustand unterschied. Die Zeit raste in jeder Sekunde. Die Zeit kam furchtbar vorwärts mit ihm. Der einsame Mann begann die anderen Menschen zu vergessen.

Der Beobachter notierte: „Mann steht immer noch, schließt linkes Auge, kneift rechtes Auge zusammen, tut, als visiere er Schußziel an, hebt auch rechten Arm mit ausgestrecktem Zeigefinger. Keine Selbstgespräche."

Die Zimmerwände zeigten die Neigung, sich zusammenzuschieben. Dieses Gefühl von einer beängstigenden Konzentration des Raumes kannte er schon. Er erinnerte sich nur an das Gefühl, nicht an Zeit und Ort, an denen er es gehabt hatte. Die Bedrängung durch den Raum hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit der Verengung der Gedanken oder sie war sogar so etwas wie ihre graphische Darstellung. Auf jeden Fall war die räumliche Drohung eher zu ertragen als die des Gedankens.

Hoff stöhnte.

Dieses Dünnerwerden des Geistes war furchtbar. Wo führte es hin? Geist war für ihn das Vermögen der Erinnerung. Die Erinnerung führte zur Tat, also auch zur Schuld. Die Erinnerung führte also zum Ziel. Er wollte vom Geist nichts mehr als die Erinnerung. Aber der Geist ließ nach, er fühlte es. Es war weniger ein Dünnerwerden, als ein Brüchigwerden der Gedanken, Einsturzgefahr des Horizonts. Etwas saß schon locker. Es tat weh. Es tat nicht im Herzen weh oder in der Seele oder wie man den Sitz der Sentiments bezeichnen will, sondern im Kopf. Im Kopf! Im Kopf!

Der Beobachter notierte: „Mann steht immer noch. Er stöhnt. Er bewegt den Kopf hin und her, auch nach vorne und hinten, ähnlich der Kopfrollen genannten Turnübung."

Der arme Kopf tat weh. Im Hinterkopf saß es locker: eine schwere Kugel; sie rollte grausam gegen die Schläfe, legte er den Kopf auf die Seite, und gegen die Stirn, ließ er ihn nach vorne hängen. Das Kopfweh steigerte sich hastig. Die Zeit sorgte ja für die Hast bei ihm. Wie konnte man mit solchem Kopf nachdenken? Heute oder gestern oder irgendwann war es der Hunger gewesen, der die natürlichste Erklärung für den Taumel des Körpers und des Geistes abgab. Jetzt waren es die Kopfschmerzen. Nicht nachdenken! Die Kugel rührte sich im Hinterkopf am wenigsten. Hinlegen! Hinlegen! — Und alles kommt, weil du müde bist. Du bist ja übermüdet ...

Der Beobachter notierte: „Mann hört mit Kopfrollen auf, legt sich auf Ruhebett, scheint sofort zu schlafen. Spricht nicht im Schlaf. Mund offen. Schnarcht etwas. Körperzucken."

Der Polizeirat und Herr Beutelmann betraten zuerst das Nebenzimmer. Sie kamen auf Zehenspitzen. Der Beobachter nahm stramme Haltung an und flüsterte: „Proband eingeschlafen." Der Polizeirat las den Rapport und gab ihn dem kleinen Sekretär. „Ganz klarer Fall", sagte er dabei und hob die Augenbraue. Herr Beutelmann las. Der Polizeirat blickte zum Beobachtungsspiegel der Verbindungstür.

Der Unterbeamte hielt sich devot neben ihm und flüsterte: „Proband benahm sich wie ein kompletter Idiot, Herr Polizeirat, Proband hatte nicht geringste Ahnung, beobachtet zu werden. Bestimmt kein Simulant." – „Wissen wir", sagte der Polizeirat ziemlich ungnädig. Der Unterbeamte zog sich sofort zurück.

„Soll man überhaupt den armen Teufel wekken?" fragte Herr Beutelmann. „Er machte ja heute nachmittag schon der Witwe meines armen Chefs den Eindruck eines Fieberkranken."

„Das ist schon mehr als Fieber", meinte der Polizeirat; „aber meinetwegen kann er sich ausschlafen. Wenn er aufwacht, geht er vielleicht gerne nach Hause. Macht er weiter Schwierigkeiten, stecken wir ihn natürlich in die Psychiatrische Klinik."

Er drehte sich gelangweilt um. Der Unterbeamte ging pflichteifrig wieder an seinen Posten.

Beutelmann fragte: „Wann hat eigentlich dieser gewesene Artist draußen seine erste Anzeige gegen Hertz erstattet?"

„Heute vormittag gegen elf Uhr", antwortete der Polizeirat. „Aber es war keine Anzeige, sondern nur ein Hinweis, daß Ihr Signalement des Täters ungefähr auf Hertz paßte. Wir sandten Ihnen daraufhin Photos von Hertz und beauftragten Herrn

Schopp, der schon früher in unseren Diensten stand, Hertz zu beobachten."

„Aber", zweifelte Beutelmann „wenn man so Böses hinter sich hatte wie Hertz, und möglicherweise ein so bepacktes Gewissen mit sich schleppte, ist man auf neue Taten schwerlich erpicht. Außerdem gab es nicht den geringsten Anhaltspunkt für eine politische Tätigkeit Hertzens, soviel ich weiß."

„Das weiß man nie", sagte der Polizeirat, der von den Menschen keine gute Meinung haben konnte, „und da sich der Hertz so prompt um die Ecke brachte, mag schon an der Geschichte etwas dran sein, nicht wahr? – Ich warte übrigens auf den Obduktionsbefund der Charité."

„Fand sich bei Hertz kein Abschiedsbrief oder etwas Ähnliches? Keine Motivierung seines Schrittes?"

„Nichts", entgegnete der Polizeirat.

Der Unterbeamte meldete gedämpft: „Proband ist wach."

Der Polizeirat legte den Finger auf den Mund und winkte Herrn Beutelmann zu, sich nun doch zu dem Psychopathen zu begeben. Wenn der lästige Zwischenfall erledigt werden konnte, dann sollte es möglichst ohne Zeitverlust geschehen. Im übrigen hatte man natürlich zu laut gesprochen. Diese Laien haben keine Ahnung von der Behandlung krimineller

Fälle, ärgerte sich der Polizeirat über Herrn Beutelmann; zugleich überdachte er, was gesprochen worden war. Nun ja, der Mann nebenan konnte damit nicht viel anfangen.

Der Polizeirat ging nicht in das Zimmer mit. Das war verabredet worden. Seine Gegenwart pflegte auf erregte Menschen ungünstig zu wirken. Im Falle Hoff hatte es das erste Verhör deutlich genug gezeigt. Der Polizeirat blieb also im Nebenzimmer, das auch für die Beobachtung geeigneter war. Überlegte er, so machte er mit seiner Anwesenheit niemandem eine Freude. Das verriet sogar das gewiß dienstliche Gesicht des beobachtenden Unterbeamten. Der Polizeirat allerdings kümmerte sich darum nicht. Er machte auch sich selber schon lange keine Freude mehr.

Gewiß war zu laut gesprochen worden. Hoffs Schlaf war kein guter Schlaf gewesen. Die Ohren waren gegen die wache Welt geöffnet geblieben und alarmierten das müde Hirn mit dem aufgefangenen Namen des armen Bruders Hertz.

Hoff hatte nicht sogleich die Augen geöffnet. Der Beobachter registrierte ihn noch schlafend, als er schon nicht mehr schlief. Er lag und fand sich nicht zurecht. Er wußte auch nicht, wo er war; oder vielmehr: er nahm sich nicht die Mühe oder hatte nicht

die Kraft, an Zeit und Ort des Augenblicks zu denken. Da saß ihm der Name Hertz im Ohr und drückte auf das Herz und auf die Halsschlagader. Aber der Mensch dieses Namens gelangte nicht mehr recht in die abbröckelnde Welt seiner Vorstellung. – Ich werde Hertz nicht los. – Über diese Angst hinaus krochen Hoffs Gedanken nicht. Es gibt müde Fliegen im Herbst, die von der halb erkletterten Fensterscheibe immer wieder abrutschen, immer wieder. Das ist ein Gleichnis für Hoffs Gedanken und ihre jämmerliche Bemühung. Zu Hoff selber übrigens kam dieses Gleichnis, und schließlich sah er es als Bild. Er sah ein Fenster mit abrutschenden Fliegen und verlor darüber sein halbes Bewußtsein. – „... und da sich der Hertz so prompt um die Ecke brachte ..." Das Ohr klingelte Alarm. Hoff schlug die Augen auf und hob zugleich den Kopf. –

Herr Beutelmann trat ein. Hoff saß bereits aufrecht und veränderte seine Stellung nicht. Er sah wohl zur Tür, aber er horchte immer noch zum Nebenzimmer. Er hörte nichts mehr. Der Mensch, der kam, störte im Augenblick nur. Er hätte ihm am liebsten abgewunken. Er war vollauf beschäftigt. Sich um die Ecke bringen, heißt: sich töten. Diese sprachliche Erkenntnis brauchte er wohl kaum anzuzweifeln. Hertz hatte sich prompt getötet. Er bekam also auch den toten Hertz nicht los. Der Brother war

also gar nicht energielos und kam zu seinem Resultat schneller als der Held. Hertz war vorwärts gekommen, Hoff klebte fest. Hertz, viel klüger, auch tückischer, warf mit seinem Tod wie mit einer Klette nach Hoff. – An Hertzens Gartentür war der Name abgeschraubt, aber an mir klebt er! Das gilt nicht! Das ist eine Fälschung! Ich will reinliche Scheidung! Ich will nicht zum Schmarotzer gemacht werden!

Hoff war mit seinen Gedanken und Protesten so beschäftigt, daß er den Besuch bereits vergessen hatte. Er sah nicht mehr zur Tür, sondern in die Luft, und begleitete seine geistige Auseinandersetzung mit fahriger Mimik. Jetzt winkte er ärgerlich mit der Hand ab: ein Schalter knipste, und das Zimmer wurde noch heller.

Herr Beutelmann war kein Kriminalist. Er hielt sich genau an die Anweisungen, die ihm der Polizeirat für seinen Eintritt gegeben hatte; denn die geschickte Einleitung der Konfrontation berge bereits das Resultat, das allerdings nach Beutelmanns Bericht von der pathologischen Aufführung Hoffs bei der Witwe des Ministers kaum zweifelhaft sei. Der Polizeirat hatte gesagt: wenn der Proband Hoff in Wirklichkeit der Täter sein würde, dann müßte ihm das unvermutete Gegenübertreten des Kronzeugen Beutelmann einen Schock des Wiedererkennens versetzen. Dieser Schock war ja scheinbar

bei ihrem Zusammentreffen nachmittags in der Ministerwohnung ausgeblieben; aber der Korridor war sehr dunkel, und zum mindesten der Sekretär hatte den unbekannten Menschen, der ihm begegnete, nicht beachtet. Jetzt erst war der richtige Moment der Prüfung. Der Sekretär sollte sich mit dem Gespräch Zeit lassen und zunächst einmal die Wirkung seiner Person feststellen.

In dem Zimmer befand sich eine Deckenbeleuchtung in einer Milchglasschale mit zwei Glühbirnen zu je fünfzig Kerzen. Davon brannte eine, die den kleinen Raum indessen genügend beleuchtete, um ein Gesicht erkennen zu können. Für den eigentlich schon beweiskräftigen Fall, daß der Mann auf den Eintritt des Zeugen wenig oder überhaupt nicht reagierte, könnte als simpler Wahrnehmungsanreiz die zweite Glühbirne eingeschaltet werden.

Dieser Fall war eingetreten. Der Polizeirat hinter der Verbindungstür dachte: es ist eigentlich unnütze Mühe; die Sache ist ja ganz klar. – Der Sekretär dachte ähnlich.

„Was ist denn los?" fragte Hoff, über die Helligkeit ärgerlich, und wandte das Gesicht flüchtig dem Besucher zu. „Was wollen Sie eigentlich. Sie stehen ja schon eine halbe Stunde da. Mein Name ist Hoff."

Der Sekretär stand noch keine drei Minuten. Er

schüttelte den Kopf und sah etwas ratlos zur Verbindungstür hin, hinter der er seinen kriminalistischen Mentor wußte. Für den Polizeirat war die letzte Antwort Hoffs entscheidend; und da er selbst die reichliche Zeit, die ihm zur Verfügung stand, ungern verschwendete, öffnete er mit der Energie des beschlußkräftigen Beamten die Verbindungstür, trat ein und sagte zum Sekretär: „Also machen wir Schluß, Herr Beutelmann."

Hoff sah böse auf den neuen Eindringling und wurde durch seinen Anblick aus Absonderung und Gedankenflucht grob in die Gegenwart gerissen. Er erschrak und fuhr auf. Dann fiel der Name des Sekretärs. Hoff sprang auf die Beine und lief zu Herrn Beutelmann: „Sie kennen mich! Sie kennen mich ja!" rief er leidenschaftlich. Der Sekretär rückte ängstlich hinter den stämmigen Polizeirat. Hoff wandte sich gegen ihn. „Sie stehen immer dazwischen!" erklärte er erregt. „Sie verdunkeln mir das ganze Leben. Dazu haben Sie kein Recht, verstehen Sie mich!"

„Seien Sie doch vernünftig, Herr Hoff", sagte der Polizeirat, „Sie kennen ja Herrn Beutelmann gar nicht. Das haben Sie eben selber bewiesen. Sie wissen von Herrn Beutelmann nur durch die Zeitung. Geben Sie doch zu: Sie wissen von dem ganzen Attentat nur durch die Zeitung. Erst als ich

Herrn Beutelmann beim Namen nannte, konstruierten Sie sich die Bekanntschaft mit ihm. Das ist doch ganz klar."

Hoff starrte auf den Mund, der solche ungeheuerlichen Lügen sprach. Es war ein großer, unschöner Mund mit eingestülpter Oberlippe und wulstiger Unterlippe. Es war ein ungerader, ein verzogener Mund, der etwas nach links unten hing und aus dem Winkel sprach. Die Lippen öffneten und schlossen sich, rasch, mühelos: und es genügte, um die Welt zu verdrehen. Das war doch ein unerlaubter Eingriff in den Ablauf des Lebens, in Leben und Tod! Das war Lästerung! – Frau Hansmann hatte die Sünden nach dem Katechismus rubriziert; man hatte es sich gemerkt. Mord schrie zum Himmel. Blasphemie, lieber Herr, geht nicht leer aus.

Hoff starrte auf den Lästermund. Es gab nur eine Wahrheit; aber es wurde ihm entsetzlich schwer gemacht, sie zu verteidigen. Er war so allein, daß selbst die Wahrheit sich ihm nicht beigesellen wollte. Hoff fand sich erbarmungswürdig. Das Mitleid mit sich selbst stieg in ihm hoch und blieb in der Kehle stecken. „Hören Sie", sprach er mühsam zum Polizeirat, „Sie versündigen sich wider den Heiligen Geist. Da gibt es kein Hin und Her."

Er drehte sich rasch um, setzte sich auf das Ruhebett und wurde ganz kurz von einem Weinkrampf ge-

schüttelt. Es war eigentlich nur ein kleiner Schüttelfrost und ein zerhacktes Schluchzen. Der Polizeirat, der heute nicht unwillig war, eine Gelegenheit zum Mitleid zu finden (es gab bei ihm solche Tage), sagte leise zum Sekretär: „Ein armer Teufel – ganz harmlos."

Herr Beutelmann war sehr blaß. Ihn nahm die Szene mit, zumal ihm noch der Schrecken von gestern vormittag in den Gliedern steckte. Er war nicht ohne Freundlichkeit für die Menschen, schon durch den langen Umgang mit dem Minister, dessen menschliche Erfolge von der Jovialität herrührten. Seine scheue Art kam vom unzulänglichen Körper. Sein Mißtrauen war weniger natürlich als eine dienstliche Notwendigkeit für den Begleiter des Ministers, dieses rührend vertrauensseligen Mannes. Sein Mißtrauen war also nur der Ersatz für die fehlende Vorsicht des Chefs. Jetzt war er erschüttert, dachte an seinen toten Herrn, der diesen armen Teufel nicht ohne Hilfe gelassen hätte, wenigstens nicht ohne Zuspruch, dachte auch an die Schilderung der Ministersfrau von Hoffs Besuch und suchte selber nach einer Möglichkeit zu helfen.

Hoff hob den Kopf und klagte leise: „Herr Beutelmann, daß auch Sie mich verleugnen ..."

„Aber durchaus nicht", stotterte Beutelmann verlegen, „durchaus nicht."

Der Polizeirat beugte sich an sein Ohr: „Gut so. Wenn Sie für den armen Kerl noch ein paar Minuten übrighaben, dann seien Sie nett zu ihm und gehen Sie auf alles ein; das macht ihn ruhig, und dann bekommen wir ihn vielleicht los."

Der Sekretär nickte. Hoff fuhr den Polizeirat an: „Stören Sie hier doch nicht immer! Sie sind der böse Geist hier! Sie sündigen mehr, als Sie je wieder gutmachen können! Ich kann das beurteilen."

„Herr Hoff, Herr Hoff", drohte der Polizeirat wie einem Kind, „seien Sie doch nicht so häßlich zu mir. Ich meine es ja gut mit Ihnen. Und seien Sie nicht so laut. Sonst spricht Herr Beutelmann nicht mit Ihnen."

Er hob Augenbraue und Zeigefinger und ging wieder in das Nebenzimmer. Er dachte, als er die Zwischentür hinter sich schloß: ich weiß gar nicht, warum mich die meisten Menschen nicht leiden können — ich bin doch so human. —

Hoff und Beutelmann waren allein. Hoff sah ihn an. Hoff sah befremdlich aus, das Gesicht war sehr mager, die Stirn geschwollen und bucklig vor Kopfschmerz und durch die Falten der geistigen Folter zerwühlt, die Augen sehr groß und langsam, als ob sie zu sehen und das Bild zu vermitteln arge Mühe hätten.

Beutelmann blinzelte nervös. Er war kein Psych-

iater und fühlte sich dem Kranken gegenüber unsicher. Er und der Kranke waren allein. Irre konnten unberechenbare Wutanfälle haben. Der Sekretär, noch unter dem Eindruck des Attentats, das er wiederum in Alpträumen hundertmal vorhergesehen hatte, kam mit den ängstlichen Gedanken leicht zur Vorstellung von Gewalttaten. Aber er war auch gutmütig und wollte helfen. Er mußte helfen; denn auch die Frau des Ministers interessierte sich für den Unglücklichen, und auf sie, die Beutelmann immer schon verehrt hatte, übertrug er seine ganze leidenschaftliche Dienstergebenheit. Er wollte sich genau an die letzte Anweisung des Polizeirates halten, die ihm einleuchtete: beruhigen, freundlich sein, den Wahn durch scheinbare Anerkennung beschwichtigen, nur nicht widersprechen, keine Erregung entfachen.

Doch warum fing dieser Hoff nicht endlich zu sprechen an? Sein leerer Blick war unheimlich und seine Stummheit auch. Der Sekretär nickte ihm zu. „Also wir kennen uns, Herr Hoff", ermunterte er.

„Kennen Sie mich?" fragte Hoff zurück. Das klang mißtrauisch.

„Aber Sie sagten es doch eben selber, Herr Hoff."

„Ich kenne Sie; aber das will nicht viel heißen. Die Zeitungen brachten Ihr Bild, sagt der Kerl. Ich kann den Menschen nicht leiden. Haben Sie

schon einmal seinen Mund angeschaut? – Ihr schiebt mir einfach die Zeitungen unter – und schon hänge ich in der Luft. – Es ist ganz gleichgültig, ob ich Sie kenne. Das beweist gar nichts. Aber erkennen Sie mich?"

Der Mann ist furchtbar, dachte der Sekretär, er legt es vielleicht darauf an, in Wut zu kommen. Ich kann nicht vorsichtig genug sein. „Natürlich kenne ich Sie, Herr Hoff", sagte er zutunlich. „Sie waren ja heute nachmittag bei der Witwe meines armen Chefs. Da sah ich Sie, als Sie weggingen. Stimmt das vielleicht nicht?"

„Nebensächlich", sagte Hoff kurz und böse. Beutelmann schwieg hilflos.

„Zur Hauptsache", sagte Hoff.

„Ja, ja", murmelte der Sekretär, „das Attentat."

„Der Schnurrbart", sagte Hoff streng.

„Ich verstehe Sie nicht recht ..."

„Ich hatte doch einen Bart – das haben Sie gar nicht bemerkt?"

„Ja – nein – natürlich ... Sie haben sich den Bart natürlich abnehmen lassen."

„Ja – aber ich lasse ihn jetzt wieder wachsen. Passen Sie auf, Herr Beutelmann, schon in zwei Tagen gibt es keinen Zweifel mehr. Ich habe starken Bartwuchs."

„Ich zweifle durchaus nicht", versicherte der Sekretär.

„Sie erkennen mich wirklich auch jetzt?" fragte Hoff hartnäckig und nahm ihn wieder in seinen schwerfälligen Blick.

Der Sekretär erkannte ihn ganz und gar nicht. Hoff hatte sich furchtbar verändert. Sein äußerer Verfall, der schon nach der Tat anhob, geschah immer schneller. Er glich jetzt kaum noch dem Menschen, der vor wenigen Stunden das Polizeipräsidium betrat. Vielleicht fühlte er seine immer hastigeren Verwandlungen.

Der Sekretär vollends hatte teils durch die Erschütterungen der letzten Tage, teils durch die vielen Photographien, die ihm von der Behörde vorgelegt worden waren, kaum mehr eine genaue Vorstellung von dem auffälligen Mann, nach dem er sich an der Mordstelle am Donnerstag vormittag umgewandt hatte. Für ihn bestimmte jetzt den Ausdruck jenes Mannes das Bild David Hertzens, das er in den letzten Stunden immer wieder zu prüfen hatte. Der arme Teufel vor ihm wurde gar nicht mehr in die schwierige Sichtarbeit der Erinnerung einbezogen. „Aber gewiß erkenne ich Sie", redete er freundlich, „Sie haben sich ja, vom Schnurrbart abgesehen, in zwei Tagen nicht gut verändern können."

„Ich habe mich verändert!" rief Hoff verzweifelt;

„und das geht immer weiter – immerzu, immerzu – hundert Gesichter wie bei dem Schüttler ...“ Sein Gesicht begann zu zucken. „Sehen Sie? Sehen Sie ...“

„Hören Sie doch auf!“ bat der Sekretär sehr mitgenommen, „quälen Sie sich doch nicht so unnütz. Wir sind uns doch schon seit heute nachmittag im klaren, daß Sie der Täter sind. Sie gestanden es ja schon der Witwe meines armen Chefs.“

„Tat ich das?“ fragte Hoff versonnen und viel ruhiger, „ich weiß es nicht mehr genau. – Das ist eine gute Frau, sage ich Ihnen.“

„Eine herrliche Frau, und auch sie will Ihnen helfen.“

„Sie soll mir ja gar nicht helfen; sie soll mir nur glauben und mir nicht den Weg verstellen.“

„Natürlich“, hielt ihn der Sekretär von neuen Angriffen ab; „keiner von uns will sich Ihnen in den Weg stellen. Das könnten wir gar nicht. Die Sache geht jetzt ihren Gang. Sie müssen jetzt nur noch etwas Geduld lernen.“

„Wirklich?“ fragte Hoff leise und wies mit der Hand zum Nebenzimmer. „Aber der da hat mir andere Dinge gesagt.“

Hoff war ruhiger, der Sekretär wurde zuversichtlicher. Vielleicht schaffte er es. – Der Herr Polizeirat, tröstete er, habe nur aus einer gewissen

Untersuchungstechnik das Gegenteil behauptet, um der Wahrheit auf die Beine zu verhelfen. Im übrigen komme es ja bei der ganzen Angelegenheit auf ihn, Beutelmann, als Hauptzeugen an.

Hoff nickte leicht und schloß die Augen. Er schien angestrengt nachzudenken und schwieg eine Weile. Beutelmann meinte etwas zögernd: Das beste wäre jetzt, Herr Hoff kehre ruhig in seine Wohnung zurück und warte die behördlichen Maßnahmen ab; bei ihm sei ja Flucht- und Verdunkelungsgefahr ausgeschlossen.

Hoff antwortete darauf nichts, aber er öffnete wieder die Augen und sah den anderen müde und traurig an. Beutelmann blinzelte zurück. Er war kein Fachmann: vielleicht hatte er das Ziel seiner Mühe mit dem Kranken – ihn friedlich aus dem Haus zu schaffen – doch zu vorschnell enthüllt.

„Lieber Herr", sprach Hoff schleppend, „Sie gehören scheinbar auch zu den Guten. Ich habe schlechte Erfahrungen mit den Missionaren. Ihr tut alle so, als wäre ich ein Neger vor der Taufe. Ich bin aber ein Mörder."

Er gibt nicht nach, dachte der Sekretär; es steht schon zu schlimm mit ihm. Man muß ihn doch in die Psychiatrische Klinik bringen.

Hoff hob die Hand und zeigte auf den Sekretär: „Sie, Herr ..., Herr ..." Er hatte plötzlich den

Namen vergessen. Er hatte ihn doch eben gewußt und ausgesprochen! Er zitterte vor geistiger Anstrengung. – Was hat er jetzt nur wieder? fragte sich der Sekretär ängstlich. Hoff schlug sich mit der Faust vor die Stirn. „Wie heißen Sie denn?" schrie er verzweifelt.

„Beutelmann, Beutelmann", half ihm der Sekretär unter Herzklopfen.

Hoff hob von neuem die Hand und zeigte auf den Sekretär: „Beutelmann", erklärte er flatterig, „Sie hätten schon Grund, etwas fester gegen mich aufzutreten. Jeder vernünftige Mensch hängt die Freundlichkeit an den Nagel, wenn ein Mann mit einem Schießgewehr auf ihn anlegt."

Hoff zeigte ihm das Anlegen, kniff zielend das Auge zusammen und spielte mit dem Zeigefinger an dem imaginären Abzugshahn. Es sah auf eine schaurige Art spaßhaft aus. Der Sekretär, unter Herzklopfen, zwang sich zu lächeln. „Aber Herr Hoff, Sie haben ja gar nicht auf mich angelegt."

„Gut", lobte Hoff, „das stimmt; aber Sie können nicht wissen, daß ich Sie ursprünglich ebenfalls erschießen wollte."

Die Wendung des Gespräches war sehr peinlich und schien auch gefährlich. Weiß Gott, ob der Kranke nicht eine Waffe mit sich führte. (Daß die Untersuchung auf Waffen die erste polizeiliche Maßregel

vor einem Verhör ist, bedachte der unerfahrene Beutelmann nicht.) Der Sekretär glaubte selber, daß er dem Attentat nur durch einen Zufall entronnen war. Die Ansicht, daß der Mörder auch den Sekretär treffen wollte, daß die späteren Schüsse ihm galten und daß sie nur fehl gingen, war in der gesamte Presse und schon in den ersten Telegrammen zu lesen. Diese Darstellung war es gewesen, die Hoff zu seinen heimlichen Berichtigungen vor der Telegrammtafel und später bei der Zeitungslektüre veranlaßt hatte.

Das hat er auch aus den Zeitungen, überlegte der Sekretär.

„Nicht wahr", meinte Hoff beklommen, „das überzeugt Sie auch nicht. Das stand ja schon in den ersten Telegrammen."

Er will mich immer noch überzeugen, dachte Beutelmann erschüttert, er ist ganz harmlos, er denkt nicht an Gewalt; ich muß nett zu ihm sein.

Der Sekretär lächelte. „Aber Herr Hoff, Sie haben nicht nötig, mich zu überzeugen. Ich glaube Ihnen. Und ich verstehe vollkommen, daß Sie schließlich doch einen armen Teufel wie mich laufen ließen."

Hoff brütete vor sich hin. „Ich will Sie überzeugen", sagte er mit schwerer Zunge. Beutelmann schüttelte entmutigt den Kopf. „Ich will! Ich will!"

erregte sich Hoff und bewegte unaufhörlich die Finger.

Der Sekretär rückte vorsichtig zur Tür hin. Er hatte genug. Seine Nerven, ohnehin nicht die besten und durch das Attentat schwer mitgenommen, hielten diesen Menschen nicht mehr aus. Er wußte auch nicht, was er noch mit ihm reden könnte. Es war ein Jammer. Aber er hatte schließlich den besten Willen gezeigt, zu helfen und den Irren zu beruhigen. Mehr konnte er nicht tun.

„Stehenbleiben!" schrie Hoff. Der Sekretär blieb gehorsam stehen. Hoff schüttelte die Arme, mit einer dramatischen Geste, und wiederholte dann ganz zart: „Bitte stehenbleiben. Ich habe Sie zu überzeugen." Beutelmann senkte gequält den Kopf; er konnte den Mann nicht mehr ansehen.

„Ich überzeuge Sie", flüsterte Hoff geheimnisvoll, „durch dies und jenes überzeuge ich Sie, das steht nicht in den Zeitungen, ist nicht zu konstruieren, das können nur Sie und ich wissen... dies und jenes..."

Beutelmann wartete. Er erwartete nichts; aber er wartete, aus Mitleid. Er sah den anderen nicht an, um ihn nicht zu verwirren – wie man manchmal Menschen nicht ansieht, von denen man weiß, daß sie lügen müssen.

Hoff sagte noch ein paarmal: „Dies und jenes...

Aufpassen, aufpassen ..." Dann schwieg er. Dann stöhnte er. Die Finger bewegten sich. Er sah zur Decke. Er zitterte vor geistiger Anstrengung. Was stand in der Zeitung? Was stand nicht in der Zeitung? Nein! Nein! Darum geht es nicht! Der Mord! Der Mord! Wie war es! Wie war es? Zählen: eins, zwei, drei – Schüsse, Schüsse ... Gustav Adolf brüllt ... Das genügt nicht – das stand alles in der Zeitung – Genaueres! Vorher! – Der Schüttler – was war mit dem Schüttler? Der Schüttler tut nichts zur Sache! – Welche Sache – welche Sache?

Hoff atmete immer lauter und schwerer. Beutelmann sah auf. Hoff stand breitbeinig, sah zur Decke, hatte den Mund offen und die Augen geschlossen. Er hob die Hände mit den beweglichen Fingern. Er fand nichts – hatte nichts zu sagen, nichts, nichts, nichts. Er drehte sich um sich selber und ließ sich auf das Ruhebett fallen. Er weinte laut und heftig, wie Kinder weinen.

Der Sekretär stürzte aus dem Zimmer.

„Sie weinen ja auch, Beutelmännchen!" lachte der humane Polizeirat.

Der Polizeirat ordnete die Überführung des Hubert Hoff in die Psychiatrische Klinik an und erledigte dadurch den leidigen Zwischenfall für sein

Amtsressort. Er tat sein Möglichstes, er bestellte sogar, trotzdem man in dieser Zeit besonders sparsam war, ein Sanitätsauto zum Transport des Kranken; denn, sagte er zu dem angegriffenen Herrn Beutelmann, es scheine sich hier um einen sogenannten schizophrenen Schub zu handeln, der in Tobsucht umschlagen könne; es handle sich auf jeden Fall um einen Schwerkranken, den man nicht mehr auf die Straße lassen dürfe, auch nicht in Begleitung eines Beamten; zudem sei ja inzwischen auch die Sperrstunde angebrochen, und das unausbleibliche Angehaltenwerden durch die Straßenpatrouillen würde nur neue und immer schädlichere Erregungszustände hervorrufen; man müsse an alles denken. Herr Beutelmann mußte zugeben, daß der Polizeirat an alles dachte.

Das Nebenzimmer war jetzt leer; denn auch der Unterbeamte, der die vorzüglichen Beobachtungen auf den Meldeblock geschrieben hatte (der Polizeirat fand sie vorzüglich, sagte es aber, aus grundsätzlicher Lobenthaltung, dem Autor nicht), war in die Telefonzentrale gegangen, um das Sanitätsauto anzufordern. Zwerg Paula, der sich in der Nähe herumtrieb und unruhig wurde, weil er die Entlassung Hoffs schon für sicher gehalten hatte und die Gründe für die Verzögerung nicht kannte, benutzte die Gelegenheit, um zu Hoff hinein zu schlüpfen.

Hoff saß auf dem Ruhebett mit krummem Rücken und weinte nicht mehr. Er hatte den Kopf auf der Brust und seine Arme hingen zwischen den Schenkeln. Er drehte die Augen langsam dem Zwerg zu und sagte träge: „Herr Beutelmann, ich kann Sie nicht überzeugen."

Der Zwerg erschrak über seinen Anblick. Hoffs Gesicht sah aus, als sei es von einer furchtbaren Faust zusammengeknetet und zerdrückt. Es schien sich anatomisch verändert zu haben. Die Nase war größer und stand schief, das Jochbein war vorgetrieben, die Backen eingefallen, der Mund verlängert, die Kinnladen unterstrichen, die Augen übergroß, leer, langsam. Er sah auch in der Kleidung heruntergekommen aus: der Anzug war verdrückt, der Kragen verknittert, der Schlips saß schief, die Haare waren nicht mehr gescheitelt und hingen häßlich in die Stirn. Es war ein fremder Mann.

Der Zwerg dachte erschüttert: es hat alles keinen Zweck mehr, jetzt kommt kein Mensch mehr an ihn heran – und ich schon gar nicht. Er flüsterte: „Ich bin es ja, der Schopp."

„Beutelmann", beharrte Hoff.

Der Kleine ging bis zur Selbstverleugnung. „Nein, Herr Hoff, ich – Paula", nannte er sich bei dem verhaßten Namen.

Der Name wurde von Hoff begriffen, doch sofort

mit einer matten Erinnerung an die letzte feindselige Szene zwischen sich und dem Zwerg verbunden. „Paula", sagte Hoff leise, „Tür oder Fenster".

Der Unterbeamte konnte jeden Augenblick zurückkommen. Paula hatte ein Überraschtwerden nicht unbedingt zu fürchten; denn er stand im Augenblick bei den informierten Stellen des Präsidiums im Ruf des Mannes, der das Attentat aufgeklärt hatte und zum mindesten einen Teilbetrag der für die Auffindung des Ministermörders ausgesetzten Summe empfangen würde. Er konnte dem Subalternen gegenüber schon Ausreden finden; aber er wollte, in Hoffs Interesse, eine Verbindung zwischen ihm und sich wenigstens heute und in diesem Haus vermeiden. Er hatte Eile. Er mußte sich auf gedrängten Bericht beschränken.

„Hertz ist tot", meldete er.

„... hat sich prompt um die Ecke gebracht", berichtigte Hoff.

Paula sah ihn traurig an. Es rührt ihn nicht, dachte er. Er berichtete krasser: „Hertz schoß sich in den Mund – sah schrecklich aus – unvorstellbar scheußlich, Herr Hoff, nicht zum Wiedererkennen, sage ich Ihnen, überhaupt kein Gesicht mehr – er hatte nicht mal einen Brief bei sich, warum er das getan hat und so ... – Höchst anständig. Ich habe

nachgesehen, bevor ich die Polizei alarmierte. Ich hätte den Brief natürlich weggenommen ..."

Paula stockte. Hoff sah ihn schwer und leer an. – Er begreift nichts mehr, dachte Paula. „Mein Gott, Herr Hoff, begreifen Sie doch, sein Selbstmord schafft eine außerordentlich günstige Situation für Sie. Man hält ihn hier für den Täter, schon seit heute vormittag. Nicht etwa, daß ich ihn angezeigt hätte, Herr Hoff ..."

Paula wartete auf die Wirkung dieser Worte. Hoff schwieg. „Sein Selbstmord scheint natürlich geradezu eine Verdachtsbestätigung, das sehen Sie doch ein. Bis man Nachforschungen anstellt und Zweifel faßt, gehen mindestens acht Tage ins Land. Vielleicht kommen sie überhaupt nicht bis zum Zweifel, die Leute sind ja unbegabt. Und Sie müssen natürlich entlassen werden, wenn Sie sich nicht gar zu wild aufgeführt haben. Das weiß ich ja nicht ..."

Hoff sah langsam die Zimmerwände entlang.

„Herr Hoff, der Wahnsinn ist eine gute Sache, wenn man Sie geklappt hätte. Aber wie es jetzt steht, geht es ja viel einfacher. Nehmen Sie die Nerven ein wenig zusammen, bleiben Sie heute nacht ruhig hier, ärgern Sie die Leute nicht, entschuldigen Sie sich morgen mit Grippe oder Alkohol. Morgen früh werden Sie entlassen – jetzt ist ja Straßensperre,

verstehen Sie – und dann sofort zum Bahnhof. Ich stehe unten. Morgen gehen wieder Züge. – Das wollte ich Ihnen schnell sagen, Herr Hoff. Haben Sie mich verstanden?"

Hoff stand auf, ging zum Fenster, das er vorhin gesucht hatte, schlug mit der Faust die Scheibe ein und schrie: „Raus!" Er wies mit der blutenden Hand den Weg durch das Fenster.

Paula lief davon. Das Geklirr der Fensterscheibe alarmierte Beamte, die in der Nähe waren. Man verständigte den Chef. Der Polizeirat kam brüllend herbei, in der Hand eine Mullbinde. „Da haben wir's! Da haben wir's! Natürlich Selbstmordversuch! Natürlich unbeaufsichtigt! Wo ist denn der Kerl ..." Der Kerl – der Unterbeamte, der die vorzüglichen Beobachtungen geschrieben hatte und fortgegangen war, um das Sanitätsauto anzufordern – erschien gleich darauf und war totenblaß. Der Polizeirat beschimpfte ihn. Der Beamte stand stramm, nur sein Kinn zitterte.

Hoff, der sich erschrocken in einen Zimmerwinkel gedrückt hatte, als der Lärm losbrach, zog jetzt die Stirn zusammen und ging auf den Polizeirat los, die tropfende Hand schwenkend.

„Sie sind eine böse Laune Gottes", sagte er zu ihm.

Der Polizeirat mußte lachen, trotz seines dienstlichen Zornes. Diese Psychopathen waren manchmal

unbezahlbar. Er wollte sich den Ausspruch merken; denn er war für Selbstironie empfänglich und hatte, zumal wenn er nicht schlafen konnte, bedrückte Stunden, in denen er mit sich nicht sanft umging. Lachen paßte nicht zur Disziplin und gar nicht zur zornigen Szene. Er gab die Mullbinde dem zurechtgewiesenen Beamten, dessen Schuldbewußtsein ihm ganz gut gefiel (der Kerl merkt es sich, dachte er), befahl, den Verletzten zu verbinden und ihn unverzüglich fortzuschaffen. An der Tür sagte er noch einmal: „Dann aber weg mit ihm!" und verließ den Zwischenfall Hoff endgültig.

Der Beamte verband Hoff. Er war nicht ungeschickt. Er hatte noch Schweißperlen auf Stirn und Nase.

„Seien Sie mir, bitte, nicht böse", sagte Hoff sanft. Der Beamte sah ihn überrascht an.

Der Wagen wurde gemeldet. Der Beamte nahm wortlos Hoffs Mantel und Hut vom Kleiderhaken und brachte sie ihm.

„Wohin denn?" fragte Hoff mißtrauisch.

„Machen Sie mir um Gottes willen doch keine Geschichten mehr", bat der Beamte.

„Nein, nein", sagte Hoff sofort, ließ sich in den Mantel helfen und ging gehorsam mit.

Das Sanitätsauto stand vor einem Seitenportal. Die Tür war verschlossen. Hoffs Begleiter trat an

die Pförtnerloge und verlangte den Schlüssel. Paula tauchte auf und berührte Hoff am Ärmel. Ob der Kleine schon neben der Tür im Dunkeln wartete oder den beiden nachgelaufen war, blieb ungewiß.

Paula flüsterte vorwurfsvoll: „Sehen Sie, das haben Sie davon: jetzt kommen Sie ins Irrenhaus."

Hoff bewegte die langsamen Augen und zog den Kopf ein, als erwarte er einen Schlag. Sein Begleiter kam mit dem Schlüssel und öffnete die Tür. Paula stand bescheiden abseits.

Jetzt kam unerwartet die kurze, wilde und häßliche Schlußszene. Hoff stand wie festgewurzelt. Der Begleiter bat, lockte, befahl, zog ihn am Ärmel. Hoff stand etwas breitbeinig, hob die Schultern hoch und drückte die Arme an den Körper. Er rührte sich nicht. Der Begleiter rief den Pförtner zu Hilfe. Die beiden schleppten Hoff durch das Tor. Hoff sah sich verzweifelt nach Paula um. Der Zwerg kam mit glasigen Augen hinterdrein und rief: „Ihr dürft dem Herrn nicht weh tun!" Er vergaß Hoffs trüben und geheimnisvollen Verzweiflungsblick sein Leben lang nicht. (Sein Leben war übrigens nicht lang; er kränkelte von nun ab.) Es war der kameradschaftlichste Blick, den der Held ihm je geschenkt hatte.

Draußen erst sah Hoff das Sanitätsauto. Es war dunkel; aber das rote Kreuz leuchtet trans-

parent. Hoff schrie und schlug um sich. Er schrie: „Derselbe Wagen! Pfui!"

Da war nämlich das Boulevardblatt gewesen, das ein Momentbild von dem Transport des erschossenen Ministers in das Sanitätsauto brachte und das Hoff aus diesem Grunde nicht gekauft hatte. Jetzt wurde gerade dieses Bild in Hoff wach. Er wollte nicht in diesen Wagen. Er entsetzte sich, er wehrte sich, die Zeit schob sich ihm zusammen, er will nicht in den Wagen, in dem der Tote liegt.

Die beiden Sanitäter liefen kampffreudig herbei, selbst der Chauffeur, ein Bärenkerl, kam zu Hilfe, obgleich er nach seiner Vorschrift den Wagen nicht zu verlassen brauchte; aber er tat es gewissermaßen aus Sport. Die fünf Mann überwältigten den Rasenden – sie hatten schon mit Kräftigeren zu tun gehabt – und hoben ihn auf. Der Chauffeur hielt die Beine, die anderen verteilten sich auf den übrigen Körper.

„Nicht photographieren!" heulte Hoff.

Paula hockte auf dem Randstein und versteckte das Gesicht in den Händen.

Die Männer trugen Hoff in den Wagen und banden ihn auf die Bahre. Jetzt genügten die beiden Sanitäter, die schmerzhaft Schulter und Beine hielten. Der Wagen fuhr an. Er war schlecht gefedert und stieß den Körper nach oben. Die Sani-

täter, die den Prall der Räder nicht mehr von dem Aufruhr des Menschen zu unterscheiden wagten, drückten ihn nach unten. Hoff stöhnte. Es war eine böse Fahrt.

Der Wagen hält. Hoff ist so schwach, daß er getragen werden muß. Er wird ruhig, sowie die Sanitäter verschwinden. Die Sanitäter sind seine Feinde. Er sagt es der Schwester auf der Aufnahmeabteilung. Die Schwester ist weiß gekleidet und freundlich. Sie gefällt ihm, er bemüht sich um Haltung, er entschuldigt sich einige Male. Das Sprechen fällt ihm schwer. Die Schwester quält ihn nicht mit Formalitäten, da seine Personalien und die Umstände seiner Einlieferung telefonisch durch die Polizei übermittelt worden sind.

Hoff kommt auf Saal vierzehn, zu zwanzig Leuten.

Es herrscht eine schwere Ruhe.

Hoff zählt die Betten. An der Decke brennt das bläuliche Nachtlicht.

Keiner von den zwanzig rührt sich.

Vielleicht sind alle gestorben, dachte Hoff, ich will auch sterben. Er schläft sofort ein.

Am nächsten Morgen ist die Vernehmung. Es kommt nichts dabei heraus. Hoff hält die Ärzte für

Untersuchungsrichter und macht seine Schuldaussage. Er wiederholt sie immer wieder.

Er gerät in Erregung, weil er immer wieder anderes gefragt wird.

Er wird aggressiv, weil er körperlich untersucht wird.

Er muß auf die Wachabteilung verlegt werden.

Die Wachabteilung ist der Ort für böswillige Kranke.

Er schreit ununterbrochen nach dem Sekretär Beutelmann, den er von seiner Schuld zu überzeugen habe.

Er kommt ins Dauerbad.

Er fällt in Schlaf.

Bad. Schlaf. Bad. Schlaf.

Die Zeit hat ihn endlich ausgestoßen.

Aus dem Krankenjournal vom 17. Februar, zwei Tage nach Hoffs Einlieferung: „Patient dauernd sehr erregt. Es scheint sich ein katatoner Erregungszustand herauszubilden. – Patient grimassiert auffällig, besonders mit der Stirnmuskulatur."

Hoff hat schwer zu kämpfen. Und wenn sein ungeheures Leid Buße ist, so ist es eine tückische Buße, weil der Büßer sie nicht bemerkt. Der Zustand, den das Krankenjournal mit katatoner Erregung bezeichnet, ist eine geistige Not ohnegleichen, Kampf

aus dem Inferno, Höllenstrafe. Denn Hoffs furchtbare Mühe dieser Tage ist der innere Erlebniskampf, der nach außen sinnlos bleibt. Das Schicksal zerschlägt die Verbindung von Außen und Innen. Aber sie läßt die magische Einwirkung der Krankheit zu, die innen Szenen von toller Deutlichkeit und Kraft in Regie nimmt. Das Schicksal ist grausam: es hätte ja das Herz erschlagen oder doch den Mut töten können. Es belastet nur das Herz und verstümmelt den Mut. Hoff läßt nicht nach.

Der Held kämpft mit zerbrochenen und verbogenen Waffen. Er will den verschütteten Weg der Erinnerung zur Tat wieder frei machen. Die Mühe ist unmenschlich. Er erringt nur Teilerfolge. Er zielt, drückt ab, zielt, drückt ab. Er ist der Schüttler mit hundert Gesichtern. Er hat die Aufgabe, die Hauptpersonen seiner Tragödie in rascher Folge darzustellen: Minister, Hertz, Herrgott, Paula – er wagt sich auch an die Frauen Ly und Hansmann. Er arbeitet, kämpft, quält sich. Er grimassiert. Er läßt nicht nach.

Aus dem Krankenjournal vom 19. Februar: „Patient vollkommen unzugänglich. Authistisch abgeschlossen. Während er bisher überwiegend gestisch und mimisch arbeitete, brüllt er jetzt stereotyp immer dieselbe Redewendung. Sehr aggressiv."

Hoff kommt langsam dem Ziel näher; aber er muß von äußerster Härte sein. Er muß mißtrauisch sein. Er hat Feinde unter jeder Maske: Hertz, Paula, Polizeirat, Sanitäter. Er vertreibt die Pharisäer aus dem Tempel. „Raus! Raus! Tür oder Fenster!"

Aus dem Krankenjournal vom 21. Februar: „Patient scheint akustisch und optisch zu halluzinieren. – Patient wird selbstgefährlich."

Hoff erlebt ein doppeltes Wunder: ein Wunder des Gehörs und ein Wunder des Gesichts. In den brutalen Ringkämpfen mit den Schuldverschiebern – jenen Erzfeinden, die ihn mit Tricks aus Himmel und Hölle nicht an die Schuld heranlassen (und die Schuld war etliche Male schon wieder zum Greifen nahe) – in diesem herakleischen Kampf gegen eine Hydra, die dauernd Gesicht, Namen und Taktik wechselt, gelingt ihm endlich ein Teilsieg: die Festlegung des Hauptgegners. Es ist David Hertz, der ihn so tückisch, gefährlich und hartnäckig umklammert, durchdringt und besitzt, weil ihm alle Kräfte der Liebe und des Hasses zur Verfügung stehen.

Hoff stellt Hertz.

Hertz spricht aus Hoffs Leib. Es ist ein Wunder.

Hoff staunt, sitzt krumm im Bett und belauert seinen Bauch. Er zieht das Hemd zurück und lauscht.

David spricht ziemlich deutlich, mit seiner epischen Stimme, die ohne Aufwand auch das Schreckliche schildern kann. Hertz sagt gelassen etwas Schreckliches: „Lieber Herr Hoff, was wollen Sie denn? Was geben Sie denn mit dem Minister an? Sie haben ja auch meinen Tod verschuldet. Ich darf logischerweise verlangen, daß Sie mit mir nicht weniger angeben."

Das ist schrecklich! Das ist eine Wahrheit so gut wie die andere!

Hertz doziert: „Bitte leugnen Sie nicht. Ein Held leugnet nicht. Ich habe es hin und wieder mit dem Leugnen versucht, wie Sie wissen; aber ich bin kein Vorbild für Sie. Sie lieben bekanntlich den Mut, auch wenn er sinnlos ist – ich ja nicht. Also sehen Sie mich nur an, Sie Mutliebhaber."

Hoff erlebt das optische Wunder. Er sieht David nicht vor sich, sondern hinter sich. Er verdreht dabei weder Kopf noch Augen. Er sieht durch den eigenen Hinterkopf hindurch die Szene von Davids Tod wie einen Filmausschnitt, wie eine Großaufnahme: Davids Gesicht, wie es war – kleiner Browning am Mund – Hoff schreit: „Schuß!" – Davids Gesicht, wie es wurde. Es ist kein Gesicht mehr! Es ist kein Gesicht mehr! Gustav Adolf mit den Kugeln im Bärenrücken ist gegen dieses Gesicht ein sanfter Schläfer!

Hoff springt aus dem Bett und hämmert den Hinterkopf solange gegen die Wand, bis sich Davids Gesicht auflöst.

Aus dem Krankenjournal vom 23. Februar: „Patient verweigert seit zwei Tagen Nahrungsaufnahme. Muß heute gefüttert werden."

Die Fütterung ist eine einfache Sache. Hoff wird auf dem Bett festgehalten. Ein gefetteter Schlauch wird in die Nase eingeführt. Der Schlauch rutscht von selber durch Rachen und Speiseröhre in den Magen. An den Nasenschlauch wird ein anderer Schlauch angesetzt. Das Zwischenstück ist aus Glas. Man sieht die hineingegossene Fleischsuppe durch das Glasstück in den Nasenschlauch laufen und weiß, daß sie bis in den Magen laufen wird. Die Fütterung ist eine einfache, nützliche und ungefährliche Sache. – Es gibt aber Kranke von einer Apathie des Körpers, die ohne zu zucken die Suppe durch die Luftröhre in die Lunge laufen lassen würden, wenn der Schlauch die falsche Richtung nähme. Das ist tödlich.

Hoff will nicht mehr essen, weil Hertz sich in ihm dauernd rührt. Wie kann man essen, wenn man zwei Menschen auf dem Gewissen hat? Hertz verbietet ihm zu essen. Hoff will mit Hertz nicht weniger angeben als mit Gustav Adolf. Er ist zu sehr beschäf-

tigt, um durch die Forderungen des Körpers nicht gestört und geärgert zu werden. Der Körper wenigstens soll sich nicht zur Partei der Schuldverschieber schlagen. Hoff gibt nicht nach.

Aus dem Krankenjournal vom 25. Februar: „Patient muß dauernd gefüttert werden. Wird körperlich zusehends schwächer. Nicht mehr so erregt. Liegt ziemlich ruhig im Bett, spricht unverständlich vor sich hin. Widerstand nur noch bei der Fütterung. Nicht ansprechbar. Scheint sich fortwährend mit Stimmen zu unterhalten."

Hoff spricht mit Hertz und Gustav Adolf. Mit wem sollte er sonst sprechen? Gustav Adolf zumal ist freundlich, sehr freundlich und will ihm helfen. Gustav Adolf ist zugleich Krieger, Held und Mensch. Das hat man schon auf der Schule gelernt. Hoff möchte es auch sein; aber er ist in dieser Beziehung gegen sich skeptisch. Gustav Adolf gibt guten Rat: „Herr Hoff, bekennen Sie vor aller Welt Ihre Doppelschuld. Nur Raubmörder dürfen weglaufen." David schließt sich an: „Bekennen Sie! Bekennen Sie! Es gibt keine bessere Therapie für unsereinen." Hoff wird ruhiger. Er hat Aussichten.

Aus dem Krankenjournal vom 27. Februar: „Patient bricht unmittelbar nach der Fütterung.

Scheint sich verschluckt zu haben. – Gegen Abend plötzlich hohe Fiebersteigerung bis 39,5. Die Atmung ist beschwert. Nasenflügelatmen. Der Puls ist schlecht. Bei der Untersuchung: Dämpfung über dem linken unteren Lungenflügel. Patient kollabiert zusehends. Es wird ein Kampferdepot gesetzt. Patient deliriert. Relativ zusammenhängende Sätze."

Wenn die Katatonie des Anfangs der große Kampf des Helden mit seinem Erlebnis genannt wurde, dann mag das Delirium des Endes die Erfüllung sein, innerliche Erreichung des Zieles.

Hoff verendet nicht wie ein krankes Tier. Er läßt nicht nach. Die Zeit, bisher feindlich, hält das abrinnende Leben, bis seine Rechnung glatt ist. Wäre das Schicksal, das keine Gnade kennt, ungnädig bis zum Ende, so könnte man verzweifeln.

Hoff öffnet nachts um elf Uhr die Augen und ist mit sich im reinen. Er sieht die beiden Ärzte und die beiden Krankenschwestern der Reihe nach an und sagt mit leiser und klarer Stimme:

„Ich bekenne! Ich bekenne doppelte Schuld. Ich habe Gustav Adolf erschossen. Das wißt Ihr. Das leugnet Ihr nicht, weil Ihr nicht zu den Lügnern gehört. Aber Ihr wißt nicht ..."

Er schweigt eine Weile. Sein klein gewordenes Gesicht leuchtet.

„Aufpassen!" sagt er. „Ich habe meine Frau in

den Bodensee gestoßen. Juni. Spring ins Wasser! Sie springt auch oder sie will ... Ich hebe ja schon das Ruder, meine Herren ... Beweis: Kopfwunde ..."

Hoff spricht noch viel; aber man versteht ihn nicht mehr.

Der gutartige Oberarzt hatte den wundervollen Einfall, zu sagen:

„Jetzt sind Sie sicherlich erleichtert, Herr Hoff."

Hoff lächelte.

Krankenjournal vom 28. Februar, abschließende Aufzeichnung: „Fünf Uhr dreißig morgens: Exitus letalis. Diagnose: katatoner Erregungszustand mit komplizierender Schluckpneumonie. Tod an Herzschwäche."

Finis libri!

Inhalt

Masken 7
Tatort 44
Menschenfischzug 66
Geheimbund 123
Mechanik 151
Brothers 174
Anblick 204
Spiegelfechter 238
Gläubiger 266
Via mala 311
Der Held 351

Von Alfred Neumann
erschienen ferner bei der Deutschen Verlags-Anstalt:

Guerra / Roman

30. Tausend. In Leinen M 7.50, in Halbleder M 10.–

Er setzt den Meißel seines unerhörten Stils an, um seinen tiefen Gedanken Form zu geben. Es ist schweres Geschütz, dieser Guerra, dieses neue Alfred Neumann-Buch, aber es schießt ein gutes Kaliber aus scharf gezogenem Rohr. Hans E. v. Zobeltitz im Daheim, Leipzig

Das kluge und fortreißende, auch in der Kompositionstechnik talentvolle Werk wird eine Sensation bleiben. Luzerner Tagblatt

Ein dichterisches Werk von Besonderheit und seltener Überlegenheit des Geistes, kraftvoll und spielerisch, zugleich von müder Ironie und erhabener Trauer. Das Deutsche Buch, Leipzig

Rebellen / Roman

45. Tausend. Leinen M 7.—, Halbleder M 10.—

Das Opus eines Schriftstellers voll Geist, voll unsentimentaler Sachlichkeit und voll diagnostischer Schärfe, in der er durch ein Einzelschicksal die von allen Mächten zerkämpfte Seele einer Zeit zu schildern weiß ... Neue Freie Presse, Wien

Das Buch packt, sofort ist man gefangen von dem harten, drängenden Rhythmus der äußeren und inneren Geschehnisse. Jede Person ist ein ganzes Schicksal und jedes Ereignis geladen mit Explosivstoff. Hannoverscher Anzeiger

Ganz meisterlich hat Alfred Neumann auch in diesem Buch wieder verstanden, Dämon und Gespaltenheit der Menschen sichtbar zu machen und die Vielverschlungenheit der Motive polyphon zu behandeln. Dialektisch wohlgerüstet, schreibt er Szenen von dramatischer Schlagkraft, dichterisch begnadet schreibt er eine blutvolle, sinnlich leuchtende Prosa von mitreißendem Atem ... eine historische Romandichtung, die an Großartigkeit des Wurfs, an Schärfe der Charakteristik, an künstlerischer Diktion dem Werk und Wert Conrad Ferdinand Meyers nicht nur nahekommt — es vielleicht überflügelt. Hamburger Nachrichten

Der Teufel / Roman

120. Tausend. In Leinen M 7.50, in Halbleder M 10.—

Von Bernhard Diebold mit dem Kleistpreis ausgezeichnet

Dieser Roman ist eine hinreißende, vorwärtsstürmende, atembeklemmende und blutdurchpulste Dichtung. Es gibt nur wenige „historische Romane", die so absolut zeitlos und lebendig, so bis ins Letzte seelenschürfend und auch organisch aufgebaut nicht Geschichte, sondern Menschen spiegeln. Durch das ganze Buch schlägt eines Menschen Herz.

Heinz Stroh in Berliner Börsenzeitung

Ein Gewaltiges, ein Seltsames, ein „Phänomenales" – „Einmaliges" – ist hier mit sicherem Griffe gepackt. Wird entwickelt aus Zeitgeist, Umstand und Person. Der Wille eines Mannes, schöpferisch in dem allzeit Beherrschenden, dem allzeit Bewußten, steht hinter diesem Werke. Ein souveräner Denker, ein souveräner Former: kurzum: — ein Könner!

Fritz Ph. Baader in Westfälische Zeitung

Eine großartige Leistung ... Wahrlich, so ist noch niemals die Geschichte in das Abenteuer und das Abenteuer in die Metaphysik einbezogen worden, wie es hier geschehen ist. Martha Charl. Nagel i. Hannov. Kurier

Die Brüder / Roman

Ein Frühwerk des Verfassers. In Leinen M 5.50

Alfred Neumann schildert in diesem Frühwerk voll unheimlicher Spannung das dämonische Leben zweier Brüder. Er formt eines seiner lebendigsten Werke mit ungewöhnlicher Darstellungskraft der Menschen, Landschaften und Abenteuer.

Wenn man ein Buch von Alfred Neumann liest, so wird einem schwindlich vor der Bewegung. Das Werk hat die abenteuerliche Intensität aller Bücher Neumanns und die heftige Glut des Wortes. Manche Szenen sind von visionärer Schönheit und Kraft. Der Tag

Daß „Die Brüder" bis jetzt unbekannt geblieben sind, ist wunderlich. Wir haben seit langem nichts mehr gelesen, was so gepackt und so gespannt hat, was aber zugleich auch dem Sinngehalte nach so interessiert hat, wie dieser Roman. Evangelisches Gemeindeblatt

Der Patriot

Erzählung. 17. Tausend. Kartoniert M 1.25, Leinen M 2.25

Eine von der ersten bis zur letzten Seite mit künstlerisch bewundernswert beherrschten Spannung geladene Erzählung vom Hofe des kranken Zaren Paul. Eine der vielen weltbewegenden Hintergrundsaktionen wird von Alfred Neumann in geheimnisvoll verhangenen und jäh zerreißenden Lichtern gezeigt. Scharf durchdacht — vorzüglich komponiert — glänzend akzentiert. — Arthur Fr. Binz i. Augsb. Postztg.

Die Wahl des großangelegten Stoffes, der glänzende Stil der sichergetroffenen Sprache und Haltung historischer Novelle weisen auf einen sicheren Könner und nicht gewöhnlichen Gestalter hin.

Hans Schoenfeld im Hannoverschen Kurier.

Der Patriot

Drama in 5 Akten. 9. Tausend. Geheftet M 2.50

Königsmaske

Drama in 5 Akten. Geheftet M 2.50

Frauenschuh

Tragikomödie in 4 Akten. Geheftet M 2.50

Haus Danieli

Schauspiel in 4 Akten. Geheftet M 2.50

Deutsche Verlags-Anstalt / Stuttgart und Berlin

Von Alfred Neumann erschienen in anderen Verlagen:

König Haber / Erzählung

Lehrer Tausstig / Erzählung

Die Lieder vom Lächeln und der Not / Gedichte

Die Heiligen / Legendäre Geschichten

Neue Gedichte

Rugge / Ein Buch Erzählungen

Der Konnetabel / Erzählungen

Alfred de Musset, Leben und Werk

Alt- und neufranzösische Lyrik in Nachdichtungen
Vergriffen

Altfranzösische Volkslyrik in Nachdichtungen
In Vorbereitung

Weitere Bücher von
ALFRED NEUMANN

Die Brüder

Roman. Neuaufl. Lein. M 4.80

Von der ersten Zeile an liegt eine unheimliche Spannung über diesem Buch. Die ungewöhnliche Darstellungskunst Alfr. Neumanns formt Schicksal, Mensch und Landschaft zu lebendigem und reifem Werk.
Preßburger Presse.

Der Patriot

Erzählung. 17. Tausend
Kart. M 1.10, Lein. M 2.–

Endlich wieder einmal ein echter Erzähler: fest zupackend, aus dem Vollen schöpfend und dabei den tiefen, langnachhallenden Grundton echten Geschehens anschlagend.
Hannoverscher Kurier.

Der Patriot

Drama in 5 Akten
9. Tausend. Geheftet M 2.25

Königsmaske

Drama in 5 Akt. Geh. M 2.25

Frauenschuh

Tragikomödie in 4 Akten
Geheftet M 2.25

Haus Danieli

Tragikomödie in 5 Akten
Geheftet M 2.25

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Bewundernswert ist Alfred Neumann als Menschengestalter. Seine Kunst, innere Konflikte darzustellen und in die geheimsten Urtiefen der menschlichen Seele hineinzuleuchten, ist geradezu faszinierend. Berliner Lokal-Anzeiger

Mit kristallener Klarheit legt seine blitzende Dialektik die Abgründe der menschlichen Seele bloß. Rheinisch Westfälische Zeitung

Neumanns bisher im historischen Roman nicht erreichte Sprachgewalt, seine starke Kraft dichterischer Empfindung und Ausgestaltung, seine raffinierte und kunstvolle Verflechtung, Steigerung und Hinausziehung der Handlung machen seine mit Geschehnissen und Ereignissen gesättigten Bücher zu einem Erlebnis.

The Illustrated Weekly

Neumann ist geradezu ein Meister in der Kunst, durch im wörtlichen Sinne farbenreiches Erzählen die Wirkung einer Szene zu beleben und zu heben. Dortmunder Zeitung